Nr. 26 | A. g. XIII | 27. Jahrgang

# Die Gleichheit

## Zeitschrift für Arbeiterfrauen und Arbeiterinnen

Mit der Beilage: Für unsere Kinder

Die Gleichheit erscheint alle vierzehn Tage einmal.
Preis der Nummer 10 Pfennig, durch die Post vierteljährlich ohne Bestellgeld 55 Pfennig; unter Kreuzband 85 Pfennig.
Jahres-Abonnement 2,60 Mark.

Stuttgart
28. September 1917

Zuschriften sind zu richten
an die Redaktion der Gleichheit, Berlin SW 68, Lindenstraße 3.
Fernsprecher: Amt Moritzplatz 14838.
Expedition: Stuttgart, Furtbachstraße 12.

### Seit vier Monaten

kennen die Leserinnen der „Gleichheit" ihr Blatt nunmehr in der neuen Form und unter der neuen Leitung.

Wir glauben in dieser Zeit alles getan zu haben, was in unseren Kräften stand, um die Versprechungen zu erfüllen, die wir unseren Leserinnen in der ersten von uns herausgegebenen Nummer gegeben haben.

Erfreulicherweise ist die Leserzahl in den letzten Monaten wieder Schritt für Schritt in die Höhe gegangen. Das ist für uns das beste Zeichen, daß wir auf dem richtigen Wege sind. Zahlreiche Frauen, die in der „Gleichheit" mehr suchten als eine regelmäßige gedrängte Übersicht des tief bedauerlichen Parteizerwürfnisses, die von ihr schlichte Belehrung über politische Angelegenheiten, sachliche Aufklärung über die mannigfachen Vorgänge in der Frauenbewegung, aber auch stimmungsvolle Erholung von der Unrast des öffentlichen Lebens durch schöngeistige Unterhaltung suchten, sie kehren jetzt in unseren Leserkreis zurück.

Was wir besonders erbeten hatten: die fleißige Mitarbeit aus den Kreisen der Leserinnen, ist uns weit über Erwarten erfüllt worden. Es strömt uns eine Fülle von Aufsätzen aller Art zu, so daß wir über die darin zum Ausdruck kommende geistige Regsamkeit innerhalb der proletarischen Frauenbewegung hocherfreut sind.

In ganz besonderem Maße gilt das auch von unserer Kinderbeilage. Zahlreiche Briefe in rührend-kindlichem Stile geben uns zu erkennen, daß die Knaben und Mädchen mit Lust und Liebe an ihrer Beilage hängen und nicht die Zeit erwarten können, bis die nächste Nummer in ihre Hände gelangt.

Wir glauben deshalb, aus Anlaß des Quartalwechsels an unsere Leserinnen die Bitte richten zu dürfen, daß sie mit Eifer und Tatkraft für die Werbung neuer Leserinnen arbeiten. Jede unserer Leserinnen hat eine Verwandte, eine Freundin, eine Mitarbeiterin, eine Nachbarin, die eigentlich ihrer wirtschaftlichen Lage und ihrer Denkungsweise nach schon längst Bezieherin der „Gleichheit" sein müßte. An sie tretet heran, liebe Leserinnen, und überzeugt sie von der Notwendigkeit, unser Blatt regelmäßig lesen zu müssen.

Die bescheidenen Kosten eines Abonnements stehen in keinem Verhältnis zu der Anregung, die ihnen unser Blatt bietet.

Laßt uns nicht vergeblich bei euch angeklopft haben! Gebt uns die Möglichkeit, in Kürze über starken Zuwachs unserer Leserzahl in allen Gegenden Deutschlands berichten zu können.

**Redaktion und Verlag der „Gleichheit".**

### Vertagt!

Die kriegsmüde Welt, vor allem die Frauen sind um eine enttäuschte Hoffnung reicher: die Stockholmer Friedenskonferenz ist wieder einmal vertagt worden, vorläufig bis in den Oktober oder November hinein.

Dann stehen wir schon mitten im vierten Kriegswinter drin und dürfen uns darauf gefaßt machen, daß der ganze Winter mit dem wilden Lärm des Krieges und dem heiseren Geschrei der Kriegspolitik erfüllt sein wird, ehe von Stockholm nur die ersten erlösenden Worte der international wieder geeinigten und zusammenarbeitenden Sozialisten erklingen.

Es ist ein trauriger, aber sonnenklarer Beweis für die ungeheure Schwierigkeit, das gegenwärtige jahrelange Ringen der Völker mit einem verständigen Frieden zu beenden, wenn es nicht einmal den bis an die Schwelle des Krieges zu internationaler Denk- und Gefühlsgemeinschaft verbundenen Sozialisten der feindlichen Länder gelingen will, eine vorläufige vorbereitende Besprechung untereinander zustande zu bringen.

Deshalb müssen auch alle sonstigen nur denkbaren Möglichkeiten, den Frieden allmählich herbeizuführen, mit heißem Bemühen und sorgsamer Vorsicht benutzt werden. Nichts darf als unwichtig oder gleichgültig beiseite geschoben werden, was den kommenden Frieden so oder so einen Schritt vorwärts bringen kann.

Aus diesem Grunde haben wir die Papstnote begrüßt. Mochte dabei eine unausgesprochene Nebenabsicht gewesen sein, das damals rüstig vorschreitende sozialistische Friedenswerk von Stockholm zu entwerten! Was schadete es! Wenn nur dem Frieden damit genutzt wurde!

Aus diesem Grunde begrüßen wir die Wilsonsche Antwort, soweit sie Friedensbedingungen formuliert, die den Richtlinien der Stockholmer Konferenz, des Papstes und des Deutschen Reichstags sich annähern, und wir verurteilen die Überheblichkeit, mit der sich gleichzeitig Wilson in die inneren Verhältnisse Deutschlands einmischt, weil er hierdurch weder dem Frieden noch der Demokratisierung Deutschlands nutzt.

Aus diesem Grunde begrüßen wir die tapfere Gegenwehr unserer Truppen im Westen und die kraftvollen Vorstöße im Osten, besonders die Einnahme Rigas und die Zurückwerfung der russischen Armeen; denn diese unerreichten Leistungen unserer feldgrauen Brüder, Väter, Söhne, Gatten da draußen zeigen den Feinden, daß sie auf einen Frieden durch militärische Niederwerfung Deutschlands nicht zu rechnen haben; daß das deutsche Volk trotz des drei Jahre lang währenden Krieges noch immer die Kraft hat, auf einen Schelmen anderthalbe zu setzen; daß die Feinde sich deshalb früher oder später zu dem Verständigungsfrieden entschließen müssen, zu dem wir schon seit langer Zeit bereit sind.

Aus diesem Grunde bedauern wir das durch und durch unsozialistische Verhalten der sozialistischen Arbeiter Englands und Frankreichs, die nicht die Kraft haben, ihre eigenen Re-

gierungen zum Verzicht auf die Eroberungsziele zu zwingen, und nicht den Mut, ihren Regierungen zum Trutz und dem Sozialismus und dem Frieden zum Nutz nach Stockholm zu gehen, statt dessen aber in der unheilvollen Verblendung verharren, den deutschen Sozialdemokraten in hochfahrender Weise Verhaltungsmaßregeln geben zu wollen.

Wir bedauern das um so mehr, als sich dadurch der internationale Sozialismus, der bei der Schaffung des Friedens in erster Reihe wirken müßte, selber ausschaltet oder doch in den Hintergrund stellt, was für seine Stellung nach dem Kriege, sowohl in den einzelnen Ländern als auch als internationale Macht, verhängnisvoll ist.

Wir bedauern aufs tiefste, daß die französischen und englischen Sozialisten nicht erkennen, wie sie durch ihr Verhalten nur die Interessen ihrer eigenen kapitalistischen Kasten und Regierungen fördern.

Aber wir verzagen darum nicht!

Der Friede ist trotz alledem auf dem Wege. Und wir deutschen Sozialdemokraten haben unseren Anteil daran, wenn dem so ist. Wir werden auch weiterhin unsere Schuldigkeit tun: jede Friedensmöglichkeit aufs wärmste unterstützen, jede Kriegshetzerei im eigenen Lande aufs schärfste bekämpfen, jede aufkommende Verzagtheit unterdrücken, arbeiten und nicht verzweifeln!

## Der Schnitter.

**Es ging ein Schnitter durch das Land,**
**Mit welkem Leib und dürrer Hand,**
**Zum Mähen.**
**Da hoben sich der Tücher viel**
**Zu Frauenaugen stumm empor,**
**Um die es war wie Tränenflor . . .**
**Sie mochten ihn nicht sehen.**

**Der Schnitter aber ging und sann**
**Und setzte dann die Sense an**
**Zum Mähen.**
**Und was er mähte, sank dahin**
**Und ging den letzten dunklen Gang,**
**Und seine Sense schrie und sang**
**Vom Werden und Verwehen. . . .**

**Er aber geht und fällt und mäht**
**Und kennt nicht früh und kennt nicht spät**
**Beim Mähen.**
**Und wo der Sense Klinge streift**
**Nach ihres Schnitters dunklem Sinn,**
**Da sinken ganze Länder hin**
**Und müssen still vergehen.**

**Es ging ein Schnitter durch das Land,**
**Ein Schnitter ging im Weltenbrand**
**Mit welkem Leib und dürrer Hand,**
**Dahin durch dich, mein Vaterland,**
**Zum Mähen. . . .** **Werner Peter Larsen (München).**

## Rechts oder links!

Die bewährte Vorkämpferin der Frauenrechtsbewegung Minna Cauer kommt in einer kritischen Übersicht über die gegenwärtige Lage der Stimmrechtsbewegung zu folgendem konsequenten Schlusse:

> Rechts oder links — das dürfte nunmehr die Losung auch in der Frauenwelt sein. Im Reichstag hat sich zur Durchsetzung einer Friedensresolution eine Mehrheit gefunden, zusammengesetzt aus Sozialdemokratie, Fortschrittliche Volkspartei, Zentrum und hie und da auch aus anderen Parteien, die an ihre Fraktionsbeschlüsse sich nicht binden zu wollen wohl erklärt hatten. Können wir mit Sicherheit auf eine Mehrheitspartei aus der Frauenwelt rechnen, die eine freiheitliche Entwicklung mit aller Kraft, mit starkem Willen auf den verschiedenen Gebieten herbeizuführen bereit ist und auf weitschauenden Grundsätzen beruht? Vorbereitet und angebahnt muß es werden, die Zeit drängt dazu. Immer wieder müssen wir betonen, ein Entweder-Oder wird von den Frauen wie von den Männern gefordert. Und das ist gut so. „Neuorientierung, neue Zeit" und all die vielgebrauchten Worte könnten bald zum Schall und Rauch werden, falls nicht Handlungen und Taten folgen.
>
> Wir wissen nicht, was die nächsten Monate, ja Wochen uns bringen werden, das Eine steht fest — nur Kraft, Wille und Mut bringen auch der Frauenwelt ihre Rechte. Nur keine Phrasen mehr! Wir haben schon viel zu viel gehört und — schweigend geduldet. Das macht mitschuldig. So intensiv wir auch unsere Blicke in die ganze Welt hinauswenden, ebenso intensiv müssen wir unseren Sinn auf die innere Entwicklung richten. Die Politik des neuen Reichskanzlers kennen wir noch nicht. Seine erste Rede im Reichstag brachte in seiner Stellungnahme zur äußeren und inneren Politik keine Klarheit. Der Reichskanzler erklärte: „Nach Erlaß der Allerhöchsten Botschaft vom 11. Juli über das Wahlrecht in Preußen stelle ich mich selbstverständlich auf deren Standpunkt." Halten wir das fest!
>
> Im Herbst werden wir hoffentlich erfahren, wie dieses „Selbstverständliche" aussieht. Im Abgeordnetenhaus gibt es eine konservative Mehrheit, und diese Mehrheit ist sehr zäh — im Versagen innerer freiheitlicher Entwicklung.

Zunächst wäre es notwendig, daß sich eine Mehrheitspartei aus der Frauenbewegung bildete, die die Forderung des Frauenstimmrechts auf ihr Banner schriebe! In diesem Zeichen könnten die bürgerliche und die proletarische Frauenbewegung vereint marschieren und vereint schlagen. Denn da die Gleichheit des Wahlrechts in Zukunft außerhalb aller Debatten steht, sollte auch der daraus entstandene Zwiespalt der bürgerlichen Frauenstimmrechtsbewegung sein Ende haben. Zu Eigenbröteleien ist jetzt keine Zeit. Nur gemeinsames Vorgehen der gesamten Frauenbewegung kann den Durchbruch durch die Front der männlichen Frauenwahlrechtsgegner erzwingen.

## In Reih' und Glied!

Schon vor dem Kriege gab es Hunderttausende von Frauen, die in der Fabrik, in Handel und Gewerbe in Reih' und Glied mit dem Manne standen. Aber nur ein Teil von ihnen hatte die daraus entspringenden Pflichten und Rechte erkannt: die Pflicht, in die gewerkschaftlichen und politischen Organisationen der Männer einzutreten, das Recht, mit den Männern gemeinsam über ihr Wohl und Wehe zu entscheiden.

Durch den Krieg sind viele Hunderttausende von Frauen, die sonst nie daran gedacht hätten, in den gesellschaftlichen Arbeitsprozeß hineingezogen worden. Sie müssen arbeiten wie Männer, ihnen drohen die gleichen gesundheitlichen Gefahren, sie leiden unter den gleichen Mißständen der Lohn- und Arbeitsverhältnisse wie die Männer, sie haben die gleichen Vorteile wie die Männer, wenn durch die gewerkschaftliche Organisation eine Besserung der Lohn- und Arbeitsverhältnisse erzielt wird.

Früher hat die Frau oft genug den Mann mit Widerstreben in die Versammlungen gehen sehen, ihr tat das Geld leid, das er für den Verbandsbeitrag und für den Versammlungsbesuch ausgab. Heute denken viele Frauen anders. Sie haben den Wert des Zusammenschlusses der Arbeiter erkannt. Sie kämpfen in Reih' und Glied mit ihren männlichen Berufskollegen.

Aber größer ist die Zahl der Frauen, denen diese Erkenntnis noch nicht aufgegangen ist, die den Beruf nur noch lediglich als eine beschwerliche Last zum Geldverdienen auffassen, von der volkswirtschaftlichen Bedeutung der Arbeit aber nichts verstehen und — nichts verstehen wollen!

Größer ist die Zahl der Frauen, die auch über die politischen Ursachen, die ihren Mann in den Krieg und sie selbst in die Fabrik gezogen haben, noch wenig oder gar nicht nachgedacht haben, die von politischer Aufklärung nichts wissen wollen. Das geht auch jene zahlreichen Frauen an, die nicht erwerbstätig zu sein brauchen, aber über den Krieg jammern, ohne über seine Ursachen und die Mittel zu seiner Beendigung jemals nachzudenken.

Alle diese Frauen und Mädchen müssen für die Organisationen gewonnen werden. Sie müssen hinein in ihre Gewerkschaften, um dort Schulter an Schulter mit dem Manne für die Besserung ihrer Lebenslage zu kämpfen. Sie müssen hinein in die politische Organisation, in den sozialdemokratischen Verein, um dort Seite an Seite mit dem Manne sich Belehrung zu holen und an politischen Entscheidungen mitzuwirken.

Organisation ist die Zauberformel, die auch schwache Einzelkräfte zu starken Leistungen befähigt!

Durch Organisation hat Deutschland in diesem furchtbarsten aller Kriege bis jetzt sein Dasein aufrechterhalten.

Durch Organisation haben die deutschen Arbeiter erreicht, was sie an wirtschaftlichem und politischem Einfluß besitzen.

Durch Organisation kann die Arbeiterschaft auch in Zukunft nur ihre sozialistischen und demokratischen Ziele erreichen.

Durch Organisation allein können auch nur die Frauen aus ihrer heutigen unfreien Stellung heraus und zu gleichen Rechten mit dem Manne gelangen.

**Darum hinein in die Organisationen, Arbeiterfrauen und Arbeiterinnen! Marschiert in Reih' und Glied!**

## „Politisch unreif?"

Allemal, wenn das Frauenwahlrecht zur Sprache kommt, wird von Freund und Feind darauf hingewiesen, daß das weibliche Geschlecht politisch unreif sei.

Die erste Hälfte des vorigen Jahrhunderts zeitigte eine Literatur, die einerseits das Selbstbewußtsein des weiblichen Geschlechts und seinen Willen zur Selbsterziehung weckten, und andererseits die allgemein herrschenden Anschauungen über Frauenleben zugunsten freierer Sitten zu beeinflussen suchte. Bei Anwendung der neuen Ideen vom gleichen Menschenwert des Weibes aber zeigten sich die Hindernisse nicht nur infolge engherziger Moralbegriffe bei allen Gesellschaftsklassen, sondern auch durch altehrwürdige Gesetzesschranken. So mußten die Frauen, wenn sie vorwärts kommen wollten, sich politischen Fragen zuwenden und den Wert politischer Waffen kennen lernen. Die Schriften, welche aus der Frauenbewegung in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hervorgegangen sind oder für sie wirken, sind daher durchweg politischen Charakters.

Die bedeutendste Schrift, welche zugleich die proletarische Frauenbewegung aus der Taufe hob, ist Bebels Buch: „Die Frau und der Sozialismus". Ihr Grundgedanke ist: „Die Frau wird durch Beseitigung der Klassenherrschaft aus der Geschlechtssklaverei befreit werden," und die Schlußfolgerung: „Die Eroberung des Frauenwahlrechts ist die wichtigste Aufgabe der Sozialdemokratischen Partei."

Aber Bebel ist tot und sein beredter Mund ist stumm. Doch die Gegenwart steht in ungeheuer drängenden täglichen politischen Kämpfen, die uns in schier atemloser Spannung halten. Die Frauen tragen alle Lasten des Krieges, durch Verkehrtheiten der Regierung und Böswilligkeiten der ländlichen Kreise noch unnützerweise erschwert. Ein Volk ohne politische Freiheiten, ohne politische Waffen und demzufolge ohne politische Einsicht übt dann wohl das Urrecht aller leidenden Kreatur: es schlägt wild um sich und wirft sich zerstörend auf die Zeichen der stagnierenden Regierungsgewalt. In Rußland, in den Südstaaten — immer wo politische Rechtlosigkeit politische Unreife erhält, sind die meisten Aufstände und Revolutionen zu zählen.

Dagegen haben wir bei uns bisher ein ruhiges Zuwarten beobachten können. Die Männer, welche in Berlin für Deutschlands Schicksalsrad das Geleise legen, sind vom Volke gewählt. Jeder Deutsche hat einem von ihnen sein Vertrauen mit auf

## Feuilleton

**— — Was verschmerzte nicht der Mensch! Vom Höchsten**
**Wie vom Gemeinsten lernt er sich entwöhnen,**
**Denn ihn besiegen die gewalt'gen Stunden.** Schiller.

★

**Was man nicht aufgibt, hat man nie verloren.** Schiller.

## Ein grünes Blatt.

Von Theodor Storm. (Fortsetzung.)

Ganz blaue!" sagte sie, „die sind von meiner Mutter!" — „Von deiner Mutter? — Hast du denn eine Mutter?" — „Du bist nicht klug!" sagte das Mädchen, indem sie aufsprang. „Sie hat vor vier Wochen den Vogt geheiratet. Seitdem bin ich beim Großvater."

Nun wurde er völlig wach. „Ich bin irre gegangen", sagte er, „in der eigenen Heimat. Du mußt mir auf den Weg helfen, du — wie heißt du denn?" — „Regine!" sagte sie.

„Regine . . . und ich heiße Gabriel!"

Sie sah ihn groß an.

„Nein, nicht der Engel Gabriel!"

„Lache nur nicht!" sagte sie, „den kenne ich besser als dich!"

„Der Tausend. So bist du wohl des Schulmeisters Enkelkind?"

Sie sagte: „Mein Vater war Schulmeister, er ist im vorigen Frühjahr gestorben."

Beide schwiegen einen Augenblick; dann stand Gabriel auf und bedeutete ihr, wie er noch bis zum nächsten Morgen jenseits der Fähre in der Stadt sein müsse. Sie zeigte mit der Hand nach dem Walde. „Dort wohnt mein Großvater," sagte sie, „du kannst erst Vesper mit uns essen; nachher weise ich dir den Weg." Als Gabriel das zufrieden war, trat sie von dem schmalen Fußpfad auf die Heide hinüber und schlug die Richtung nach dem Walde ein. Die Blicke des jungen Mannes folgten unwillkürlich ihren Füßen, wie sie behend und sicher über die harten Stauden dahinschritten, während bei jedem Tritt die Grillen vor ihr aufflogen. So gingen sie mitten durch den Sonnenschein, der wie ein Goldnetz über den Spitzen der Kräuter hing; mitunter rieselte ein warmer Hauch über die Steppe und erregte den Duft der Blüten um sie her. Schon hörten sie dann und wann im Walde das Rufen der Buchfinken und in den Wipfeln der hohen Buchen das scheue Flattern der Waldtauben. Gabriel aber, des Reiseziels gedenkend, hub an zu singen:

Es liegen Wald und Heide
Im stillen Sonnenschein.
Wir hätten gerne Frieden;
Doch ist es nicht beschieden,
Gestritten soll es sein.

Nun gilt es zu marschieren
In festem Schritt und Tritt;
Der Krieg ist losgelassen,
Er schreiet durch die Gassen,
Er nimmt uns alle mit!

So leb' denn wohl, lieb' Mutter!
Die Trommel ruft ins Glied.
Mir aber in Herzensgrunde
Erklingt zu dieser Stunde
Ein deutsches Wiegenlied.

„Krieg?" sagte Regine, indem sie stehen blieb und sich nach dem Sänger umwandte. — Gabriel nickte.

„Sprich nicht davon zum Großvater," sagte sie, „er glaubt doch nicht daran."

den Weg gegeben. Das Vertrauen eines ganzen Volkes ist die Macht, auf die sich der Reichstag stützt.

Aber deutlicher als jemals ist jetzt zu sehen, daß auch die weibliche Bevölkerung trotz politischer Rechtlosigkeit versteht, politisch klug zu handeln. Würde sie sich sonst so still verhalten haben in diesem Juni, wenn sie nicht fähig wäre, sich zu sagen: Auch das noch muß getragen werden, damit nicht noch Schlimmeres kommt! Jeder ruhige Tag jetzt trägt uns politische Frucht für die Zukunft!

Wer die Haltung des weiblichen Geschlechts in Deutschland, vornehmlich im Proletariat, jetzt richtig zu deuten weiß, braucht wahrlich um seine politische Reife nicht mehr zu bangen!

Ella Wierzbilski.

## Aus unserer Bewegung

### An die Genossinnen!

Der Monat Oktober soll ein allgemeiner Werbemonat für unsere Frauenbewegung sein. Es gilt die Vorbereitungen dazu schleunigst zu treffen. Das Material ist den Organisationsleitungen zugegangen. Sie werden sich mit den am Ort tätigen Genossinnen verständigen, wie die Arbeit am besten durchzuführen ist. Wo das noch nicht geschehen ist, müssen sich unsere tätigen Genossinnen darum bemühen.

Jede Genossin muß für das Gelingen der Sache interessiert werden. Mit einem zur Arbeit aufmunternden Brief muß ihr das Werbematerial (Flugblätter, Broschüren, verschiedene Nummern der „Gleichheit" und Aufnahmescheine) zugestellt werden. Es ist notwendig, daß unsere Genossinnen diese Schriften selber aufmerksam lesen, daß sie ferner gerade jetzt die Tageszeitungen verfolgen, weil darin wertvolle Beiträge führender Genossinnen und Genossen zur Frauenfrage erscheinen werden.

Die Frage: wo und bei wem agitieren wir? ist gewiß nicht schwer zu beantworten. Es stehen viele abseits, die zu uns gehören und gewonnen werden können. Die Kriegerfrauen, die in der ersten Verwirrung ihre Mitgliedschaft aufgegeben haben, werden, soweit sie erwerbstätig sind, gern wieder die kleinen Beiträge für „Gleichheit" und Mitgliedschaft im Sozialdemokratischen Verein entrichten. Wenn sie das aus Mangel an Mitteln nicht können, müssen sie von jetzt ab wieder regelmäßig zu unseren Veranstaltungen geladen werden. Bei ihnen gilt es anzufragen, ebenso bei den Frauen unserer Parteigenossen, soweit sie noch nicht organisiert sind, sie sind durch das Lesen der Parteipresse und durch ihre Männer schon für den Gedanken der politischen Organisation vorbereitet. Unzählige Frauen stehen heute in der Erwerbsarbeit, sie fühlen den Druck der Ausbeutung, ihre Berufs-, Mutter- und Hausfrauenpflichten sind nur unter großen Mühen und persönlichen Opfern und auch dann nur mangelhaft miteinander zu vereinigen. Hier erwächst unsern ebenfalls erwerbstätigen Genossen und Genossinnen eine schöne Pflicht.

Zur Hausagitation und für die Werbearbeit in Werkstatt und Betrieb empfiehlt es sich, daß wir das Flugblatt und die „Gleichheit" abgeben mit der freundlichen Bitte, es doch einmal zu lesen, und daß wir dann nach einigen Tagen mit dem Aufnahmeschein in der Hand noch einmal nachfragen, ob die Freundin oder Kollegin zur Aufnahme in die Partei und zum Abonnement auf die „Gleichheit" bereit ist.

Öffentliche Versammlungen oder Frauenmitgliederversammlungen mit geladenen Gästen (Frauenabende), gut vorbereitet, wie es in Nr. 23 der „Gleichheit" empfohlen wurde, leiten am besten die gesamte Werbearbeit ein.

Genossinnen, die Arbeit ist notwendig, zeigen wir, daß wir ihrer gewachsen sind!

★

M. D. **München.** (Die Frauenarbeit in und nach dem Kriege.) In einer Sitzung der Frauenagitationskommission München wurde beschlossen, um die Frauenorganisation zu heben, weiter auszubauen und zu stärken, in nächster Zeit in den verschiedenen Bezirken Versammlungen abzuhalten. In der auf den 28. August im großen Saal des Gewerkschaftshauses in München einberufenen, sehr gut besuchten Frauenversammlung sprach Genossin Emilie Mauerer über „Die Aufgaben der Frau in und nach dem Kriege". Die Vortragende wies in ihren interessanten Ausführungen auf die überaus großen und schwierigen Aufgaben hin, welche die Frauen während des Krieges im gesamten Wirtschafts-

---

„Und du?" fragte Gabriel. „Was glaubst du selber denn?"

„Ich? — — Was geht uns Dirnen der Krieg an?"

Der junge Mann sagte nichts darauf, und beide setzten schweigend ihre Wanderung fort. Aus der formlosen Masse des Waldes trat nun das Laub der Buchen und Eichbäume in scharfen Umrissen hervor, und bald gingen sie im Schatten des Geheges entlang, bis sie das Ende desselben erreicht hatten. Hier, wo auch die Heide aufhörte, stand im Scheine der Nachmittagssonne eine kleine Kätnerwohnung. Eine Katze, die sich auf dem niedrigen Strohdach gesonnt hatte, sprang bei ihrer Ankunft auf den Boden und strich spinnend um die halbgeöffnete Haustür. Sie traten in eine schmale Vordiele, welche an den Wänden hin mit leeren Bienenkörben und mancherlei Gartengeräte ganz besetzt war. Zu Ende derselben klinkte Regine eine Tür auf, und Gabriel sah über ihre Schulter in ein kleines Zimmer; aber es war nichts drinnen als einsamer Sonnenschein, der an den Messingknöpfen des Ofens spielte, und der Pendelschlag einer alten Schwarzwälder Wanduhr.

„Wir müssen nach dem Immenhof," sagte das Mädchen.

Gabriel lehnte seine Büchse in eine Ecke des Zimmers; dann gingen sie in den Garten, der unmittelbar unter den Fenstern lag. Aus der Haustür waren sie unter das Laubdach eines mächtigen Kirschbaumes getreten, der seine Zweige über das Haus breitete; ein gerader Steig zwischen schmalen Gemüsebeeten führte sie durch den Garten und aus diesem heraus auf eine kleine Wiese, von welcher ein viereckiges Plätzchen durch dichte Buchenhecken abgezäunt war. Die kleine Pforte, welche den Eingang zu demselben verschloß, war niedrig genug, daß Gabriel über sie hinweg das Innere übersehen konnte. Als sie herangetreten waren, gewahrte er gegenüber an der Laubwand, schon in halbem Schatten, ein hölzernes Bienenhäuschen, worauf die Strohkörbe neben- und in doppelter Reihe übereinander standen. Seitwärts auf einem Bänkchen saß ein Greis in der Bauerntracht dieser Gegend. Die Sonne schien auf seine gänzlich weißen Haare. Eine Drahtmaske, ein leerer Korb und anderes Gerät lagen neben ihm auf der Erde, in der Hand hielt er einen Melissenstengel, den er aufmerksam zu betrachten schien. Im schärferen Hinsehen bemerkte Gabriel, wie das Kraut von einzelnen Bienen umschwärmt wurde, während andere von den Blättern auf die Hände des alten Mannes hinüberkrochen.

„Ist das dein Großvater?" fragte er das Mädchen.

„Es ist eigentlich mein Urgroßvater," sagte sie; „er ist schon undenkbar alt."

Sie zog das Pförtchen zurück.

„Bist du es, Regine?" fragte der Greis.

„Ja, Großvater."

„Die Königin hat gestern abend umsonst gesungen," sagte er. „Nun muß ich morgen wieder auf den Posten." Indem wandte er den Kopf und sah nach den Ankommenden hinüber. „Treten Sie nur herein, junger Herr," sagte er. „Mit den Schwärmen hat es heut ein Ende." (Fortsetzung folgt.)

## Mein Kind ...

Mein kleines Kind ist die reinste und lieblichste Knospe meines Herzens. Rein aus reinster Liebe und schön, wie nur immer eine Liebesblüte sein kann.

Seine Händchen sind weiße duftende Lilienblätter, und die Fingerspitzen sind rosig wie das erste heimliche Erröten des jungen Tages.

Sein Körperchen ist runde, wonnigliche Zierlichkeit. Seine unwillkürlichen Bewegungen und Biegungen sind lustige Schelmerei, sind hastig und wild in Begleitung kleiner, molliger Lächeln.

leben in allen Ländern übernommen haben. In München allein sind zurzeit viele Hunderte von Frauen in der Armenpflege, in Kriegswohlfahrtsausschüssen und anderen ähnlichen Körperschaften tätig. Haben sie in diesen Körperschaften in jeder Beziehung ihren Geschlechtsgenossinnen beratend und helfend zur Seite gestanden, so haben die Frauen auch in allen Zweigen und Berufen des Wirtschaftslebens ihren „Mann" stellen müssen.

Nach lebhafter Aussprache stellte sich die Versammlung einstimmig auf den Standpunkt der Reichskonferenz der sozialdemokratischen Frauen. Sie nahm entschieden Stellung gegen den unerhörten Lebensmittelwucher, besonders gegen die neuerliche Preissteigerung des Fleisches, den Wucher beim Verkauf von Obst und sonstigen Lebensmitteln sowie beim Verkauf von Leder und anderen Gebrauchsgegenständen. Die Versammelten fordern mit allem Nachdruck das aktive und passive Wahlrecht für die Frauen in Reich, Staat und Gemeinde. Hierbei mitzuwirken, muß Aufgabe jeder Genossin sein. In einem Schlußwort wies Genosse Metzger darauf hin, daß die Frauen mehr als bisher sich zu einer festgefügten Organisation zusammenschließen sollen, und legte dringend nahe, nur die Arbeiterpresse zu halten, insbesondere die „Gleichheit", das Organ der Frauen, um so aus ihren Reihen tüchtige Kämpferinnen für die politische Gleichstellung aller Frauen zu erziehen.

Dr. **Der Bezirk Niederrhein** veranstaltete in den Tagen vom 10. bis 22. August eine Reihe öffentlicher Versammlungen für Frauen. Als Rednerin war Genossin Reitze-Hamburg gewonnen worden. Die Tour begann in Elberfeld, es ging weiter nach Essen, Krefeld, Duisburg, Mülheim, Lintfort, Oberhausen, Mörs und endigte in Hamborn. Glänzend besucht waren die Versammlungen in Mülheim und Hamborn. Auch Mörs und Lintfort hatten gute Versammlungen. In den übrigen Orten hätte der Besuch besser sein können. Genossin Reitze behandelte die Themen: „Staatsbürgerrechte der Frauen" und „Die Frauen und der Krieg". Die Stimmung in den Versammlungen war gut. Es wurden insgesamt 1500 Besucher gezählt. Die Werbearbeit für die Organisation ergab 102 neue Leserinnen für die Gleichheit. Es trat in die Erscheinung, daß dort, wo fleißig in „Opposition" gemacht wird, das Interesse für die Versammlungen nicht allzu groß war. Das muß allen Genossinnen am Niederrhein Ansporn sein, noch mehr als bisher für die alte sturmerprobte Parteiorganisation einzutreten und zu werben für die „Gleichheit", die in keiner Arbeiterfamilie fehlen darf.

## Vom Fortgang des Frauenrechts

**Der schwedische Verband für Frauenstimmrecht** hat einen Jahresbericht herausgegeben, dem wir folgendes entnehmen: Weder der Weltkrieg, noch irgendwelche andere Ursachen haben im Laufe des Jahres 1916 das Anwachsen der Stimmrechtsbewegung verhindert. Die Zahl der Stimmrechtsvereine betrug im Dezember 1915 215 mit 14416 Mitgliedern; 16 weitere Vereine traten bis heute hinzu, und zwar hauptsächlich infolge der unermüdlichen Propagandaarbeit zweier Reiseredner innen in dem schwer zugänglichen, aber dankbaren Norden. Sehr lebhaft ist auch die Aufklärungsarbeit des Verbandes gewesen. Die belehrenden Kurse, die aus den Mitteln der Stiftung von Frau Bergman-Osterberg bestritten werden (5000 Kronen im Jahre), sind in drei Distrikten veranstaltet worden (mit 237 Vorträgen vor 17171 Hörern). Etwa 50000 Exemplare von Flugblättern wurden verteilt, und die Zeitschrift „Frauenstimmrecht" (rösträtt för kvinnor) erreichte eine Auflage von rund 43000 Exemplaren. Eine aufklärende Artikelserie fand in 21 Zeitungen Aufnahme und dadurch etwa eine viertel Million Leser. Der Frauenkalender, die einzige gewinnbringende Veröffentlichung des Verbandes, erzielte 700 Kronen Reingewinn. Von den einzelnen Stimmrechtsvereinen wurden überdies noch etwa 100 Vorträge über die verschiedensten Themata veranstaltet. Aus alledem geht hervor, daß weder die Aufklärungsarbeit, noch das Verlangen nach Aufklärung durch den Widerstand erlahmt ist, dem die Frauensache leider noch immer begegnet, vor allem bei der Regierung. Zweimal hat der Verband im Laufe des Jahres durch Deputationen seine ausführlich begründete Forderung nach einer Regierungsvorlage sowohl dem Reichstag von 1916 wie dem darauffolgenden unterbreitet und sich dabei auf die Thronrede von 1914 (zu Minister Staafs Zeit) und das darin gegebene Versprechen berufen — beide Male vergebens. Der Zentralvorstand, der sich aus je einem Mitglied der einzelnen Stimmrechtsverbände zusammensetzt, hielt seine dreißigste Jahresversammlung unter lebhaftester Beteiligung der nördlichen wie der südlichen Provinzen des Landes ab.

**Kleine Mitteilungen.** Der Oberkirchenrat des „Musterländles" Baden hat Fräulein Oberbeck nach bestandenem theologischen Examen als Hilfsseelsorgerin in Heidelberg ernannt. Sie wird im wesentlichen Religionsunterricht erteilen und die Seelsorge der weiblichen Insassen in Krankenhäusern, Kliniken und Gefängnissen übernehmen. — In Meisterschwanden hat eine Kandidatin der Theologie die

---

Mein Kind ist die leuchtende Perle meiner Seele — meiner Seele herrlichstes Gut.

Kein Schmerz bewegt sein samtenes Leibchen, der nicht in mir wiedertönte. Du meines Herzens Einssein, das nichts weiß und alles bedarf!

Ich bin nun nie mehr allein, wenn der Wirbelwind tanzt und mit harten Knöcheln an die Scheiben pocht.

Und nächtlicherweile, wenn es manchmal ganz grauslich ist und die Kälte gähnend lauert vor der Schwelle, um durch die Tür und durch die Fenster ins Zimmer zum warmen Ofen vorzudringen, dann berge ich mein Kleines liebkosend an die nährende Brust, und uns ist herzlich warm, und ich höre die Akkorde der Seligkeit, das alte Lied der Mutterliebe.

Alle meine Sinne hüten mein Kindchen und wollen es bewahren vor jedem Leid.

In diesem kleinen Liedchen träume ich sprießende Wirklichkeiten — alle meine Träume wissen anderes und anderes.

Ich werde niemals sehr traurig sein — die größte Hoffnung treibt Blüte und Frucht:

Mein Kindchen wird ein aufgehender Stern sein unter den Menschen — ja ja! Das ist wahr! Meine Träume wissen es!

Nein, ich will nicht anders denken — nichts vom Bösen — keine häßlichen Gesichter der schlimmen Ahnungen will ich mehr sehen — warum auch?

Ich sehne mich doch so sehr, in ihm glücklich und stolz zu werden. Ich wache für ihn und bin nie müde für ihn.

Schon in der Zeit, als es noch pochte unter meinem Herzen, hatten die Monde erwartende Seligkeit. Wie ich ihn erhoffte und ersehnte! Und jetzt ist mir, als sei ich reiner mit ihm, durch ihn geworden. Ein friedliches Glücklichsein schläft mir im Blut.

Immer fallen mir neue Liebkosungen ein, die die nackten rundlich-zarten Gliederchen betasten mit allen Fühlfäden der Poesie.

Wenn ich seinen Mund küsse oder seine seidenen Härchen streichle — wie lachen wir beide — wir wissen nicht warum, aber das Glück zittert um uns herum.

O, mein kleines Kind! Deine strahlenden Augen sind meine geheimnisvolle Verheißung, du bist gesunde Schönheit meines Blutes — blühe hinein in den Frühling! Die Sonne springt bald freudiger und feuriger in den Tag!

Du mein junger Frühling — süßes Kind! A. Z.

## Herbstbild.

**Dies ist ein Herbsttag, wie ich keinen sah!**
**Die Luft ist still, als atmete man kaum,**
**Und dennoch fallen raschelnd, fern und nah,**
**Die schönsten Früchte ab von jedem Baum.**

**O stört sie nicht, die Feier der Natur!**
**Dies ist die Lese, die sie selber hält,**
**Denn heute löst sich von den Zweigen nur,**
**Was vor dem milden Strahl der Sonne fällt.**

Friedrich Hebbel.

## „Die Frauenfrage" von Lily Braun.*

Von Anna Blos.

In den letzten Vorträgen, welche die verstorbene Parteigenossin Lily Braun noch kurz vor ihrem Tode hielt, malte sie mit Vorliebe das Bild der Frau aus, die mit vollen Händen Samen in die fruchtbare Erde streut. Der Wunsch, zu denen zu gehören, die Samen ausstreuen, um die geistige und materielle Befreiung der Frau herbeizuführen, hat die kluge und warmherzige Frau von dem Augenblick an erfüllt, als sie an sich selbst all die Not erlebte, unter der heute die Stellung der Frau im gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Leben leidet.

In diesem Streben hat sie nicht immer die richtigen Wege gefunden, und wir können uns mit ihren Kampfmethoden nicht überall einverstanden erklären. Darüber dürfen wir aber das Gute und Große nicht vergessen, was Lily Braun geschaffen hat. Ihre Hinter-

* Verlag von S. Hirzel, Leipzig 1901.

Stellvertretung des beurlaubten Pfarrers auch bei der Sonntagspredigt übernommen. — Der Rechtsschutzverband für Frauen (Vorsitzende Frau Margarete Bennewiz) hat an die zuständigen Ministerien sämtlicher deutschen Bundesstaaten die Bitte gerichtet, es möge den hierzu akademisch vorgebildeten Frauen gestattet werden, die beiden juristischen Staatsprüfungen abzulegen und den dazwischen liegenden juristischen Vorbereitungsdienst zu leisten. — Der „Daily News" zufolge war einer der britischen Vertreter auf der Kriegsgefangenenkonferenz im Haag eine Dame. Es sei das erstemal, sagt das Blatt, daß eine Dame an diplomatischen Verhandlungen teilnehme. — Auf Veranlassung einiger liberaler Mitglieder der schwedischen Zweiten Kammer hielt die Juristin Eva Andén vor der Zweiten Kammer einen Vortrag über den zurzeit vorliegenden Gesetzentwurf zum besseren Schutz der unehelichen Kinder. Wie berichtet wird, waren die Abgeordneten fast vollzählig zu diesem Vortrag erschienen. Frau Andén vertrat in ihrem Referat die von den Frauenorganisationen aufgestellten Forderungen. — Der „Vossischen Zeitung" zufolge hat sich in der Türkei eine Frauenaktiengesellschaft gegründet. Mit einem Aktienkapital von 30 000 Ltgs wurde in Konstantinopel die Damenwarenhaus-Aktiengesellschaft begründet; nach den Satzungen dürfen nur Frauen im Aufsichtsrat und im Betrieb tätig sein. Diese Gründung ist ein Beweis für das Erwachen der Frauenwelt in der Türkei.

## Habt Achtung vor euch selber, ihr Frauen!

**Betrachtungen bei einem Straßenbahn-Zusammenstoß.**

Ich saß lesend im vorderen Wagen der elektrischen Straßenbahn, als mich der Aufschrei der Mitfahrenden aufblicken ließ und ich zu meinem Schrecken sah, wie der Wagen gegen ein die Straße kreuzendes Fuhrwerk angefahren war und dieses eine Weile vor sich her schob, da es der Führerin auf der abschüssigen Bahn nicht gleich gelang, den Wagen zum Stehen zu bringen. Während ich klopfenden Herzens angestrengt aus dem Fenster sah, um zu erspähen, ob Menschenleben bei diesem Unglücksfall in Gefahr gekommen waren, hatten sich die Mitfahrenden bereits soweit gefaßt, daß sie sich den erlittenen Schreck vom Herzen reden konnten.

So klang es denn aufgeregt durcheinander: „Es ist doch eigentümlich, die Straßenbahnführerinnen haben doch unausgesetzt Zusammenstöße." „Ach ja, die Führerinnen sind eben nicht so zuverlässig wie die Führer." „O nein, wie sieht man sie manchmal mit ihren Wagen dahinrasen, es ist geradezu unverantwortlich." „Oft möchte man glauben, sie schlafen: wie kann es nur angehen, daß die Führerin den Wagen nicht gesehen hat."

So schwirrte das Gerede durcheinander. Jeder bemühte sich, noch einen Kommentar hinzuzufügen, um zu beweisen, daß die Führerinnen an allen Unglücksfällen schuld seien.

Den Haupttrumpf aber glaubte eine der Mitfahrenden auszuspielen, indem sie nicht einmal, sondern, damit es auch ja gehört wurde, ein paarmal mit erhobener Stimme sagte: „Und dann braucht nur ein Soldat vorn auf der Bahn zu stehen, so geht das Erzählen an, und die Führerin interessiert sich weit mehr für diesen als für ihre Arbeit!" Ein Grund, den anzuführen in diesem Falle um so törichter war, als weit und breit kein Soldat zu sehen war, geschweige denn einer auf dem Vorderperron gestanden hätte!

Und nun wird man natürlich glauben, daß es Männer waren, die so abfällig die Arbeit der Frau als Straßenbahnangestellte beurteilten.

Ach nein — die Schamröte steigt mir bei der Erinnerung wiederum ins Gesicht —, es war nicht ein Mann darunter, sondern es waren sämtlich liebe Mitschwestern, die es nicht empfanden, wie sie sich mit jedem Wort, das sie sprachen, selbst ins Gesicht schlugen! Schlimm genug, daß wir Frauen nur zu oft unsere ganze Energie und Kraft aufwenden müssen, um uns gegenüber der Verständnislosigkeit des Mannes durchzusetzen; von unseren eigenen Geschlechtsgenossinnen sollten wir doch unter allen Umständen verlangen können, daß sie erst nachdenken, bevor sie die eigenen Schwestern verurteilen.

Ob diese Frauen — und sie stehen ja leider nicht vereinzelt da — noch nie darüber nachgedacht haben, was es bedeutet, täglich bis zu zehn Stunden still auf einem Fleck zu stehen, in jedem Augenblick die volle Geistesgegenwart zu behaupten, ganz zu schweigen davon, daß die schwere Handhabung der Bremse einen ziemlich großen Aufwand von Körperkraft bedingt. Gerade wir Frauen, die wir nur zu gut wissen, wie sehr wir unter allen Schwächen unseres Körpers zu leiden haben, wie aber auch jeder seelische Eindruck auf unsere Nerven wirkt, wir sollten Bewunderung empfinden, wenn wir die Straßenbahnführerinnen so sicher und ruhig an ihrem Platze sehen. Diese Frauen sind größtenteils Kriegerfrauen und nur zu oft Witwen. Wer aber sieht ihnen die Sorgen und Nöte an, die sie innerlich bewegen mögen, wenn sie, die Augen fest auf die vor ihnen liegende Bahn gerichtet, ihre ganze Aufmerksamkeit darauf lenken, die Sicherheit des fahrenden Publikums wahrzunehmen!

---

lassenschaft für die Frauen der arbeitenden Klassen ist das große Werk über die Frauenfrage. Diese Hinterlassenschaft ist so wertvoll, daß schon um ihretwillen der Name Lily Brauns in der Geschichte der Arbeiterinnenbewegung an erster Stelle genannt werden muß. Waffen wollte sie schmieden in diesem Werk für die Unterdrückten. Klingen und Pfeile wollte sie ihnen geben zum Kampf um die Befreiung des weiblichen Geschlechts. Leider ist das Buch bei den Arbeiterinnen verhältnismäßig wenig bekannt. Abgesehen davon, daß man es in Kreisen, die der Verfasserin übel gesinnt waren, zu unterdrücken versuchte, ist der Preis so hoch, daß das Werk der Allgemeinheit schwer zugänglich ist. Es ist schon im Jahr 1901 erschienen und hat keine Neuauflage erlebt. Seit dem verhältnismäßig kurzen Zeitraum ist die Entwicklung der Frauenfrage in ein anderes Stadium getreten. Namentlich der Krieg hat hier große Umwandlungen hervorgerufen. Eine sachgemäße Umarbeitung respektive Ergänzung des Werkes wäre dringend notwendig. Dann aber müßte aber auch eine billige Volksausgabe hergestellt werden, die es allen auf dem Gebiet der Arbeiterinnenfrage tätigen Frauen möglich macht, das Buch als Grundlage für Agitation, Belehrung, Diskussionsabende zu benützen und daraus zu lernen.

Der Wert des Buches liegt vor allem darin, daß wir überhaupt keines haben, das die Frauenfrage bei außerordentlich fleißigem Quellenstudium vom Standpunkt der Frau aus so gründlich und umfassend behandelt. Aus dem Doppelerlebnis der Liebe und der Mutterschaft heraus ist das Buch geschrieben. Bei aller Wissenschaftlichkeit appelliert Lily Braun in jedem Satz in warmem Gefühl an die Mütterlichkeit, erfüllt von der Hoffnung, daß dies Empfinden alle Mütter über die Wiege des eigenen Kindes hinaus zu weltumspannender Kraft einigen und antreiben sollte. Gerade in diesen Tagen, in denen der Gedanke, die Arbeiterinnen zu einigen und stark zu machen, neu auflebt, ist ein Hinweis auf Lily Brauns „Frauenfrage" deshalb am Platz.

Wir finden darin zunächst eine historische Übersicht über die Entwicklungsgeschichte des Weibes, die zugleich eine Leidensgeschichte ist. Die Unfreiheit des Weibes von den ältesten Zeiten an ist begründet durch das Naturgesetz der Mutterschaft, die die Mutter an das Kind fesselt. Auch das Mutterrecht, das bei zahlreichen Völkern nachgewiesen werden kann, bedeutet durchaus keine Oberherrschaft der Frau. Sie galt lediglich als Stammhalterin, solange der Geschlechtsverkehr noch nicht durch die Einehe geregelt war.

Durch die Mutterschaft entstand die erste Arbeitsteilung. Die Frau wurde durch die Kinder an die Scholle gefesselt, baute ihnen die schützende Hütte, fertigte ihnen wärmende Kleidungsstücke, sorgte für ihre Nahrung. Der Mann zog zu Kampf und Jagd aus, aber rohe physische Bedürfnisse führten ihn immer wieder in den Schutz der Hütte, und die uralten Triebkräfte der Natur, Hunger und Liebe, führten schließlich zur Gründung der Familie. Der Mann sicherte sich die geschickte Arbeiterin, und sein Wunsch, rechtmäßige Erben seines Besitzes zu haben, gab der Frau ihren Wert als Mutter legitimer Kinder. Auch dieser Wert beruht also auf ökonomischen Rücksichten. Darauf beruht aber auch die Unfreiheit der Frau. Religion und Gesetz sanktionierten die Einehe und damit die Unfreiheit der legitimen Frau. Der Lohn ihrer Tugend war dauernde Gefangenschaft. Die Strafe des Lasters, der Prostitution war Freiheit.

Alle Vorurteile und Anschauungen in bezug auf die Stellung der Frau sind zurückzuführen auf die wirtschaftlichen Ursachen, die zur Ehe geführt haben. Die Unfreiheit der legitimen Frau war die gleiche bei den Völkern des Orients, bei den kulturell hochstehenden Griechen und Römern, wie zur Zeit des Christentums, durch das weder die rechtliche, noch die wirtschaftliche, noch die sittliche Lage des weiblichen Geschlechts gehoben wurde. Schon im Altertum wurde die Arbeitskraft der Frau, natürlich insbesondere die der minderbemittelten Frau, nach Kräften ausgenützt. Aber auch in der Feudalzeit hatte sie nur die Wahl, Arbeits- oder Lustsklavin zu sein. Schon damals war aber die Arbeit der Frau nicht lediglich auf das Haus beschränkt. Schon damals konnte die minderbemittelte Frau nicht ausschließlich die Tätigkeit als Hausfrau und Mutter ausüben. Sie war gezwungen, den eigenen Haushalt, die Kinder zu vernachlässigen, um als Hörige in den Werkstätten der Burgen, Höfe und Klöster zu spinnen, zu weben, zu nähen und zu sticken, oder um die Haus- und Feldarbeit für den Lehnsherrn zu verrichten.

Gewiß gehört der Beruf der Straßenbahnführerin zu denjenigen, die nach dem Kriege einer ernsten Prüfung unterzogen werden müssen, um festzustellen, ob sie nicht den Körper und die Nerven der Frau gesundheitlich viel zu sehr gefährden, als daß es nicht richtiger wäre, sie dem Manne zu überlassen. Welcher vernünftige Mensch aber möchte, wenn jetzt besonders viele Unglücksfälle geschehen, dafür der Fahrlässigkeit des oder der einzelnen die Schuld beimessen! Der Krieg, der die Menschen plötzlich vor die schwersten Aufgaben stellt, ohne ihnen Zeit zu lassen, sich erst so wie im Frieden in ihr Amt einzuarbeiten, bringt wie so viele Übel auch dieses mit sich. Das gilt von der Arbeit des ungeschulten Mannes ebenso wie von der der schlecht ausgebildeten Frau. Wir Frauen aber, die wir wissen, wie schwere Kämpfe um unsere Rechte uns nach dem Kriege noch bevorstehen, können gar nicht genug hervorheben, was wir jetzt zur Aufrechterhaltung der Volkswirtschaft leisten, um zu begründen, daß wir alle Ursache haben, gleiche Rechte mit dem Manne zu verlangen! Hierfür aber ist auch das, was heute die weiblichen Straßenbahnangestellten in Wind und Wetter leisten, eine ernste Mahnung.

Luise Schroeder (Ottensen).

## Die Frau im Beruf

**Die Gleichstellung der weiblichen Handwerker mit den männlichen** forderte in einem Dringlichkeitsantrag auf dem in Leipzig abgehaltenen Allgemeinen Schneiderbundestag die Vertreterin der thüringischen Damenschneiderinnen. Vor allem wurde das Recht beansprucht, in den Innungen Vorstands- und Obermeisterämter bekleiden oder aber eigne Innungen errichten zu dürfen. Der Antrag wurde gegen neun Stimmen in folgender Fassung angenommen: „Der Bundestag möge allen Obermeistern anheimgeben, sich mit den maßgebenden Schneiderinnen im Orte in Verbindung zu setzen und sie zur Gründung eigner Innungen zu bewegen, bei ungenügender Anzahl in Verbindung mit den Damenschneidern." Wir sind keine Freunde der Innungen. Aber — wenn schon, denn schon!

**Der schwedische sozialistische Frauenkongreß** nahm nach einer Diskussion über die Frauenarbeit nach dem Kriege nachstehende Resolution an und sandte sie an die schwedische gewerbliche Landesorganisation, die beschloß, sie der Berner Konferenz im Herbst dieses Jahres zur Behandlung zu übergeben. Die Resolution lautet: „Gleicher Lohn für gleiche Arbeit ist die Forderung, die die Frauen auf allen Arbeitsgebieten, wo sie den Mann ersetzen, aufstellen müssen. Sie müssen dies verlangen: 1. weil die elementare Gerechtigkeit verlangt, daß die Arbeit nach ihrem Wert und nicht nach dem Geschlecht des Ausführenden bezahlt wird; 2. aus persönlichem Interesse; 3. aus Solidaritätsgefühl anderen Frauen gegenüber, da es sich erwiesen hat, daß niedrige Löhne immer eine Herabwertung des Berufes zur Folge haben; 4. aus Pflichtgefühl gegen den Mann, dessen Arbeitsverhältnisse durch die niedrigen Frauenlöhne geschädigt werden." — Diese Forderungen stimmen mit den Forderungen der sozialistischen Frauen und der Gewerkschaften in Deutschland durchaus überein.

**Kleine Mitteilungen.** Die Veröffentlichungen des Reichs-Statistischen Amtes über den weiblichen Arbeitsmarkt und die Berichte aller Arbeitsnachweise lassen den starken und unaufhaltsamen Rückgang in der Zahl der Dienstboten erkennen. — Die neueren Ergebnisse der Prüfungskommission für die Lehrerinnenprüfung weisen einen anhaltend starken Andrang nach, besonders auch für die wissenschaftlichen Fächer. Dieser Zudrang vermehrt die an sich schon bezüglich der Verwendung weiblicher Lehrkräfte bestehenden Schwierigkeiten. Ein Bedarf an Lehramtskandidatinnen liegt nicht vor; die Zahl der bereits vorhandenen geprüften Lehrerinnen ist so bedeutend, daß auf ihre baldige Annahme oder Anstellung nicht gerechnet werden kann. — In Godesberg besteht schon seit einiger Zeit eine „Flickschusterei" für die weniger bemittelte Bevölkerung. Mit der Geschäftsführung sind drei sich abwechselnde, ehrenamtlich arbeitende Damen betraut. Des großen Andrangs und der Lederknappheit halber ist man nun dazu übergegangen, Lehrgänge zu veranstalten, damit die Krieger- und Arbeiterfrauen, an die dabei in erster Linie gedacht ist, kleine Reparaturen selbst im eignen Hause machen können. Für diese sind die Lehrgänge unentgeltlich, besser gestellte Frauen haben eine Gebühr von 10 Mk. zu zahlen. — Die Zulassung von Frauen zur Zentralschule für Ingenieure ist in Frankreich durch den Handelsminister beschlossen worden. Die Entscheidung des Handelsministeriums, dem die Schule unterstellt ist, erfolgte auf Antrag des Vorstandes der Schule. Der Beschluß gibt den Frauen die gleichen Ausbildungsmöglichkeiten wie dem Mann für den Ingenieurberuf. — Nach den Feststellungen des letzten Vierteljahrs 1916 wurden in England Frauen beschäftigt: in Munitionswerken 400000, in Marine- und Heeresverwaltung 200000, im Transportwesen 50000, in Schreibstuben 100000, in der Eisenindustrie 60000, im Gastwirtschaftsbetriebe 40000, in Nahrungsmittelgesellschaften 80000, in der Landwirtschaft 85000, im graphischen Gewerbe 10000,

---

Durch das Aufblühen der Städte wurde die Stellung der minderbemittelten Frau nicht gebessert. Die Handwerker zogen ihre Frauen, Töchter und Mägde zur Hilfe heran. Die große Überzahl der Frauen, eine Folge der vielen Kriege, brachte ein ungeheures Angebot weiblicher Arbeitskräfte mit sich. Auch hier blieb das Ideal der nicht auf den Erwerb angewiesenen Hausfrau und Mutter für die Minderbemittelten unerreicht. Der Kampf der Zünfte gegen die Frauenarbeit führte zur Hausarbeit, und diese wurde begünstigt durch die Erfindung der Spinn-, Web- und Strickmaschinen. Dazu kam die Tatsache, daß der Frauenarbeit im Verlauf des Kampfes gegen sie immer mehr der Stempel des Unehrlichen, sittlich Verwerflichen aufgeprägt wurde. Dieses Vorurteil ist auch heute nicht überwunden.

Im Zusammenhang damit steht die Rechtlosigkeit der Frau, die ihr den Kampf um Besserung ihrer Lage so sehr erschwert. Aufgenommen wurde dieser Kampf zuerst in der französischen Revolution mit dem Erfolg, daß die leidenschaftlichste Vorkämpferin, Olympe de Gouges, auf das Schafott gebracht wurde, und daß alle Frauenvereine aufgelöst und verboten wurden. Indes ließ sich der Stein, nachdem er ins Rollen gebracht war, nicht mehr aufhalten. Die Sturmglocken der Revolution hatten die Frauen aller Länder geweckt. Während die bürgerlichen Frauen um das Recht nach Bildung kämpften, forderten die proletarischen Frauen das Recht auf Arbeit, und gemeinschaftlich erhoben sie Anspruch auf Gleichheit vor dem Gesetz. Mit diesen Kämpfen beschäftigt sich der für uns weitaus wertvollste Teil des Werkes. (Schluß folgt.)

## Bücherschau

**Wer trägt die Schuld am Kriege?** Von Dr. Ed. David, Mitglied des Reichstags. Berlin, Verlag Buchhandlung Vorwärts Paul Singer. 40 S. 1 Mk.

Genosse David, der von Anbeginn des Krieges an der beredtste Wortführer der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion in ihren inneren Auseinandersetzungen wie gegen Angriffe von außen gewesen ist, bietet in dem Buche seine Rede, die er am 6. Juni 1917 vor dem holländisch-skandinavischen Friedenskomitee in Stockholm gehalten hat. Unsere deutsche Delegation war nicht nach Stockholm gegangen, um sich dort vor irgendeinem internationalen sozialistischen Gerichtshof zu verantworten, sie hielt dort eine allgemeine Untersuchung der Schuldfrage am Kriege nicht für notwendig und zeitgemäß, ihr war es viel mehr als um ein Herumstöbern in der düsteren Vergangenheit um die Schaffung einer helleren Zukunft, um praktische Arbeit für den Frieden zu tun. Als aber das holländisch-skandinavische Friedenskomitee großen Wert auf eine Darlegung der deutschen Genossen über ihre Ansichten über die Schuldfrage legte, sträubten sich unsere Genossen in dem ruhigen Bewußtsein, jederzeit ihre Schuldigkeit getan zu haben, nicht lange, sie beauftragten den Genossen David damit, die deutsche Antwort zu formulieren.

David hat das in einer geradezu glänzenden und anerkennenswerten Weise getan. Er hat das gesamte umfangreiche Material über die Schuldfrage, also die imperialistischen Grundursachen des Krieges, die diplomatische Vorgeschichte, die unmittelbaren Ursachen für den Ausbruch des Krieges, in einer ebenso knappen wie übersichtlichen und klar gegliederten Weise zusammengestellt und mit so unwiderleglicher Logik aneinander- und ineinandergefügt, daß es jeden Ententesozialisten zur Besinnung bringen müßte, wenn er es vor die Augen bekäme. Aber daran gerade fehlt es ja leider! Es ist bedauerlich und unerhört zugleich, daß sich die Sozialisten im feindlichen Ausland selber die Augen verbinden oder sie sich doch von ihren Regierungen ohne viel Widerstand verbinden lassen, damit sie die Wahrheit nicht zu sehen brauchen. Das zeigt erst wieder ihr Verhalten in der Stockholmer Frage.

Jeder Genossin, die sich über die eigentlichen Ursachen und Urheber des Krieges noch nicht klar sein sollte, empfehlen wir dringend die Lektüre des Davidschen Buches. Sie wird daraus die erwünschte Aufklärung erfahren, und zugleich wird es in ihr die leider immer noch so bitter notwendige innere Widerstandskraft im Ertragen der schweren Nöte des Krieges stärken, wenn ihr unzweideutig bewiesen wird, daß Deutschland nicht die Schuld, ganz gewiß nicht die Hauptschuld am Kriege und noch weniger die Schuld an seiner entsetzlichen Verlängerung trägt. hs.

im Erziehungs- und Lehrfach 80000, als Handlungsgehilfinnen und Verkäuferinnen 180000, in verschiedenen Berufen, wie Textilindustrie, in Apotheken und anderen, 100000.

## Volkserziehung

**Mütterfürsorge.** Eine besondere Fürsorge für die Kinder der in der Rüstungsindustrie beschäftigten Mütter plant die Kriegsamtsstelle in den Marken, mit deren Durchführung der Groß-Berliner Ausschuß für Kinderfürsorge betraut wurde. Die entstehenden, auf 100000 Mark veranschlagten Kosten werden bereits zur Hälfte von der Landesversicherungsanstalt Berlin gedeckt, und man hofft, daß für die Aufbringung der anderen Hälfte die Stadt Berlin eintreten wird.

**Eine Mutterschule in Leipzig.** Aus Leipzig wird der „Vossischen Zeitung" berichtet, daß die Deutsche Gesellschaft zur Förderung der Volkswohlfahrt in Leipzig die Errichtung einer Mustermutterschule nach den Plänen, die 1906 der Jugendforscher und Jugenderzieher Kurt Walter Dix-Meißen der Öffentlichkeit unterbreitete, beabsichtigt. Nach dieser Mutterschule sollen dann weitere Mutterschulen eröffnet werden. — Man wird abwarten müssen, wie die Mustermutterschule eingerichtet sein wird und wie sie arbeitet, ehe man dazu Stellung nehmen kann.

## Die Heimkriegsküche.

Von Berta Marckwald.

Wie wurde man im Anfang des Krieges mit Kochrezepten aller Art überschüttet. Was in einem Rezept gespart werden sollte, wurde im anderen wieder aufgehoben. Wenn die Damen zum Beispiel Kartoffelbraten ohne Fett empfahlen, als wirklich noch Fett massenhaft da war, konnte man kaum glauben, daß diese Art des Kartoffelbratens auch für die Damen angewandt wurde; das war doch sicher nur etwas für „ihre Mädchen". Jedenfalls wenn ein neues Kochrezept angepriesen wurde, schüttelte man sich schon vor dem Lesen vor Grausen: Brr, schon wieder eins!

Wohl hätte uns eine gleichmäßige Rationierung aller Lebensmittel, wie unsere Genossen es seit Beginn des Krieges vorschlugen, vor vielem Unangenehmen bewahrt. Wenn es ging, das Getreide zu beschlagnahmen und dadurch das Brot zur gleichmäßigen Verteilung aller zu bringen, warum sollte es da nicht mit allen anderen Lebensmitteln ebenso zu verfahren möglich sein? Leider, leider sind viele Fehler von unserer Regierung in der Lebensmittelversorgung gemacht worden und werden heute noch gemacht. Von unseren Genossen im Reichstag und wo sonst sie Gelegenheit haben, bei der Volksernährung mitzuhelfen, wird immer wieder versucht, Übelständen soviel wie möglich abzuhelfen. Darum sind sie aber doch da. Und an uns Frauen ist es, uns in dieser schwierigen Zeit den jeweiligen Verhältnissen anzupassen, so gut es geht. Dazu ist es vor allem nötig, daß wir das Vorhandene, was jetzt in unsere Küche gelangt, recht vorteilhaft und nach Kräften ausnützen, damit uns von dem Wenigen, das unserem Körper jetzt zugeführt wird, nichts verloren geht.

Die Menge Kochrezepte im Anfang des Krieges hatten keine Berechtigung, weil ja noch alles reichlich da war und deshalb keine oder nur in den seltensten Fällen praktische Bedeutung hatten. Heute aber, da alles nur noch in bescheidenen Mengen zu haben ist, kann man für wirklich praktische Winke nur dankbar sein. Denn das Wenigvorhandene muß uns voll ausgenützt zugute kommen.

* * *

Vor allem leiden wir wohl alle mehr oder weniger unter Fettmangel. Da es nun einmal unter den gegebenen Umständen nicht möglich ist, mehr zu erlangen, ist man leider gezwungen, mit dem Wenigen hauszuhalten. Einige Ratschläge zur wesentlichen Erleichterung mögen dazu helfen, uns auch über diese schreckliche, fettlose Zeit hinwegzubringen.

Es ist wohl wenig bekannt, daß man zum Beispiel Zwiebeln ohne Fett vorzüglich bräunen kann. Man legt die feingeschnittenen Zwiebeln in die Pfanne, läßt sie in ihrem eigenen Fett (man sagt „die Zwiebeln schwitzen") bräunen. Um das Anhängen an die Pfanne zu vermeiden, gießt man von Zeit zu Zeit ein Tröpfchen Wasser (aber wirklich nur ein Tröpfchen) hinzu, bis die Zwiebeln schön braun gebraten sind. Wenn der Geldbeutel eine Tomate zuläßt, diese hineingeschnitten, etwas Salz, Essig, ein wenig Zucker hinein, hat man eine herrliche Tomatentunke.

Ebenso kann man ein Stückchen Fleisch in der Pfanne ohne Fett dämpfen. Man muß zuerst in Scheiben geschnittene Zwiebeln in die Pfanne tun. Das Fleisch, das im letzten Augenblick gesalzen, nach Belieben auch gepfeffert ist, wird auf die Zwiebeln gelegt, ein Schälchen darauf gedeckt, und so läßt man auf gelindem Feuer das Fleisch in seinem eigenen und dem Zwiebelsaft dämpfen. Merkt man nach einiger Zeit, daß die Zwiebeln auf der unteren Seite braun sein könnten, hebt man das Schälchen ab, legt das Fleisch da hinein, macht die Zwiebeln auf die oben angegebene Art vollständig braun, legt das Fleisch auf die andere Seite darauf und deckt dann das Schälchen wieder darüber. Das Fleisch läßt man nach Belieben halb oder ganz durchbraten. Es wird besonders saftig, wenn man es fertig noch auf einer heißen Stelle zehn Minuten zugedeckt stehen läßt.

Fleisch und Fisch in seinem eigenen Saft gar werden zu lassen, ist auf folgende Art zu empfehlen:

Vor allen Dingen ist dazu ein eiserner Topf nötig. Auf seinen Boden legt man einen Blumenuntersatz oder eine Asbestplatte, oder was man sonst als Isolierplatte für geeignet hält. Dann deckt man den Topf zu und stellt ihn auf mäßiges Feuer zur Erwärmung. Natürlich darf der Topf nicht von vornherein auf eine große Flamme gestellt werden, weil er sonst platzen würde. Während der Topf sich allmählich erhitzt, wäscht man den Fisch, respektive das Fleisch sauber ab, trocknet es ab, salzt es im letzten Augenblick, würzt nach Geschmack, nimmt Zwiebeln, Wurzeln, zum Fisch empfiehlt sich eine in Scheiben geschnittene Zitrone, und tut das Fleisch, respektive den Fisch zusammen mit den Gemüsen und Gewürzen in eine imprägnierte Tüte. Von der Tüte müssen vorerst die gummierten Seiten umgebogen werden, damit das Gummi nicht an das Fleisch kommt. Mit der Hand wird über die Tüte gestrichen, damit die falsche Luft herauskommt. Dann wird die gefüllte Tüte oben zugekniffen und in den inzwischen heiß gewordenen eisernen Topf gelegt, dieser wird fest zugedeckt, und dann läßt man es 10 bis 15 Minuten lang dämpfen. Dabei ist zu beachten, daß die gefüllte Tüte, die vorher auf einen Teller gelegt war, nicht bis an den Rand des Topfes reicht, sondern ein Spielraum zur Entwicklung der heißen Dämpfe bleibt. Nach 10 bis 15 Minuten wird der Topf in die Kochkiste gestellt, wo der Braten, respektive der Fisch fertiggekocht. Der Extrakt, der sich in der Tüte entwickelt, kann vom Fleisch zur Tunke oder Suppe, je nachdem, verwandt werden. Beim Fisch hat man eine pikante Soße. Auf diese Art spart man das Fett, das sowieso jetzt eine Rarität ist, und der Eiweißgehalt des Fleisches sowohl als auch des Fisches bleibt voll zur Ernährung erhalten.

* * *

Die Kochkiste sollte in keinem Haushalt fehlen. Es ist das kein Ersatzmittel, sondern als ein unbedingt notwendiges Küchenmöbel zu betrachten. Viel Zeit, Mühe und Geld wird durch den Besitz einer Kochkiste erspart. Eine solche ist sehr einfach herzustellen. Eine einfache Holzkiste, ein alter Waschtopf, eine alte Truhe aus Großmutters Zeiten kann zur Kochkiste auf folgende Weise umgewandelt werden: Man legt die Wände und den Boden der Kiste fünfzehnfach mit Zeitungspapier aus, macht dann aus Holzwolle ein Nest, in das der Topf paßt, den man mit Essen zum Fertigkochen hineinzustellen gedenkt. Der Topf muß erst kalt hineingepaßt werden. Über die Holzwolle lege man noch einen Bogen Zeitungspapier. Beim Hineinstellen des heißen Topfes ist darauf zu achten, daß der Deckel fest schließt, damit die heißen Dämpfe nicht entweichen können. Dann werden oben auf den Topf auch noch Holzwolle und Zeitungen getan und der Deckel fest verschlossen. Wenn man das auf dem Herd angekochte Essen abends oder morgens in die Kochkiste stellt, hat man mittags zur rechten Zeit sein Essen fertig. Kein Anbrennen ist zu fürchten. Kein Umrühren und fortwährendes Herdstehen ist nötig. Ruhig kann man seiner Beschäftigung nachgehen. Nach dem Kochen vergesse man nicht, die Kochkiste stets tüchtig zu lüften.

Eine ganz primitive Kochkiste ist noch folgende: Dreißig Bogen Zeitungspapier werden auf den trockenen Küchentisch gelegt, aber nicht aufeinander, sondern kreuz und quer. Der heiße Topf mit dem Essen wird daraufgestellt, das Papier fest um den Topf umgeschlagen, obenüber auch noch eine Menge Bogen. Dann wird das Papier fest „angeborgt", so daß keine Luft zwischen Papier und Topf etwa herankommt, und dann wird das Papier mit Bindfaden oder einer alten Schürze oder Tischtuch oder Handtuch fest umschnürt.

Die oben angegebene Kochmethode bedeutet eine vollständige Revolutionierung in unserer Küche. Wer sich aber erst einmal mit der neuen Kochkunst befreundet hat, wird sicher von ihr nicht abgehen. Ich finde, sie reizt zum Nachdenken, wie man alles noch besser machen kann.

Verantwortlich für die Redaktion: Frau Marie Juchacz, Berlin SW 68.
Druck und Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G.m.b.H. in Stuttgart.

# Für unsere Mütter und Hausfrauen

Nr. 1 ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ Beilage zur Gleichheit ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ 1916

**Inhaltsverzeichnis:** Der Freiheit Werk. Gedicht von Ludwig Pfau. Julie Abramowitsch. Von S. K. — Seelenkult und Opferwesen. I. Von B. S. — Herbstgefühl. Gedicht von Martin Greif. — Feuilleton: 1793. Von Anatole France.

## Der Freiheit Werk.

Der Freiheit Werk, getrost! es muß gelingen!
Dem Strome gleicht es, der dem Berg entsprossen:
Wie klein und hilflos hat er sich ergossen!
Die Erde, meint man, sollte ihn verschlingen.

Doch wie er fließt, da kommen ihm mit Klingen
Viel junge Bruderquellen nachgeschossen;
Er wächst, im Arm die schwellenden Genossen,
Und stolz entfaltet er die feuchten Schwingen.

So der Gedanke: ist er erst verkündet,
Wälzt er sich fort im eigenen Gewichte,
Und tausend Kräfte sind ihm bald verbündet.

Er gräbt sein Bett und macht den Damm zunichte,
Er braust und strebt, bis er, ein Gott, sich mündet
Mit Jubelschall ins Meer der Weltgeschichte.

Ludwig Pfau.

○ ○ ○

## Julie Abramowitsch.

Der Warschauer Arbeiterschaft, der die russische Parteipresse gegenwärtig nicht zugänglich ist,* haben wir durch die Spalten der „Gleichheit" eine schmerzliche Kunde zu vermitteln: Genossin Julie Abramowitsch ist frühzeitig gestorben. Julie Abramowitsch war eine bekannte Leiterin der Organisationsverbände des Allgemeinen Jüdischen Arbeiterbundes in Russisch-Polen und eine der Besten, die im Jahre 1905, in den stürmischen Tagen der Revolution, in Warschau tätig gewesen sind. Sie starb nach schwerem Leiden in Finnland, wo sie „illegal" lebte und wohl auch unter falschem Namen zu Grabe getragen worden ist.

Julie Abramowitsch war noch Schülerin, die die oberste Klasse des Gymnasiums besuchte, als sie sich im Jahre 1902 in Warschau der Arbeiterbewegung anschloß. Eine zierliche Gestalt, ein blühendes junges Mädchen im hellen Kleide begab sie sich am 1. Mai jenes Jahres nach den Ujasdowischen Alleen zur Maidemonstration. Offen und unerschrocken verteilte sie unter die Menge die mitgebrachten Maiflugblätter und überreichte lachenden Auges ein Exemplar auch einem neben ihr stehenden Kosaken. Wie eine rasende Bestie warf dieser sich auf sie. Es gelang ihr sich loszureißen und unter die Demonstranten zu mischen. So wie ich sie damals kennen lernte, steht sie noch heute vor meinem Auge: ein leuchtendes Vorbild des unerschrockenen Kampfesmutes für eine bessere Welt. . . .

Nach 2 bis 3 Jahren, als Julie Abramowitsch dem innerlichen Organisationsleben näher getreten war, wurde ihr freundliches Mädchenzimmer in ihrem Elternhause auf der Granicznastraße zum Treff- und Sammelpunkt der regsamsten Elemente in der jüdischen Arbeiterbewegung Warschaus. Hier begegnete man oft allen, die in der Organisation des „Bundes" tätig waren, mit Ausnahme derer, die in der geheimen Parteidruckerei arbeiteten. Diese Genossen durften mit der Außenwelt nur durch Vermittlung ganz „legaler" Personen in Verbindung treten. Julie Abramowitschs Zimmer hatte einen eigenen Eingang. Mehrmals am Tage wurde von der Treppenflur aus auf verabredete Art an die Wand geklopft. Dann öffnete die junge Genossin selbst die Tür, man mußte ja stets auf der Hut sein. Es kamen zu ihr auch durchreisende Genossen und Genossinnen, Abgesandte der Parteileitung, „Gelegenheitsbesuche", die Schriften aus den inländischen Geheimdruckereien und der Genfer Druckerei des „Bund" abzuliefern hatten. In dem Studierzimmer der Granicznastraße wurden die Schriften manchmal auch von neuem verpackt und nach anderen Orten befördert. Hunderte von Genossen und Genossinnen dürften es wohl sein, die dieses Zimmer aufgesucht haben, der edelste und beste Mensch von ihnen allen war wohl Julie selbst. In den Jahren 1904 und 1905 war sie in Warschau unermüdlich tätig, aber auch unersetzlich. Die verschiedensten Dinge hatte sie täglich zu erledigen, Unvergleichliches leistete sie oftmals bei der unscheinbaren, verwickelten und schwierigen geheimen Kleinarbeit des damaligen Organisationslebens.

Mit dem unvermeidlichen Gefängnis machte im Herbst 1903 Genossin Abramowitsch ihre erste Bekanntschaft. Sie „verschüttete" sich, das heißt kompromittierte sich in einer Sjedlcer Angelegenheit und wurde mit mehreren anderen Genossen fast ein ganzes Jahr in Sjedlce in Einzelhaft gehalten. In dem Gefängnis veranstalteten die zahlreichen Inhaftierten am 1. Mai 1904 eine richtige Maifeier. . . . Trotz Einzelhaft stand man in regem Verkehr mit der „freien" Außenwelt, und es gelang, rechtzeitig sogar eine rote Fahne herbeizuschaffen. Am frühen Morgen des 1. Mai flatterte sie lustig im Winde am rostigen Fenstergitter von Julies Zelle. Den Ärger der Gefängnisbeamten wird man sich leicht vergegenwärtigen können. Die Folgen der Maifeier waren für die Inhaftierten: schwerer Kerker, entsetzliche Mißhandlungen und Quälereien, auf die sie mit der Verzweiflungstat des Hungerstreiks antworteten. In der Haft unter harten Umständen zog sich Julie ein Lungenleiden zu, das sie niemals wieder loswerden konnte.

Im Sommer 1905 arbeitete Genossin Abramowitsch einige Zeit in Bialystok. Als dort im Juli die Leiterin der Organisation Esther Riskind (wir brachten eine kurze Biographie dieser wahrhaft hervorragenden Kämpferin in Nr. 2 der „Gleichheit" vom Jahre 1906) auf der Arbeiterbörse von einer anarchistischen Bombe in Stücke gerissen wurde, stand Julie Abramowitsch neben ihr. Einzelne Sprengstücke verletzten sie schwer an beiden Füßen. Glücklicherweise gelang es herbeigeeilten Arbeitern, unsere Genossin unbemerkt von der Unglücksstelle fortzuschaffen. Das war zunächst wichtiger als ärztliche Hilfe. Die Verwundete wurde nach Warschau gebracht und mit Hilfe eines befreundeten Arztes heimlich in ein städtisches Krankenhaus aufgenommen, das sie nach einigen Monaten ziemlich gut geheilt verließ. Die Brandwunden verursachten ihr in den ersten Tagen wahnsinnige Schmerzen. In der gebrechlichen kleinen Gestalt wohnte aber ein Geist, der stärker war als alles physische Leiden, und nur ein Gedanke marterte Julie auf ihrem Schmerzenslager: daß sie so jählings aus der damals so reichen, lebensvollen Arbeit herausgerissen worden war, und obendrein infolge einer anarchistischen Taktik, deren Torheit sich bis zum Verbrechen steigerte. Die sozialistische Arbeiterbewegung litt damals in vielen Städten unter der Praxis von den Anarchisten, „Maximalisten" und „revolutionären Expropriateuren" nicht weniger als unter den Drangsalen durch die Schergen der Reaktion.

Unmittelbar aus dem Krankenhaus — in Warschau durfte sie sich damals ohnehin nicht sehen lassen — begab sich Julie Abramowitsch im Auftrag der Parteileitung nach der polnischen Provinz. Hier war sie an mehreren Orten unermüdlich tätig, bis sie im Sommer 1906 in Kalisch — hart an der preußischen Grenze — wiederum das Geschick ereilte. Diesmal war sie gründlich belastet und machte sich auf langes „Sitzen" gefaßt. Nach einem Jahre gelang es aber den Bemühungen ihrer Eltern, daß sie gegen Kaution auf freien Fuß gesetzt wurde. Körperlich gebrochen reiste sie im Spätsommer 1907 nach der Schweiz, wo sie Heilung suchte. Doch es duldete sie nicht lange in der Ruhe, das Bedürfnis, zu wirken, zu kämpfen, führte sie schon bald wieder nach Rußland zurück, wo sie sofort wiederum praktische Fühlung mit der Bewegung gewann. Julie Abramowitsch wollte sich insbesondere der revolutionären Propaganda im Heere widmen. Seit sie bei der Maifeier mit Kosakenfäusten bekannt geworden, hatte sie auf diesem Gebiet mannigfache Versuche gemacht und ermunternde Erfolge erzielt. Ihr Lungenleiden brachte aber eine hochgradige Nervosität mit sich, und bei den kargen Mitteln, die ihr zur Verfügung standen, der illegalen Existenz, die sie führen mußte, und der damaligen Lähmung der Bewegung wurde es ihr jedoch schwer, irgendwo festen Halt zu finden. Sie zog durch die kaukasischen größeren Städte, durch das Wolgagebiet, kam nach Moskau, Wilna und Petersburg, überall bemüht, dem Sozialismus zu dienen. Unterdessen verschlimmerte sich ihr Zustand, und sie mußte wiederum zur Kur das Ausland aufsuchen. Sie begab sich nach Capri, wo sie viele Freunde unter den zahlreichen russischen

* Bekanntlich sind in dem russisch-polnischen Okkupationsgebiet nur in Deutschland beziehungsweise Österreich hergestellte Zeitschriften und Drucksachen zulässig. Schriften anderen Ursprungs sind verboten, also auch die zum Beispiel in der Schweiz erscheinenden russischen und polnischen sozialistischen Blätter.

Genossen fand, die sich dort zu jener Zeit um Maxim Gorki scharten. Die erhoffte Heilung fand Julie Abramowitsch auch in Capri nicht, und so ging sie krank und siech nach Rußland zurück. Nach langem und qualvollem Leiden ist sie irgendwo in einer finnischen Heilanstalt frühzeitig aus dem Leben geschieden — unter falschem Namen und immer von den Spitzeln und Häschern des Despotismus gehetzt. Sie dürfte kaum 30 Jahre alt geworden sein.

Persönliches Leben und Frauenglück hat Julie Abramowitsch während ihrer Tätigkeit für den Sozialismus kaum gekannt, und auch in den letzten Jahren war es ihr nur karg beschieden. Ihr eigenes Sein ging so gut wie restlos in das Leben der Partei, der sozialistischen Arbeiterbewegung ein. Dem sozialistischen Ideal mit Hingebung zu dienen, das war ihr Lebenserfüllung und Lebensglück. In einem freieren Lande hätte Julie Abramowitsch ein Menschenalter lang für die Bewegung wirken können; in Rußland mußte sie vor der Zeit elend zugrunde gehen. Ein Fluch jener Ordnung, die der Arbeiterklasse die Besten raubt und wertvolle Kraft, die ihr ersteht, brutal vernichtet!

S. K.

o o o

# Seelenkult und Opferwesen.

## I.

Mit dem Fremdwort Kult bezeichnen wir den ganzen Umfang der heiligen Zeremonien und Andachtshandlungen, mit denen die Menschen ihren Gott, ihre Götter oder Geister verehren. Es stammt von dem lateinischen Tätigkeitswort colere, das soviel wie „pflegen" heißt. Auch unser Lehnwort „opfern" stammt aus dem Lateinischen, es ist mit der christlichen Religion in unser Volkstum eingedrungen und bedeutet nichts anderes als „darbringen", genau dasselbe wie ursprünglich unser deutsches Wort „verehren". Man verehrt die Götter, das heißt, man bringt ihnen etwas dar, man pflegt sie, denn aller Gottesdienst ist bei den Naturmenschen ein Darbringen von Gaben, ein Speisen und Pflegen der Geister und Götter. Das Wort „Religion" heißt ursprünglich nichts anderes als die Verpflichtung zu solcher Verehrung.

In früheren Aufsätzen haben wir die Entstehung des Seelenglaubens beim Urmenschen und den Naturvölkern verfolgt. Wir sahen, daß auf der ganzen Erde der Glaube an das Weiterleben von „Seelen", das heißt gespensterhaften Wesen nach dem Tode allgemein verbreitet war, und daß er die erste und unterste Stufe der Religion darstellt. Dem harten Kampf ums Dasein und dem Krieg fast aller gegen alle entsprechend, der auf der untersten Menschheitsstufe wütet, erscheinen die meisten Seelen der Abgeschiedenen als „böse Geister". Es macht da keinen Unterschied, ob es die Seelen erschlagener Feinde sind, oder diejenigen von verwandten Kranken und Greisen, die ihrem Schicksal überlassen wurden. Etwas anders ist es nur dort, wo infolge der Gunst des Klimas und Bodens oder der sich allmählich entwickelnden höheren Wirtschaftsformen die Existenz weniger gefährdet und tückischen Zufällen preisgegeben ist. Wo das der Fall ist, nehmen ein Teil der Seelen, zumal die der nächsten Verwandten, einen freundlicheren Charakter an, wenn dieser auch immer noch habsüchtig und launisch genug bleibt.

Der Naturmensch stellt sich ja die Seelen genau nach seinem eigenen Bilde vor; sie hungern und dürsten wie er, sie leiden Frost und Hitze, sie stehlen und quälen, sie sind zornig und wieder zu besänftigen. Und da diese Seelen infolge ihrer Unsichtbarkeit und Mannigfaltigkeit mächtiger sind als er, größere Zauberer und schwerer abzuwehren, so ist es ihm vor allem darum zu tun, sie bei guter Laune zu erhalten. Das geschieht dadurch, daß er ihnen etwas gibt, oder, wo er nichts zu geben hat, ihnen etwas läßt. Doch davon weiter unten.

Sobald der Mensch angefangen hat, in mehr oder weniger festgefügten Gemeinschaften zu leben, in Horden, Großfamilien, geschlechter- oder gar stammweise, so treten gewisse soziale Eigenschaften gegenseitiger Hilfe und Zusammenarbeitens in den Vordergrund. Der Krieg aller gegen alle hört auf, wenigstens innerhalb der Horde, der Familie, der Sippe. Die Seelen nehmen natürlich an dieser Entwicklung teil. Wenn sie schon bei Lebzeiten zum Nutzen einer Gemeinschaft tätig waren, so ist es nur natürlich, daß sie auch nach dem Tode ein Interesse an dem Fortbestand der Familie oder Sippe haben. Freilich nur unter der Voraussetzung, daß die Nachkommen die Seelen auch speisen, tränken, ihnen mit der gebührenden Ehrfurcht entgegenkommen, ihnen allerhand Leckerbissen und Näschereien ans Grab bringen, oder wo sie sich sonst gerne aufhalten. Wir finden bei allen Völkern, sobald sie diese Stufe erreicht haben, neben den bösartigen und finsteren Geistern auch ein unzählbares Heer kleiner, unsichtbarer, freundlicher, auch neckischer Haus- und Familiengeister. Der deutsche „Kobold", an dessen heimliches, manchmal schädliches, manchmal nützliches Wirken man vor nicht gar so langer Zeit noch ziemlich allgemein im Volke glaubte, heißt ins Neudeutsche übersetzt nicht mehr und nicht weniger als „Haushalter". Koben heißt soviel als Haus, wir gebrauchen das Wort freilich nur noch in der Verbindung Schweinekoben.

Wie stark der Glaube an die Hilfe und fernere Unterstützung durch die verwandte Seele selbst noch das Denken ziemlich zivilisierter Völker beherrschen kann, zeigt jenes Beispiel eines Hindu, dem eine ziemliche Geldsumme gestohlen worden war. Seine Mutter soll ihn gebeten haben, selbst ihr den Kopf abzuschlagen, damit ihr Geist imstande sei, den Dieb ausfindig zu machen und zu quälen. Noch in neuerer Zeit wurde aus Nordafrika berichtet, daß ein Eingeborener seine Mutter tötete, weil er meinte, sie könne ihm als Geist mehr nützen als im Leben.

Daß nach dem Glauben der Menschen auf dieser Stufe freundliche Geister genährt und gepflegt werden müssen, ist klar. Nahrung und Pflege tut ihnen um so mehr not, als man sich den Geist immer mehr und mehr als etwas nur Hauch- und Schattenartiges vorzustellen begann, dem die Glieder und Werkzeuge zum Zupacken und Selbstbereiten der Mahlzeiten fehlen. Man mußte ihn vor allem der Mühe des Suchens und Stehlens überheben, ihm die Speise mundgerecht und wohlschmeckend darbringen. Das hatte einen doppelten Zweck. Auch der freundlichste Geist konnte ungemütlich werden, wenn ihn hungerte, man wollte sich also vor Schaden bewahren. Obendrein strebte man aber noch danach, die Hilfe der Seele zu erlangen nach dem bekannten Rezept: Ich gebe, damit du gibst. Die Furcht vor Schaden und das Trachten nach übersinnlicher Hilfe sind die beiden Eckpfeiler der Religion in der Seele jedes Naturmenschen, aber auch der meisten Gebildeten.

Wie erbarmungswürdig man sich das Los der Seelen vorstellte, deren Körper nicht mit allen Ehren und den nötigen Beigaben begraben worden waren, und die keine frommen Nachfahren hatten, um sie zu nähren, dafür ein Beispiel aus vielen. Es ist die Stelle aus dem altbabylonischen Gilgameschepos, in der der Geist Engidu-Eabani klagt: „Wessen Leichnam aufs Feld geworfen wird, dessen Geist irrt auf der Erde umher; wessen Geist von niemand versorgt wird — Überbleibsel im Topfe, auf die Straße Geworfenes muß er essen." Kein Wunder also, daß bei fast allen Völkern, die noch auf der Stufe des Seelenglaubens stehen, das Verlangen nicht nur nach einem, sondern nach möglichst vielen Nachkommen eine so gewaltige Rolle spielte. Ohne Nachkommen kein Kult, keine Pflege der abgeschiedenen Seele. Nur wenn wir dies beachten, wird uns auch manche Stelle im Alten Testament richtig klar, so die starke Sehnsucht der Patriarchen nach einer Nachkommenschaft „wie der Sand am Meer", so die Drohung, den Gesetzesübertreter bis ins dritte und vierte Glied zu strafen, so vor allem jene uns so fremdartig anmutende Vorschrift, die befahl, daß wenn ein Israelite kinderlos starb, sein Bruder die Witwe heiraten und mit ihr dem Toten Kinder zeugen mußte. Der Erstgeborene aus dieser Ehe galt dann nicht als Kind des lebenden zweiten, sondern des kinderlos verstorbenen ersten Gatten. In der Geschichte von Onan und in der schönen Novelle von Ruth spielt diese religiöse Pflicht eine wichtige Rolle. Eine der ergreifendsten Tragödien des klassischen Griechenlands, die Antigone des Sophokles, stellt die Pflicht der Schwester, dem Bruder die Bestattungsfeierlichkeiten nicht zu versagen, höher als das Machtgebot des Königs. Antigone zieht den Tod einer Vernachlässigung ihrer kultischen Pflicht vor.

Die Griechen und Römer, die hochzivilisierten Völker der antiken Welt, standen — mit Ausnahme weniger Philosophen und blasierter Spötter — noch ganz im Banne des Seelenkultus. Nicht aus irgendeiner verwaschenen „Pietät" legten sie Gaben aufs Grab, sondern in dem handfesten Glauben, daß die Geister davon genießen. „Ich gieße auf die Erde des Grabhügels", sagt Iphigenie in einem Trauerspiel des griechischen Dichters Euripides, „Milch, Honig und Wein, denn damit erfreut man die Toten." — „Sohn des Peleus," erklärt Neoptolemos bei demselben Dichter, „empfange diesen Trank, der den Toten behagt, komme und trinke dieses Blut." Bei dem Dichter Aschylos gießt Elektra die Trankopfer und spricht: „Der Trank sickert durch das Erdreich, mein Vater hat ihn empfangen." Und Orest betet ebendort: „O, mein Vater, wenn ich lebe, sollst du reichliche Mahlzeiten erhalten, aber wenn ich sterbe, wirst du nicht deinen Teil an den dampfenden Mahlzeiten haben, von denen sich die Toten nähren."

Vor jedem griechischen Grab war ein Platz, der zum Abschlachten des Opfers und zum Zubereiten des Fleisches bestimmt war. Auch das Grab wohlhabender Römer hatte seine Culina, eine Art Küche für die Mahlzeiten der Toten. Der griechische Schriftsteller Plutarch erzählt, daß nach der Schlacht bei Platää die

Einwohner dieser Stadt verpflichtet wurden, den auf dem Schlachtfelde Gefallenen alljährlich ein Totenmahl zu bereiten. An diesem Jahrestag begaben sie sich daher in feierlichem Zuge, geführt von den Spitzen der Behörden, zu dem Grabhügel der Toten und boten ihnen Milch, Wein, Öl und wohlriechende Spezereien dar. Nachdem man diese Gaben auf das Grab gelegt und auch ein Schlachtopfer angerichtet hatte, bat man die Toten, das Mahl einzunehmen. Der römische Schriftsteller Lukian, der gegen 200 nach Christus starb, gibt als Meinung seiner Zeitgenossen an: „Die Toten nähren sich von den Speisen, die wir auf das Grab legen, und trinken den Wein, den wir darauf gießen; so daß ein Toter, dem man nichts bietet, zu ewigem Hunger verurteilt ist." Die römischen Dichter Ovid und Virgil am Anfang unserer Zeitrechnung schildern die Allerseelenfeste ihrer Heimat. Man schmückte nicht nur die Gräber mit reichen Gewinden aus Blumen und Gräsern, man legte auch Kuchen, Obst und Salz darauf und goß Milch und Wein, bisweilen auch das Blut eines Opfertiers aus. Die Blumen und Lichter als Gabe an die Toten am Allerseelentag oder an einem anderen Feiertag haben sich bis auf den heutigen Tag ins Christentum hinübergerettet.

Man sieht aus den angeführten Beispielen, daß die Trauermahle selbst bei den hochzivilisierten Griechen und Römern nicht bloß eine Art Gedächtnisfeier waren. Sie sollten vielmehr den Toten wirkliche Nahrung bringen. Vielfach wurden daher für die Trankopfer Löcher in das Grab gebohrt, die Wein, Milch usw. ganz sicher zum Toten führen sollten, dessen Körper auch nach der Verwesung der liebste Aufenthalt der Seele bleibt. Diese Totenmahlzeiten finden sich heute noch ebensogut bei den ganz tiefstehenden Völkern in den Urwäldern Afrikas und Amerikas als bei den hochzivilisierten Chinesen. Und es ist noch nicht so lange her, daß man auch bei uns in Deutschland den Kobolden und Elben bei Nacht ein Schüsselchen Milch an den warmen Herd stellte oder ans offene Fenster.

Wie hoch die alten Griechen und Römer ihre Toten ehrten und wie überzeugt sie von dem Weiterleben ihrer Seelen waren, zeigt der für die Totenseelen wie für die großen Himmelsgötter in gleicher Weise gebrauchte Titel: Gott, göttlich. Der griechische Dichter Euripides sagt ausdrücklich, daß nach der Vorstellung seiner Heimat jeder Tote ein Gott war. An einer anderen Stelle, da er von Alkestis spricht, sagt er: „An ihrem Grabe wird der Wanderer stehen bleiben und sagen: „Diese ist eine überglückliche Gottheit." Und bei dem griechischen Dichter Aschylos ruft ein Sohn den Vater an: „O du, der du ein Gott unter der Erde bist!" Der gefeierte römische Redner und Staatsmann Cicero sagt: „Unsere Vorfahren wollten, daß die Menschen, die dieses Leben verlassen, zu den Göttern gezählt werden."

Es ist dabei natürlich zu beachten, daß die Bezeichnung „Gott, göttlich" bei den alten Griechen und Römern durchaus nicht dasselbe bedeutete wie heute. Der römische Kaiser war „göttlich", und er unterschied sich in dieser Hinsicht von seinen Untertanen nur dadurch, daß er schon bei Lebzeiten war, was die anderen erst nach ihrem Tode wurden. Überhaupt war für die damaligen Begriffe der Unterschied zwischen Göttern und Menschen ziemlich fließend. Die Sage kannte Halbgötter, Göttersöhne und Mensch gewordene Götter genug, aber auch Menschen, die unter die großen Götter aufgenommen wurden. So fand man nichts dabei, dem Standbild des Kaisers schon zu dessen Lebzeiten wie einem Gott Weihrauch zu streuen, es war ein Akt der politischen Huldigung, nichts weiter. Als politisches Verbrechen wurde die Verweigerung dieser Ehrung auch bestraft. Viel weniger noch als den Begriff der Allmacht verband man den Begriff des „Guten" in unserem heutigen Sinne mit der Vorstellung eines Gottes. Man dachte sich die erhabensten und größten Götter mit allen jenen Launen, Leidenschaften und tyrannischen Gelüsten behaftet, die das Volk an seinen Großen zu beobachten reichlich Gelegenheit hatte. Um so natürlicher war es, daß man an die privaten Hausgötter keine Ansprüche auf Vollkommenheit stellte.

Ein verbreiteter Irrtum muß hier noch berichtigt werden, als ob bei den Unzivilisierten die Seelen der Frauen in der Regel als nicht weiterlebend gedacht würden. Religion sei sozusagen „Männererfindung". Die Ansicht trifft in dieser Allgemeinheit nicht zu. Sie stößt sich gleich an der Tatsache, daß wir in fast allen Religionen eine gespenstisch waltende Urmutter finden. Es wäre weit hergeholt, zu behaupten, diese sei stets erst nach dem Vorbild der fortlebenden Väter gestaltet worden. Im Gegenteil. Gerade die Unzivilisierten neigen dazu, der gebärenden Frau etwas Dämonisches zuzuschreiben. Auch gibt es fast in allen Religionen ebenso gut Göttinnen wie Götter, daneben aber noch ein ganzes Heer von weiblichen Baum-, Wasser- und lokalen Schutzgottheiten. Diese sind nicht immer erst die Geschöpfe einer späteren „Erfindung", sondern es waren ursprünglich die Seelen verstorbener Mütter und Frauen, die auf gewissen Wirtschafts- und Entwicklungsstufen in Gottheiten umgeschaffen wurden. Daß die Frau oft auch zum Vollzug des Ahnenkultus berechtigt und verpflichtet war, beweisen die oben angeführten Stellen griechischer Dichter.

Wenn die Frau überall, und besonders bei den Semiten, auf einer gewissen Kulturstufe in den Hintergrund trat, wenn ihr die Mohammedaner heute schlankweg die Seele absprechen, so hängt das mit der sich entwickelnden sozialen und wirtschaftlichen Unterwerfung der Frau unter den Mann zusammen. Ist die Frau im Leben minderwertig, so muß sie es nach der naiven Vorstellung auch im Tode sein. Aber gerade die bei vielen Völkern übliche Witwenverbrennung beweist, daß diese Völker an das Fortleben der weiblichen Seelen glaubten, wenn sie auch nur den Zweck haben sollten, ihre Männer im Jenseits zu bedienen. Freilich, die Huris in Mohammeds Paradies, die die Seelen der Gläubigen erfreuen, sind nicht die Seelen abgeschiedener Frauen, sie sind selbständige Engelwesen. Aber, so darf man fragen, wuchs nicht auch der Engelglauben und der Glaube an weibliche Engel aus dem uralten Glauben an schützende Ahnenseelen hervor? Wie gesagt, ursprünglich sind wohl männliche wie weibliche Seelen gleichermaßen verehrt worden, wie das der untersten sozialen Stufe der Menschheit entsprach, in der Mann und Weib gleichmäßig Nahrung suchten, eine soziale Gliederung nicht vorhanden war. Mit dem Aufkommen des Privateigentums und der Männerherrschaft verlor die Frau an persönlicher Freiheit und gesellschaftlicher Achtung. In demselben Maße ging auch ihre Teilnahme am Seelenkult zurück. B. S.

o o o

## Herbstgefühl.

**Wie ferne Tritte hörst du's schallen,**
**Doch weit umher ist nichts zu sehn,**
**Als wie die Blätter träumend fallen**
**Und rauschend mit dem Wind verwehn.**

**Es dringt hervor wie leise Klagen,**
**Die immer neuem Schmerz entstehn,**
**Wie Wehruf aus entschwundenen Tagen,**
**Wie stetes Kommen und Vergehn.**

**Du hörst, wie durch der Bäume Gipfel**
**Die Stunden unaufhaltsam gehn;**
**Der Nebel regnet in die Wipfel;**
**Du weinst und kannst es nicht verstehn.** Martin Greif.

## Feuilleton

### 1793.*

Zehn Uhr morgens. Nicht das leiseste Lüftchen regte sich. Es war der heißeste Juli, dessen man sich entsinnen konnte. In der engen Jerusalemerstraße standen vor der Tür des Bäckerladens etwa hundert Bürger und Bürgerinnen der Sektion** in einer langen Reihe, unter der Aufsicht von vier Nationalgardisten, die ihre Gewehre auf die Erde gestellt hatten und ihre Pfeifchen rauchten.

Der Nationalkonvent hatte Höchstpreise für Lebensmittel festgesetzt: sogleich waren auch Getreide und Mehl verschwunden. Wie die Israeliten in der Wüste mußten die Pariser vor Tagesanbruch aufstehen, wollten sie etwas zu essen haben. Alle diese Menschen: Männer, Frauen, Kinder standen Kopf an Kopf gedrängt, unter einem Himmel von flüssigem Blei, der den faulenden Inhalt der Rinnsteine erhitzte und die Ausdünstungen des Schweißes und des Fettes emporsteigen ließ. Die Angesammelten stießen einander, tauschten Fragen aus, warfen einander Blicke voll aller Empfindungen zu, deren menschliche Geschöpfe füreinander fähig sind: Abneigung, Widerwillen, Interesse, Begierde, Gleichgültigkeit. Eine schmerzliche Erfahrung hatte diese Leute gelehrt, daß es für alle nicht Brot genug gab. So suchten denn die zuletzt Angekommenen sich nach vorn zu drängeln; diejenigen, die an Boden verloren, beklagten sich entrüstet und suchten vergeblich ihre verletzten Rechte geltend zu machen. Die Frauen arbeiteten wütend mit Ell-

* Wir bringen hier ein Kapitel aus dem Roman von Anatole France: „Die Götter dürsten", das die Lebensmittelnot in Paris während der Großen Französischen Revolution schildert. Die Szene bezieht sich auf das Jahr 1793. Wir haben das Kapitel bei der Übersetzung nur um einen Teil der philosophischen Unterhaltung gekürzt.

** Sektionen hießen die republikanischen Bezirksorganisationen der Jakobiner in Paris.

bogen und Hüften, um ihren Platz zu behaupten oder einen besseren zu erreichen. Wurde das Gedränge zu unheimlich, dann erhoben sich Rufe: „Nicht schieben!“ Worauf jedermann protestierte und beteuerte, er werde selbst von anderen geschoben.

Um den täglichen Unordnungen vorzubeugen, waren die Sektionskommissare auf den Gedanken gekommen, an der Tür des Bäckerladens eine Schnur zu befestigen, die jeder nach der Reihe zu ergreifen hatte. Doch die Hände, die einander an der Schnur zu nahe kamen, gerieten in Streit. Denjenigen, die die Schnur einmal losgelassen hatten, gelang es nicht mehr, sie wieder zu fassen. Unzufriedene oder Spaßvögel schnitten die Schnur durch. Schließlich mußte man die Idee aufgeben.

In der langen Menschenreihe erstickten die einen beinahe und glaubten umzukommen, andere machten Späße, warfen mit kecken Redensarten um sich, wieder andere stießen Schmähungen gegen Aristokraten und Föderalisten aus, die an allen Übeln schuld waren. Lief ein Hund vorbei, so riefen ihm Witzbolde „Pitt“ zu.* Mitunter erschallte eine saftige Ohrfeige, von der Hand einer Bürgerin auf die Backe irgendeines Frechlings geklatscht, während daneben ein junges Dienstmädel sich mit halbgeschlossenen Augen und offenem Munde, mollig seufzend, von ihrem Nachbar abdrücken ließ. Eine Gruppe junger Spaßvögel fiel mit dem Gesang des „Ça ira“ (Es wird gehen) bei jedem Wort, bei jeder Geberde, bei jeder Stellung ein, die die angeborene kecke Laune des liebenswürdigen französischen Geistes zu erregen geeignet waren. Dagegen protestierte ein alter Jakobiner, den es empörte, zu schmutzigen Zweideutigkeiten den Kehrreim eines Liedes entwürdigt zu sehen, worin der republikanische Glaube an eine gerechte und glückliche Zukunft zum Ausdruck gebracht war.

Ein Plakatanschläger kam, seine Leiter unter dem Arm, um gegenüber dem Bäckerladen eine Bekanntmachung des Gemeinderats an die Mauer zu kleben, wodurch die Fleischrationen in den Schlächterläden geregelt wurden. Passanten blieben stehen, um das noch ganz feuchte Blatt zu studieren. Eine Gemüsefrau, die, ihre Kiepe auf dem Rücken, des Weges daherkam, sagte laut mit ihrer groben gebrochenen Stimme:

„Sie sind futsch, die schönen Ochsen! Kinder, streichen wir uns den Magen.“

Plötzlich erhob sich aus einer Gosse ein derartiger dicker Strom beißenden Gestanks, daß mehrere Personen von Übelkeit befallen wurden. Eine Frau brach zusammen und wurde ohnmächtig den Nationalgardisten übergeben, die sie einige Schritte weiter unter die Pumpe trugen. Man hielt sich die Nase zu. Ein drohendes Gemurmel wurde hörbar. Worte der Angst und des Schreckens flogen hin und her. Man frug sich, ob denn irgendwo ein Tierkadaver verscharrt oder vielleicht Gift in böswilliger Absicht hingelegt wäre, oder ob es am Ende einer von den im September Niedergemachten, ein Aristokrat oder ein Priester sei, den man in der Nähe im Keller vergessen hatte.**

„Hat man denn damals von denen auch in die Keller geworfen?“

„Überall hat man sie hingetan!“

„Das wird wohl einer vom Châtelet sein. Der von Nr. 2, ich habe ihrer dreihundert auf einem Haufen an dem Pont du Change gesehen.“

Die Pariser hatten Angst vor der Rache jener Besiegten, sie fürchteten, daß sie sie nach ihrem Tode mit ihren Leichen vergifteten.

Jetzt stellte sich Evariste Gamelin in die Reihe der Wartenden. Sein Nachbar, der Bürger Brotteaux, begleitete ihn, wie immer ruhig, lächelnd, seinen Lukrez in der sich bauschenden Tasche des flohbraunen Oberrocks.

Der gute Greis pries höchlich die ganze Szene als ein Genrebild, das des Pinsels eines modernen Teniers würdig wäre.

„Diese Lastträger und diese Gevatterinnen“, sagte er, „sind interessanter als die Griechen und Römer, auf die unsere heutigen Maler so versessen sind. Was mich anbelangt, so fand ich immer Geschmack an der flämischen Schule.“

Er verschwieg dabei aus Klugheit und aus gutem Geschmack, daß er eine Galerie der Holländer besessen hatte, mit der sich an Zahl und Auswahl der Bilder nur das Kabinett des Ministers Choiseul messen konnte.

„Schönheit gibt es in der Antike allein und in dem, was aus ihr geschöpft wird,“ entgegnete der Maler; „aber ich gebe Ihnen zu, daß die Volksszenen von Teniers, von Steen oder von Ostade mehr taugen als der Flitterkram von Watteau, Boucher oder Van Loo. Die Menschheit ist dort zwar verunstaltet, aber sie ist nicht herabgewürdigt wie bei einem Baudoin oder einem Fragonard.“

Ein Zeitungsverkäufer ging mit dem Geschrei vorüber:

„Das Bulletin des Revolutionstribunals! Die neueste Liste der Verurteilten!“

„Ein Revolutionstribunal — das genügt noch lange nicht,“ sagte Gamelin. „Es müßte in jeder Stadt eines geben.... Was sage ich? in jeder Gemeinde, in jedem Kanton. Alle Familienväter müßten sich als Gericht konstituieren. Wenn die Nation von feindlichen Kanonen und vom Dolch einheimischer Verräter bedroht ist, gleicht Nachsicht dem Vatermord. Wie! in Lyon, in Marseille, in Bordeaux wütet Insurrektion, Aufstand auf Korsika, die Vendee steht in Flammen, Mainz und Valenciennes sind der Koalition in die Hände gefallen; Verrat schleicht auf dem platten Lande, in den Städten, im Feldlager umher; Verrat macht sich auf den Bänken des Nationalkonvents breit; Verrat sitzt mit den Generalstabskarten in der Hand in unseren Kriegsräten!... Die Guillotine allein kann das Vaterland retten!“

„Ich habe gegen die Guillotine nichts Wesentliches einzuwenden,“ erwiderte der alte Brotteaux. „Meine einzige Gebieterin und Lehrmeisterin, die Natur, hat mich in der Tat in keiner Weise unterwiesen, daß das menschliche Leben irgendeinen Wert besäße; sie belehrt uns im Gegenteil in jeder Weise, daß es gar keinen besitzt. Der einzige Daseinszweck der Kreatur scheint der zu sein, von anderen gefressen zu werden, die ihrerseits derselben Bestimmung entgegenleben. Mord ist ein Naturrecht, folglich ist Todesstrafe eine legitime Einrichtung, nur unter der Bedingung, daß sie nicht aus Tugend oder aus Gerechtigkeit ausgeübt wird, sondern aus Notwendigkeit oder um daraus irgendeinen Vorteil zu ziehen. Immerhin muß ich wohl pervers veranlagt sein, denn es widerstrebt mir, Blut fließen zu sehen, und dies ist eine Verkehrtheit, gegen die meine ganze Philosophie noch nichts hat ausrichten können.“

„Die Republikaner sind menschlich und gefühlvoll,“ versetzte Evariste. „Nur die Despoten behaupten, daß die Todesstrafe ein notwendiges Zubehör der Autorität sei. Das souveräne Volk wird sie sicher eines Tages abschaffen. Robespierre bekämpfte die Todesstrafe und mit ihm alle Patrioten. Das Gesetz, das sie abschaffen wird, kann nicht früh genug veröffentlicht werden. Aber in Kraft treten darf es erst dann, wenn der letzte Feind der Republik unter dem Schwerte des Gesetzes gefallen sein wird.“

Gamelin und Brotteaux hatten jetzt andere Nachzügler im Rücken, darunter mehrere Frauen aus der Sektion; unter anderen eine hübsche hochgewachsene Strickerin mit zerzaustem blondem Haar, in zerrissenem Spitzentuch um die Schultern, mit Holzschuhen an den Füßen und einem Säbel im Wehrgehenk; ferner eine junge, magere und blasse Frau, die einem ebenso schwächlichen Säugling die Brust gab.

Das Kind, das keine Milch mehr fand, fing an zu schreien, aber sein Greinen war schwach und erstickte in Schluchzen. Die junge Mutter betrachtete mit schmerzlicher Sorge das erbärmlich winzige Würmchen von blasser unreiner Gesichtsfarbe.

„Der ist wohl noch ganz jung,“ sagte Gamelin, sich dem unglücklichen Säugling zuwendend, der hinter seinem Rücken in dem erdrückenden Gedränge der letzten Nachzügler wimmerte.

„Er ist sechs Monate alt, der arme Liebling!... Sein Vater ist im Feld: er ist unter denen, die die Österreicher nach Condé zurückgetrieben haben. Er heißt Dumonteil, Michael Dumonteil, Tuchmachergeselle von Beruf. Er hatte sich zum Dienst gemeldet. Die arme Seele, er wollte das Vaterland verteidigen und die Welt sehen. Er schreibt, ich solle Geduld haben. Wie wollen Sie aber, daß ich Paulchen nähre — er heißt nämlich Paul —, da ich mich selbst nicht ernähren kann?“

„Na,“ rief das hübsche blonde Mädchen, „wir werden hier noch gut eine Stunde stehen, und abends geht dasselbe Theater nochmals vor dem Butterladen los. Sein Leben setzt man aufs Spiel, um drei Eier und ein Viertel Butter zu erstehen.“

„Ach, Butter!“ seufzte die Bürgerin Dumonteil, „seit drei Monaten habe ich keine gesehen!“ (Schluß folgt.)

---

* Pitt (der Jüngere) war damals leitender Staatmann der englischen Politik. Er war es, der hauptsächlich den Zusammenschluß der europäischen Monarchien: England, Deutschland und Rußland gegen das revolutionäre Frankreich zustande gebracht hatte und die Seele der Koalitionskriege bildete. Er war daher eine der verhaßtesten Persönlichkeiten in Frankreich.

** Am 2. September 1792 wurde eine große Anzahl verdächtiger Personen aus dem Adel und der Geistlichkeit in Paris niedergemacht. Diese blutige Abrechnung hatte diejenigen Elemente, die beständig mit dem Ausland und mit dem König intriguierten, eingeschüchtert und den endgültigen Sieg der Revolution gesichert. Am 20. September konstituierte sich die revolutionäre Regierung: der Konvent, und am nächsten Tage wurde in seiner ersten sogenannten Sitzung die Republik in Frankreich proklamiert.

Verantwortlich für die Redaktion: Frau Klara Zetkin (Zundel), Wilhelmshöhe, Post Degerloch bei Stuttgart.
Druck und Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G.m.b.H. in Stuttgart.

# Für unsere Mütter und Hausfrauen

Nr. 2 ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ Beilage zur Gleichheit ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ 1916

**Inhaltsverzeichnis:** Die Schwalben. Gedicht von Max Barthel. — Kein Alkohol für stillende Mütter. Von Schwester Lydia Ruehland. — Ausstellung für Kleinkinderfürsorge in Berlin. — Für die Hausfrau. — Feuilleton: 1793. Von Anatole France. (Schluß.)

## Die Schwalben.

Müde lehnt am Flusse eine Mühle,
Im Granatensturm zerschlagen
Und im Häuserkampf zerrieben.
Hoch im schwarzen Dachgestühle
Ist das Schwalbenvolk geblieben.

In den blauen Sommertagen
Blitzen in den toten Gassen
Um die brandzerwühlten Dächer,
An des Wassers stiller Flut
Schwalben flink und hochgemut.

Doch das ist ein seltsam Eleiten!
Denn verloren und verlassen
Geht der Sommer, stirbt das Leben.
Und die Vogelherzen beben,
Und die kühnen Flüge stocken.

Dunkel dröhnen in den Weiten
Eines Trommelfeuers Glocken.
Seht: An einem kühlen Tage
Ist der Schwalben Schwarm verflogen...
Wie um Liebesglück betrogen
Harft der Herbst mit weher Klage. Max Barthel.

○ ○ ○

## Kein Alkohol für stillende Mütter.

Von Schwester Lydia Ruehland.

Das wichtigste Kapitel für eine stillende Mutter ist das der Ernährung. Der Körper, der an ein Kind abgibt, muß so viel zu sich nehmen, daß ein Überschuß vorhanden ist. Das klingt freilich wie bitterer Hohn in einer Zeit, in der die meisten Nahrungsmittel im Preise um das Vierfache in die Höhe geschnellt, die Einkünfte aber für Millionen noch die alten geblieben oder gar auf eine noch tiefere Stufe gesunken sind. Da ist guter Rat teuer. Zu haben ist alles, was die Milchbildung der nährenden Mutter fördert — — aber nur für sündhaft schweres Geld.

Es gibt keine besondere Diät, wie sie vielfach für stillende Frauen empfohlen wird. Die Wissenschaft, die sich gründlich mit dieser Frage beschäftigt hat, stellt die Regel auf: Eine stillende Mutter darf alles essen, was ihr schmeckt — und was ihr bekommt. Und wir müssen hinzufügen: was sie aus ihrem schmalen Beutel bezahlen kann. Eine besondere Flüssigkeitszufuhr ist unnötig. Die Milch wird dadurch nicht mehr, wohl aber der Appetit weniger, denn infolge reichlicher Aufnahme von Flüssigkeiten werden die Magenschleimhäute überreizt. Und wo Mangel an Eßlust eintritt, läßt auch die Ergiebigkeit der Milchquelle nach.

Daß die Frau, die ein Kind nährt, heute mehr denn je den Groschen umwendet, bevor sie ihn ausgibt und sich klar ist, wofür sie ihn ausgibt, ist angesichts der großen Zahl von nichtswürdigen „Ersatzmitteln" dringend nötig. Darum dürfte es angezeigt sein, auch einige aufklärende Worte über „das gute Ammenbier" zu sagen. Bekanntlich hat die stillende Mutter ein stärkeres Durstgefühl, sie gibt ja täglich ein gehöriges Quantum Flüssigkeit ab, und so muß an Ersatz gedacht werden. Ihr nächster Gedanke wird sein: „Malzbier". Die Reklame, die mit diesem „Ammenbier" gemacht wird, ist so aufdringlich, daß sie die Menschen wohl noch im Traume heimsucht.

Leider stehen noch manche Ärzte auf dem Standpunkt: Bier sei ein milchförderndes Mittel, denn es enthält Malzextrakt. Aber in einer Flasche Bier — und mehr kann sich die Frau mit beschränkten Mitteln wohl kaum leisten — ist ein so winzig kleiner Prozentsatz Malzextrakt enthalten, daß er für die Milchbildung ganz und gar nicht in Frage kommt. Das Geld für das Bier ist zum Fenster hinausgeworfen. Weder Mutter noch Kind haben einen Nutzen davon, nur der Fabrikant des „guten Ammenbieres" wird kugelrund durch den Absatz. Will die Mutter nicht auf die Extraktstoffe verzichten, so tut sie klüger, sich den Malzextrakt zu kaufen; er ist in jeder Apotheke in flüssiger oder kristallisierter Form zu haben. Ein wirklich milchtreibendes Mittel gibt es zwar nicht, indessen behaupten viele Mütter, daß Malztropon, Lactapol usw. einen günstigen Einfluß auf die Milchbildung ausüben. Es mag sein, daß sich durch diese Mittel der Appetit blutarmer, nervöser Frauen hebt, und das kommt dann auch der Milchabsonderung zugute. Aber immer noch billiger und zweckmäßiger bleibt das natürliche Mittel, den Haushalt des Körpers zu bestreiten: viel Gemüse essen, viel Milch trinken. Und für den Durst bleibt das billigste und bekömmlichste: reines klares Wasser, leicht gesüßt oder mit etwas Fruchtsaft versetzt. Es wäre nur verdienstvoll, wenn die Ärzte der Überschätzung des Alkohols als Nahrungs- und Stärkungsmittel überall und mit Energie entgegentreten möchten.

Wie viele stillende Mütter haben sich schon den Kopf zerbrochen, woran es liegt, daß ihr Baby so unruhig ist. Man sagt doch allgemein, Brustkinder seien brav. Fragt man diese Mütter, ob sie Bier trinken, so wird man in den meisten Fällen eine bejahende Antwort erhalten. Die Unruhe des Kindes hat so ganz natürliche Ursachen: der Alkohol geht in die Milch über, und da er ein Reizmittel ist, steigert er die Erregbarkeit der Nerven, die der Mutter sowohl als die des Kindes. Aber das Ammenbier hat ja gar keinen Alkohol, wird mir eine Mutter entgegnen. Was es mit der Versicherung „alkoholfrei" für eine Bewandtnis hat, möge folgendes Beispiel lehren. In einer medizinischen Zeitschrift wird ein Rezept für ein sehr billiges „alkoholfreies" Getränk empfohlen. Ein ehemaliger Assistent des Instituts für Gärungsgewerbe in Berlin liest das Rezept und teilt nun unter Angabe des technischen Grundes mit, daß und warum das Getränk Alkohol enthalten müsse. Er sagt: „Die Flüssigkeit enthält 5 Prozent Rohzucker. Dieser wird restlos gegoren und gibt bei der Gärung 2½ Prozent Kohlensäure und 2½ Prozent Alkohol!" Jedoch nicht immer findet sich jemand, der die Anpreisung „alkoholfrei" auch wirklich nachprüft, und so segelt manches Getränk unter falscher Flagge und richtet Schaden an, der nie wieder gutzumachen ist. Denn der Alkohol ist ein langsam wirkendes Nervengift, das vielgestaltiges Unheil schafft.

Man hat sich leider gewöhnt, im Alkohol erst dann den Feind zu sehen, wenn man die letzten Stadien der Vergiftung kennen lernt, in denen der Mensch zur Bestie herabsinkt, wenn jedes Aufwärts, jeder höhere Lebenswille zur Unmöglichkeit wird. Man beruhigt sich gewöhnlich bei der ebenso falschen wie weitverbreiteten Ansicht, daß nur übermäßiger Alkoholgenuß schädlich wirkt. Gewiß gibt es starke Alkoholiker, die scheinbar gesund sind und auch scheinbar gesunde Kinder haben. Aber das Gift häuft sich an, und eines Tages kommt der unvermeidliche Zusammenbruch in irgendeiner Form.

Es kann vorkommen, daß Kinder von Alkoholikern kräftiger sind oder doch scheinen als anderer Nachwuchs. Das wird dort der Fall sein, wo die Kinder besser ernährt werden können, oder wo die Eltern sehr zeitig heirateten, solange der Alkohol den Körper noch nicht verwüstet hatte. Aber späte Kinder aus späten Ehen werden die Merkmale der Rassenverschlechterung um so deutlicher aufweisen. Und wenn die scheinbar gesunden, scheinbar kräftigen Kinder in die Jahre der Reife eintreten; wenn sich Erscheinungen zeigen wie Veitstanz, Krämpfe, Hysterie — dem letzteren Krankheitsgebiet stehen leider die allermeisten Mütter gänzlich verständnislos gegenüber —; wenn die Lehrer klagen, daß sich die Kinder auf ihre Aufgaben nicht konzentrieren können, daß sie lügenhaft, eigensinnig, händelsüchtig sind und den Mitschülern Gegenstände entwenden; wenn die Kinder frühzeitig geschlechtlich erregbar werden, so daß der Erwachsene oft wie vor einem Rätsel steht; wenn sich das Geschlechtsleben über alle Hemmnisse hinwegsetzt — — — wer sieht dann die Saat und nicht nur die Tat? Wer denkt daran, daß der Alkoholismus der Eltern und Voreltern die Kinder leiblich und moralisch vernichtet hat?

Die Eltern wundern sich womöglich noch, wie sie zu mißratenen Kindern kommen. Weder Vater noch Mutter brauchen ausgesprochene Trinker zu sein. Wenn sie aber an dem Tage, an dem sie ein Kind zeugten, dem Alkohol zugesprochen haben, so haben sie ihre Keimzellen geschädigt, und es muß eine ge-

schädigte Frucht zur Welt kommen. Leider trägt dieses Kind nicht an der Stirn die Aufschrift: „Ich bin durch Alkohol vergiftet und entwertet." Manch schwer erziehbares Kind macht infolge der Schädigung durch Alkohol vor der Geburt Lehrern und Erziehern viel zu schaffen und bekommt Prügel über Prügel, die eigentlich seine gedankenlosen Erzeuger haben müßten. Denn sie vergifteten die Keimzelle und entwerteten dadurch die Frucht, die nun zeitlebens für die Elternsünde büßen muß. Sehr häufig sind die „Erstkinder" mancher Familien mit irgendeinem körperlichen oder geistigen Mangel behaftet, denn sie wurden am Tage der Hochzeit in bier- oder weinseligem Zustand gezeugt. In Ländern mit viel Weinbau sollen sechs Jahre nach einem guten Weinjahr stets auffallend viel beschränkte Kinder zur Schule kommen. Die Zensuren der Schüler, die aus trinkfreudigen Familien stammen, sind meist schlechter als die der anderen Kinder. Darüber sind von berufener Seite sorgfältige Erhebungen angestellt worden. Es kann wenig trösten, daß zum Beispiel Beethoven der Nachkomme eines ausgesprochenen Trinkers gewesen sein soll. Es kann einmal gut gehen, meist aber kommt es anders.

Die stillende Mutter muß dieser Tatsache eingedenk bleiben und sich vor dem Genuß von Alkohol hüten, wie immer er ihr auch angepriesen wird. Das Wort vom „guten Ammenbier" ist ein Ammenmärchen, erfunden für leichtgläubige Menschenkinder.

o o o

## Ausstellung für Kleinkinderfürsorge in Berlin.

Am 16. September ist im Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht zu Berlin eine umfassende Ausstellung für Kleinkinderfürsorge eröffnet worden. An ihrem Zustandekommen haben neben der Leitung des Instituts großen Anteil: der Deutsche Ausschuß für Kleinkinderfürsorge, die Deutsche Zentrale für Jugendfürsorge, das Kaiserin-Auguste-Viktoria-Haus zur Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit sowie eine Reihe von Vereinen, Kindergärtnerinnen-Seminaren und Anstalten für Kleinkinderfürsorge.

Die Ausstellung gliedert sich in sieben Abteilungen. In der ersten Abteilung wird ein Bild von der sozialen Not des Kleinkindes gegeben. Wir finden hier Beispiele, die das Wohnungselend der Großstadt veranschaulichen, Tabellen über die mangelhafte Schlafgelegenheit kleiner Kinder, über deren Verunglückungen, wie sie als Folgen der Aufsichtslosigkeit so oft zu beklagen sind, typische Zeitungsanzeigen, die das Feilbieten der kleinen Kinder veranschaulichen usw. In derselben Abteilung wird auch in großen Zügen ein Überblick gegeben über die verschiedenen Maßnahmen, durch die jene Notstände bekämpft werden sollen. Die einschlägigen Verordnungen über das Haltekinderwesen sind übersichtlich zusammengestellt; desgleichen wird die Tätigkeit der deutschen Berufsvormundschaft durch eine Reihe graphischer Darstellungen erläutert. Weiterhin finden wir Pläne und Ansichten guter Wohnbauten, durch die dem Wohnungselend entgegengewirkt werden soll. Namentlich die von dem Badischen Landeswohnungsverein übersandten zahlreichen Bilder verdienen die Aufmerksamkeit des Besuchers. Den Beschluß der ersten Abteilung bilden Beispiele für Wohnungsergänzungen, wie sie in der Form von Kinderspielplätzen, Krippen und dergleichen namentlich in den Baublocks mancher Großstädte in vorbildlicher Weise eingerichtet sind.

Die statistische Abteilung unterrichtet über das Gesamtgebiet der Kleinkinderfürsorge durch eine große Anzahl von außerordentlich gut durchgearbeiteten graphischen Darstellungen. Sie ist im wesentlichen von Regierungsbaumeister Langen im Auftrag des Zentralinstituts geschaffen worden. Sie gibt einen Überblick, wie er in gleich umfassender Weise bisher noch nicht geboten werden konnte. Besonders übersichtlich sind Karten des Deutschen Reiches, in denen die Gesamtzahl der Anstalten für Kleinkinderfürsorge eingetragen ist. Andere Karten lassen das Verhältnis zwischen Zahl der Fürsorgestätten und Bevölkerungsdichte sowie Erwerbstätigkeit der Frauen hervortreten. Abgesehen von seinem hohen wissenschaftlichen Wert, dürfte das hier zusammengestellte graphische Material für die Ausgestaltung der Kleinkinderfürsorge auch unmittelbar praktische Bedeutung besitzen, vorausgesetzt natürlich den ernsten Willen, dieses wichtige Gebiet sozialer Reform zu pflegen. Die Karten zeigen nämlich anschaulich, in welchen Gegenden Deutschlands die Kleinkinderfürsorge noch rückständig ist. Ergänzt werden die betreffenden Darstellungen durch eine stattliche Anzahl von Tafeln aus der bayerischen Statistik, die von dem Institut für soziale Arbeit in München ausgestellt worden sind.

Die Abteilung für körperliche Entwicklung und Pflege des Kleinkindes hat Dr. Rott bearbeitet, Oberarzt am Kaiserin-Auguste-Viktoria-Haus, Berlin-Charlottenburg. In ihr werden anschaulich die körperliche Entwicklung des Kleinkindes, die Maßnahmen zu seiner Pflege, die Ernährung sowie die Krankheiten des Kleinkindesalters erläutert. Dieser Teil der Ausstellung wendet sich besonders an die breiten Schichten des Volkes. Sie soll über die einschlägigen Fragen der Mutter des Kleinkindes in leichtfaßlicher Form Aufklärung geben, die dem wissenschaftlichen Standpunkt der Gegenwart entspricht.

In größerer Anzahl sind für die Ausstellung von den verschiedensten Anstalten für Kleinkinderfürsorge (Krippen, Kleinkinderschulen, Kindergärten usw.) Pläne und Ansichten eingegangen, so daß die Fachkreise sich über die zweckmäßige Ausgestaltung der einzelnen Anstaltstypen unterrichten können. Diese Abteilung läßt erkennen, wie städtische Behörden, Vereine, Gutsverwaltungen und zahlreiche industrielle Unternehmungen bestrebt sind, die Kleinkinderfürsorge zu fördern. Gleichzeitig erhält man einen Einblick in den äußeren Betrieb des Kindergartens. Die ärztliche Untersuchung, das Baden, die Speisung der Kinder, die Einrichtung der Spiel- und Schlafräume: all das wird durch bildliche Darstellungen aus musterhaften Anstalten erläutert. Daneben finden sich hier Anweisungen zur Buchführung, statistische Mitteilungen über die Besuchszahl der Kindergärten, ihre Beeinflussung durch besondere Verhältnisse usw.

Die pädagogische Abteilung gibt eine Zusammenstellung der wichtigsten Literatur über die Psychologie des kleinen Kindes. Sie zeigt außerdem eine reichhaltige Sammlung der verschiedenartigen Materialien für Intelligenzprüfungen und Sinnesübungen des kleinen Kindes. Endlich enthält sie eine Reihe auserwählter Erzeugnisse des geistigen Schaffens des Kleinkindes (Zeichnungen, Knetarbeiten, Ausschneidearbeiten, Spielzeug usw.).

Den Beschäftigungsmitteln des Kleinkindes, wie sie insbesondere im Kindergarten verwandt werden, ist ein besonderes Zimmer eingeräumt. Hier begegnen wir neben dem Fröbelmaterial unter anderem Arbeiten aus ungarischen Kindergärten, die die Verwendung spezifisch ungarischen Materials (Mais- und Hirsestroh und dergleichen) besonders gut veranschaulichen. Beachtenswert sind Beispiele für die Verwendung von wertlosem Material (Papier, alten Heftdeckeln, Streichholzschachteln, Holznägeln usw.) zur Herstellung von Spielzeug.

Anschließend an diesen Raum wird die Ausbildung der Kindergärtnerin und Jugendleiterin veranschaulicht. Es sind anziehende Arbeiten aus Natur- und Kulturkunde, ferner Proben aus den theoretischen Fächern und die Lehrpläne der hauptsächlichsten Anstalten des Deutschen Reiches ausgelegt. Namentlich das Pestalozzi-Fröbel-Haus I Berlin ist mit einer großen Reihe vorbildlicher Arbeiten vertreten. Beachtenswert sind in erster Linie die hier veranschaulichten Methoden zur Geschmacksbildung, die Beispiele für die Entwicklung des Ornaments aus Punkt und Strich, die Beispiele für die Verbindung zwischen Fröbeltechnik und Handfertigkeit.

Endlich enthält die Ausstellung noch die vom Zentralinstitut in Verbindung mit dem Fröbelverband geschaffene Auskunftsstelle für Kleinkinderfürsorge sowie ein Beispiel einer aus Spielzimmer, Eßzimmer, Baderaum und Küche bestehenden Kleinkindergartenwohnung, die unter Leitung des Pestalozzi-Fröbel-Hauses in Berlin von der Firma P. Joh. Müller in Charlottenburg hergestellt worden ist.

Die Ausstellung wird mehrere Monate werktäglich von 10 bis 6 Uhr, Sonntags von 2 bis 6 Uhr unentgeltlich zugänglich sein. Zweimal wöchentlich, Dienstags und Freitags, nachmittags 4 Uhr, soll die Ausstellung unter sachkundiger Führung erläutert werden. Soweit das Programm der Ausstellung, die das Interesse der weitesten Kreise verdient. Für eines der wichtigsten Gebiete sozialer Betätigung veranschaulicht sie den Gegensatz zwischen dem, was sein sollte, und dem, was ist. Wir empfehlen unseren Genossinnen dringend ihren Besuch. Indem die Ausstellung ihnen die Fürsorge zeigt, die das Kleinkind zur Förderung eines gesunden leiblichen und geistigen Erblühens haben könnte und haben müßte, schärft sie ihren Blick für die Riesensumme der Entwicklungs- und Erziehungswerte, die die bürgerliche Gesellschaft der erdrückenden Mehrzahl des proletarischen Nachwuchses schuldig bleibt. Die Ausstellung mag von manchen als ein stolzes Bild des Erreichten eingeschätzt werden. In weit höherem Maße ist sie aber eine Anklage gegen die sozialen Bedingungen, unter deren eisernem Druck ungezählte Kleine aus Mangel an sachgemäßer, gewissenhafter Fürsorge zugrunde gehen oder körperlich und seelisch zu Siechen, Schwachen, Krüppeln werden. So muß ihr Besuch die Frauen des werktätigen Volks anspornen, mit aller Energie dafür zu wirken, daß die bürgerliche Gesellschaft als Recht und nicht als Gnade Einrichtungen schafft, die dem proletarischen Kleinkind durchgreifende Fürsorge gewähren. Darüber hinaus muß er ein starker Antrieb sein, alle Kraft an die Überwindung der bürgerlichen Ordnung des Kapitalismus zu setzen.

## Für die Hausfrau.

**Einige Rezepte für fleischlose Tage.** — Fischklöße. Bei den Wucherpreisen, die man jetzt auch für Seefische zahlen muß, ist es vorteilhaft, sich des öfteren der Konserven zu bedienen, die man als Norske, Svenske oder Denske Fiskebuller kauft, das sind norwegische, schwedische oder dänische Fischklöße. Eine große Dose für 3 Mk. reicht für 5 bis 6 Personen. Die Klöße werden in Konservenfabriken in der Nähe der großen nordischen Fischfangplätze aus geschlachteten Seefischen hergestellt, meist Schellfisch oder Seelachs. Die aufs feinste zerkleinerte Fischmasse wird mit Milch, Kartoffelmehl und den nötigen Gewürzen gemischt. Da uns im Binnenlande so frische Seefische nicht zur Verfügung stehen, ist es hier nicht möglich, ein ähnlich schmackhaftes Produkt herzustellen. Für vielbeschäftigte Frauen spricht auch die Arbeitsersparnis für die Verwendung der Konserve. Man braucht die Klöße nur in einer Tomaten-, Dill-, Peterfilien-, Béchamel-, Pilz- oder holländischen Sauce aufzukochen und etwa 15 Minuten darin ziehen zu lassen. Die Fischkloßbrühe wird dabei mitbenützt. Auch kann man die Klöße panieren, braten und Kartoffelsalat dazu reichen. Reste geben noch eine wohlschmeckende Einlage für eine Kartoffelsuppe.

Mohnnudeln. In vielen Kleingärten ist in diesem Jahre Mohn angebaut worden, aus dem ein sehr wohlschmeckendes und leichtverdauliches Öl zur Verminderung unserer Fettnot gepreßt werden soll. Der Mohnsamen läßt sich jedoch auch unmittelbar zur menschlichen Ernährung verwenden. Mohnsuppe und Mohnbrei sind Volksgerichte in den mohnbauenden Ländern. Besonders gut ist ein österreichisches Gericht: Mohnnudeln. Selbstgefertigte oder gekaufte Bandnudeln kocht man in leicht gesalzenem Wasser gar. Dann schüttet man sie auf ein Sieb zum Abtropfen. Inzwischen hat man den abgespülten und in gelinder Sonnen- oder Ofenwärme auf einem Tuche getrockneten Mohn auf der Kaffeemühle fein gemahlen, die ganz eng gestellt werden muß. Man rechnet ¼ Pfund Mohn auf ½ Pfund Nudeln. Der gemahlene Mohn wird mit Zucker gemischt auf die in einer Schüssel angerichteten Nudeln geschüttet. Des besseren Aussehens wegen nimmt man blauen Mohn. Ein Abschmalzen der Nudeln ist kaum nötig, da der Mohn fetthaltig ist. Die Mohnnudeln können nach einer nahrhaften Suppe als ausreichende Mittagsmahlzeit gelten. Jedenfalls schmeckt das einfache Gericht vortrefflich und ganz und gar nicht nach dem „Kochbuchersatz" der Kriegsküche. M. Kt.

Bücklingreis: ½ Pfund Reis waschen, in 1 Liter kochendes Salzwasser mit etwas Fett, Zwiebel und Sellerie oder Suppengrün 10 Minuten stark kochen, dann an der Seite des Herdes noch eine halbe Stunde aufquellen lassen. Inzwischen zwei große Bücklinge häuten, ausgräten, in etwas Fett leicht anbraten, wenn nötig nachsalzen und in Stückchen teilen. In eine ausgestrichene Form abwechselnd Reis und Bücklinge einschichten, zuletzt Reis, dann mit ¼ Liter Milch, Salz, Pfeffer übergießen (in besseren Zeiten noch ein Ei), geriebenen Käse darauf streuen, mit einigen Butterstückchen belegen und im Ofen eine halbe bis dreiviertel Stunden überbacken lassen. Statt Reis kann man auch Graupen, Makkaroni, breite Nudeln oder Kartoffeln nehmen, die gekocht, geschält und in Scheiben geschnitten werden.

Kartoffelklöße ohne Ei. Man braucht dazu: 2 Pfund Kartoffeln, ½ Pfund Kartoffelmehl, 1 Tasse Milch, 1 Teelöffel Salz, 50 Gramm Kriegsbrot. Die am Tage vorher mit der Schale gekochten Kartoffeln werden gerieben. Das Kriegsbrot schneidet man in kleine Würfel, die man in ein wenig Fett hellgelb röstet. Die Kartoffeln mischt man mit dem Salz, der Milch und dem Kartoffelmehl gut durcheinander und formt die Masse zu Klößen. In die Mitte jedes Kloßes tut man einige geröstete Brotwürfel. Die Klöße werden 10 bis 12 Minuten in Salzwasser gekocht, auf 2 Liter Wasser 2 Eßlöffel Salz. Die Kloßbrühe verwendet man zu Suppe, der man Grieß, Sago, Gemüse usw. beifügen kann.

## Feuilleton

### 1793.

(Schluß.)

Und die Frauen huben an zu jammern im Chor über die Teuerung und den Lebensmittelmangel, stießen Verwünschungen gegen die Emigranten aus* und wünschten jene Sektionskommissare auf die Guillotine, die gewissen schamlosen Weibern um den Preis schmachvoller Gunstbezeugungen fette Hühner und vierpfündige Brote verschafften. Aufregende Geschichten liefen um: von Rindern, die in der Seine ertränkt worden wären, von Säcken voll Mehl, die man in die Gosse geschüttet, von Brot, das man massenhaft in die Latrinen geworfen hätte.... Das waren die Royalisten, die Rolandisten, die Brissotiner, die das Volk von Paris aushungern wollten.*

Plötzlich fing das hübsche blonde Mädchen mit dem zerrissenen Spitzentuch um die Schultern zu schreien an, als hätte sie Feuer am Leibe. Sie schüttelte heftig ihre Röcke, wendete ihre Taschen um und rief, man habe ihr die Geldbörse gestohlen.

Auf den Alarm von diesem Diebstahl wurden alle diese kleinen Leute von einer großen Empörung ergriffen; sie hatten die Paläste der Vorstadt Saint-Germain demoliert und die Tuillerien gestürmt, ohne das geringste mitzunehmen, aber diese Handwerker und Hausfrauen, die mit dem besten Gewissen von der Welt das Schloß von Versailles verbrannt hätten, würden es als eine Schmach betrachten, sich dort eine Stecknadel anzueignen. Die jungen Spaßvögel versuchten einige boshafte Witze über das Mißgeschick des schönen Mädchens, wurden aber sofort durch den allgemeinen Lärm übertönt. Man sprach schon davon, daß der Dieb an die Laterne geknüpft werden müßte. Es begann eine lärmende und parteiische Untersuchung. Die Strickerin wies mit dem Finger auf einen Greis, der stark nach einem aus der Kutte geschlüpften Mönch aussah; sie schwor, daß es „jener Kapuziner" sei, der ihr den Streich gespielt hätte. Die Menge, die sogleich überzeugt war, daß dies richtig sei, stieß Todesrufe aus.

Der der Rachsucht der Menge also denunzierte Greis stand sehr bescheiden vor dem Bürger Brotteaux. Um die Wahrheit zu sagen, sah er ganz nach einem ehemaligen Pfaffen aus. Seine Züge waren ziemlich ehrwürdig, obwohl jetzt etwas durch die Angst entstellt, die die gewalttätigen Äußerungen der Menge und die noch frische Erinnerung an die Septembertage dem armen Kerl einflößten. Die Unruhe, die sich auf seinem Gesicht malte, machte ihn noch verdächtiger in den Augen des Volkshaufens, der gern glaubt, daß nur die Schuldigen sich vor seinem Richterspruch fürchten. Als ob die unüberlegte Heftigkeit, womit es seine Urteile fällt, nicht auch den Unschuldigsten schrecken müßten!

Brotteaux hatte es sich zur Regel gemacht, nie den Instinkten der Menge zu widersprechen, besonders wenn sie sich absurd und grausam äußerten, denn dann gerade, meinte er, sei „die Stimme des Volkes — Gottes Stimme". Aber Bürger Brotteaux war inkonsequent: er erklärte laut, jener Mann, sei er nun Kapuziner oder nicht, habe die Bürgerin unmöglich berauben können, da er sich ihr auch nicht für einen Augenblick genähert habe.

Die Menge folgerte, daß derjenige, der den Dieb verteidigt, sein Mitschuldiger sein müsse, und jetzt sprach man davon, beide Missetäter hart zu bestrafen. Als aber Gamelin für Brotteaux die Bürgschaft übernehmen wollte, erklärten die Gescheitesten, daß nunmehr alle drei an die Sektion eingeliefert werden müßten.

Da rief plötzlich das hübsche Mädchen freudig, es habe seine Geldbörse wiedergefunden. Sogleich erhob sich um das Mädchen ein Gejohle, und man drohte, es wie eine Nonne öffentlich auszupeitschen.

„Mein Herr," sagte der Geistliche zu Brotteaux, „ich danke Ihnen dafür, daß Sie sich meiner angenommen haben. Mein Name hat nicht viel zu sagen, aber ich bin es Ihnen schuldig, mich vorzustellen. Ich heiße Louis von Longuemare und bin in der Tat Ordensgeistlicher, aber kein Kapuziner, wie jene Frauen meinten. Um gleich alles zu berichten: ich bin vom Orden der Barnabiter, aus dem Doktoren und Heilige der Kirche in großer Zahl hervorgegangen sind. Es genügt gar nicht, seinen Ursprung auf den Heiligen Karl Borromäus zurückzuführen: als seinen eigentlichen Stifter muß man den Apostel Paulus ansprechen, dessen Monogramm im Wappen des Ordens zu sehen ist. Ich habe mich ge-

---

* Nachdem die Revolution in Frankreich eine drohende Wendung genommen hatte, verließen die Aristokraten massenhaft das Land und emigrierten nach Deutschland, wo sie in verschiedenen Städten des Rheinlandes ihre Sitze aufschlugen und von dort aus mit der feindlichen Koalition gegen Frankreich intrigierten und im Innern allerlei reaktionäre Zettelungen versuchten. Namentlich war die Stadt Koblenz ein Zentrum der französischen Emigranten, die hier 1792 unter Führung des Prinzen Condé eine Armee bildeten und sich dem feindlichen Heer beim Einfall in Frankreich anschlossen.

* Brissot und das Ehepaar Roland gehörten zu den Führern der gemäßigten Partei, der sogenannten Girondisten, gegen die sich gerade um jene Zeit der Kampf des Pariser Volkes wendete. Brissot und 70 seiner Genossen wurden am 2. Juni 1793 verhaftet und am 31. Oktober guillotiniert. Madame Roland erlitt dasselbe Schicksal etwas später. Ihr Mann gab sich selbst den Tod, wie mehrere andere Häupter der gestürzten Partei.

zwungen gesehen, da mein Kloster zum Sitz der Sektion von Pont Neuf geworden ist, es zu verlassen und weltliche Kleider anzulegen."

„Mein Vater," sagte darauf Brotteaux, den Kittel des Herrn von Longuemare betrachtend, „Ihr Kleid bezeugt zur Genüge, daß Sie Ihren Stand nicht verleugnen: bei Ihrem Anblick möchte man eher meinen, Sie hätten Ihren Orden reformiert, als daß Sie ihn verlassen hätten. Und Sie setzen sich in dieser schlichten Tracht freiwillig den Schmähungen eines gottlosen Pöbels aus."

„Ich kann aber doch nicht einen blauen Anzug tragen wie ein Tänzer!" erwiderte der Geistliche.

„Mein Vater, was ich von Ihrem Kleide gesagt habe, sollte nur Ihrem Charakter huldigen und Sie vor Gefahren warnen, denen Sie sich aussetzen."

„Mein Herr, Sie sollten mich vielmehr ermutigen, meinen Glauben zu bekennen. Denn ich bin nur zu sehr geneigt, vor Gefahren Furcht zu empfinden. Ich habe mein Ordenskleid abgelegt, und das ist eine Art Abtrünnigkeit, mein Herr. Ich hätte gewünscht, wenigstens das Haus nicht verlassen zu müssen, wo Gott mir so lange Jahre hindurch die Gnade eines ruhigen und verborgenen Lebens geschenkt hatte. Es war mir gelungen, dort zu bleiben, und ich behielt meine Zelle, während die Kirche und das Kloster in eine Art kleines Rathaus umgewandelt wurden, das sie eine Sektion nennen. Ich sah, mein Herr, ich sah, wie man die Sinnbilder der heiligen Wahrheit mit dem Hammer bearbeitete; ich sah, wie man den Namen des Apostels Paulus durch die Mütze eines Galeerensklaven ersetzte. Manchmal war ich sogar Zeuge der Beratungen des Bezirks, und ich hörte dort erstaunliche Verirrungen äußern. Schließlich verließ ich das entweihte Haus und richtete mich in einem Stall ein, aus dem die Pferde für den Heeresbedarf requieriert worden sind; ich lebe von meiner Pension von hundert Pistolen, die mir die Gesetzgebende Versammlung ausgesetzt hat. Dort im Stalle lese ich vor einigen Gläubigen die Messe, die hinkommen, um die Ewigkeit der Kirche Jesu Christi zu bezeugen."

„Und ich, mein Vater," antwortete der andere, „heiße Brotteaux, wenn Sie es wissen wollen, und war früher Gastwirt."

„Mein Herr," erwiderte Vater Longuemare, „das Beispiel des heiligen Mathias hat mich gelehrt, daß man von einem Gastwirt ein gutes Wort erwarten könne."

„Mein Vater, Sie sind zu freundlich."

„Bürger Brotteaux," nahm jetzt Gamelin das Wort, „bewundern Sie dieses brave Volk, das mehr nach Gerechtigkeit lechzt als nach Brot. Jeder war hier bereit, seinen Platz zu verlassen, um den Dieb zu bestrafen. Diese Männer, diese Frauen, die so arm sind, die so viele Entbehrungen ertragen müssen, sind dessenungeachtet von einer peinlichen Rechtschaffenheit und dulden keine unehrliche Handlung."

„Man muß gestehen," antwortete Brotteaux, „daß diese Leute in ihrer großen Lust, einen Gauner zu hängen, um ein Haar diesem biederen Greis und seinem Verteidiger und dem Verteidiger seines Verteidigers übel mitgespielt hätten. Es war der Geiz und die Selbstsucht, mit der sie am Besitz hängen, was diese Leute dazu trieb. Der Gauner, der sich an einem von ihnen vergriff, bedrohte sie alle; sie sorgten für sich selbst, indem sie ihn bestrafen wollten. Übrigens ist es wahrscheinlich, daß die meisten dieser Handwerker und dieser Hausfrauen rechtschaffen sind und fremden Besitz achten. Diese Gefühle sind ihnen von Kindesbeinen an durch ihre Väter und Mütter eingebläut worden, die ihnen in genügendem Maße die Rute zu kosten gaben und ihnen so die Tugend durch den Hintern einflößten."

Gamelin konnte dem alten Brotteaux nicht verschweigen, daß ihm diese Sprache eines Philosophen unwürdig schien.

„Die Tugend", sagte er, „ist der menschlichen Natur angeboren. Gott selbst hat ihre Keime in die Herzen der Sterblichen gelegt."

Der alte Brotteaux aber war Atheist, und sein Atheismus bildete für ihn eine Quelle reicher Freuden.

„Ich sehe, Bürger Gamelin," erwiderte er, „daß Sie, so revolutionär Sie für die Erde sind, doch in bezug auf den Himmel ein Konservativer, ja ein Reaktionär genannt werden müssen. Robespierre und Marat sind es nicht weniger als Sie. Und ich finde es merkwürdig, daß die Franzosen, die keinen sterblichen König über sich mehr dulden wollen, sich darauf versteifen, einen unsterblichen zu behalten, der viel despotischer und grausamer ist als jener. Denn was ist die Bastille, was sogar die „glühende Kammer", verglichen mit der Hölle?* Die Menschheit kopiert ihre Götter nach ihren Tyrannen, und Sie, die Sie die Originale verwerfen, wollen die Kopie behalten? ..."

Dieses Gespräch wurde durch einen gewaltigen Lärm unterbrochen, der, vom Kopf der Kolonne ausgehend, durch die ganze Reihe der Hungernden die Kunde trug, daß der Bäckerladen geöffnet worden sei. Man begann sich vorwärts zu schieben, aber mit äußerster Langsamkeit. Ein Nationalgardist, der an der Tür Posto hatte, ließ die Käufer einzeln, einen nach dem anderen hinein. Der Bäcker, seine Frau und ein Gehilfe wurden beim Brotverkauf von zwei Zivilkommissaren mit dreifarbigem Band am linken Arm überwacht. Diese stellten fest, ob die Käufer zur Sektion gehörten und ob sie nicht mehr Ware mitnahmen, als ihnen nach der Kopfzahl der zu Ernährenden zukam.

Bürger Brotteaux betrachtete das Vergnügen als den wahren Zweck des Daseins: er meinte, daß die Vernunft und die Sinne, die einzigen Richter in Abwesenheit Gottes, keinen anderen Zweck zu erfassen vermochten. Die Reden des Malers waren ihm etwas zu fanatisch und die des Geistlichen etwas zu einfältig, um daran viel Vergnügen zu finden. Um sein Verhalten unter den gegebenen Umständen seinem Grundsatz anzupassen und sich das lange Warten zu versüßen, zog daher der weise Mann aus der abstehenden Tasche seines flohbraunen Oberrocks den geliebten Lukrez hervor, der ihm immer den höchsten Genuß und die wahre Befriedigung gewährte. Der Einband aus rotem Saffian war durch Gebrauch an den Ecken abgestoßen, das Wappen aber: drei kleine goldene Inseln, vom Vater, dem Gastwirt, einst mit schönem barem Gelde bezahlt, hatte Bürger Brotteaux wohlweislich ausgekratzt. Er öffnete das Buch an der Stelle, wo der Dichter-Philosoph, der die Männer von den eitlen Aufregungen der Liebe kurieren will, eine Frau in den Armen ihrer Mägde in einem Zustand schildert, der alle Sinne jedes Liebhabers beleidigen müßte. Der Bürger Brotteaux las diese Verse, nachdem er freilich vorher auf den goldig schimmernden Nacken seiner hübschen Nachbarin einen Blick geworfen und den Duft der feuchten Haut dieser kleinen Schlampe wollüstig eingesogen hatte. Der Dichter Lukrez besaß nur eine Weisheit, sein Schüler Brotteaux besaß derer mehrere.

Er las und machte dabei alle Viertelstunden zwei Schritte vorwärts. An sein Ohr, das der feierliche Rhythmus der lateinischen Muse liebkoste, schlug vergeblich das Gekreisch der Gevatterinnen über die Unerschwinglichkeit des Brotes, des Zuckers, des Kaffees, der Kerzen und der Seife. Auf diese Weise erreichte er endlich heiteren Gemüts die Schwelle des Bäckerladens. Hinter ihm erblickte Evariste Gamelin über seinem Kopfe die goldene Garbe am eisernen Gitter, mit dem der Laden geschlossen zu werden pflegte.

Als er seinerseits den Laden betrat, waren die Körbe und die Fächer leer. Der Bäcker übergab ihm das letzte übriggebliebene Stück Brot, das keine zwei Pfund wog. Evariste zahlte, und man ließ das Gitter dicht hinter ihm herunterrasseln, vor Angst, das Volk möchte den Bäckerladen demolieren. Aber die Befürchtung war unbegründet. Diese armen Leute, die von ihren alten Bedrückern wie von ihren heutigen Befreiern gleichmäßig zur Disziplin und zum Gehorsam erzogen worden waren, gingen bereits mit hängenden Köpfen und schleppenden Schritten auseinander.

Als Gamelin die Straßenecke erreicht hatte, sah er die Bürgerin Dumonteil auf einem Eckstein sitzen, ihren Säugling in den Armen. Sie saß da, ohne Regung, ohne einen Blutstropfen im Gesicht, ohne Tränen, ohne Blick im Auge. Das Kind sog gierig an ihrem Finger. Gamelin blieb schüchtern und unsicher einen Augenblick vor ihr stehen. Sie schien ihn nicht zu bemerken.

Er murmelte einige Worte, zog dann aus der Tasche ein Messer mit Horngriff, schnitt sein Brot mitten durch und legte der jungen Mutter die Hälfte auf die Knie. Diese blickte erstaunt auf, doch er war schon hinter der Ecke verschwunden.

Als Evariste nach Hause kam, fand er seine Mutter am Fenster sitzen und Strümpfe stopfen. Lustig schob er ihr den Rest seines Brotes in die Hand und sagte:

„Du mußt mir verzeihen, liebe Mutter, aber ich war vom langen Stehen so müde und von der Hitze derart erschöpft, daß ich beim Nachhausegehen Bissen um Bissen die Hälfte unserer Ration aufgegessen habe. Kaum ist dein Teil noch übriggeblieben."

Und er tat, als schüttle er die Brosamen von seiner Weste.

---

* „Die glühende Kammer" wurden in Frankreich außerordentliche Gerichtshöfe genannt, die wegen ihrer harten Urteile (gewöhnlich Feuertod) berüchtigt waren. So wurden namentlich die Inquisitionstribunale genannt, die Protestanten und allerlei Ketzer im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert verfolgten.

Verantwortlich für die Redaktion: Frau Klara Zetkin (Zundel), Wilhelmshöhe, Post Degerloch bei Stuttgart.
Druck und Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G.m.b.H. in Stuttgart.

# Für unsere Mütter und Hausfrauen

Nr. 3 ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ Beilage zur Gleichheit ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ 1916

**Inhaltsverzeichnis:** Wasser und Leben. I. Von Alex. Lipschütz. — Seelenkult und Opferwesen. II. Von B. S. — Feuilleton: Das Paradies. Von Martin Andersen-Nexö.

## Wasser und Leben.

Von Alex. Lipschütz.

I.

Wasser und Leben gehören zusammen: denn ohne Wasser kein Leben.

Die Hausfrau, die sich für teures Geld ein Pfund Fleisch gekauft hat, wird es kaum glauben wollen, daß sie etwa drei Viertel ihres Geldes für Wasser ausgegeben hat. Denn alle lebendige Substanz enthält sehr große Mengen von Wasser. Der Körper eines erwachsenen Menschen, der zum Beispiel etwa 62 bis 70 Kilogramm wiegt, enthält gegen 40 Liter Wasser. Der Wassermenge nach würde es also gut gehen, daß wir ein kühlendes Bad im Wasser unseres eigenen Körpers nehmen könnten. Während das Wasser zwei Drittel unseres Körpers ausmacht, gibt es manche tierische Lebewesen, die bis zu 98 Prozent ihres Körpers allein aus Wasser bestehen, Lebewesen, die nur 2 Prozent trockene Substanz in ihrem Leibe enthalten. Namentlich sind es wirbellose Tiere, die im Wasser leben. Und wie im Reiche der Tiere, so ist es auch im Reiche der Pflanzen. Der größte Teil der lebendigen Substanz der Pflanze besteht aus Wasser. Bei Pflanzen, die im Wasser leben, kann wiederum das Wasser 98 Prozent ihres Körpers ausmachen. Sehr wasserreich sind auch die Früchte, die 80 bis 90 Prozent, sogar 95 Prozent Wasser enthalten. Ärmer an Wasser sind die holzigen Pflanzenteile, die nur zur Hälfte aus Wasser bestehen. Sehr verschieden ist auch der Wassergehalt der einzelnen Organe des tierischen Körpers. Am wasserreichsten sind natürlich Blut und andere Gewebeflüssigkeiten. Unser Blut besteht zu 90 Prozent aus Wasser. Das wasserärmste Gewebe in unserem Körper ist das Fettgewebe, das nur 10 Prozent Wasser enthält. Wasserarm sind auch die Knochen, die 27 Prozent Wasser haben. Unsere Muskeln, das „Fleisch", besteht zu drei Vierteln aus Wasser.

Wenn man den Wassergehalt eines Organs oder eines Tieres ermitteln will, so tut man es einfach in der Weise, daß man das Organ oder die Tierleiche trocknet, am besten bei 100 Grad, wo das Wasser schnell verdampft. Hat man das Organ oder die Tierleiche vor dem Trocknen „feucht" gewogen und wiegt man nach der vollständigen Austrocknung das Organ oder die Tierleiche ein zweites Mal, so ergibt sich aus dem Unterschied der Wassergehalt des Tieres.

Wichtig ist die Antwort auf die Frage, wozu wir das Wasser in unserem Körper brauchen.

Der Chemiker im Laboratorium braucht stets Wasser. Eine große Reihe von chemischen Vorgängen spielt sich nämlich nur dann ab, wenn die Stoffe, die man miteinander mengt, sich in gelöstem Zustand befinden. Ein altes Sprichwort sagt, daß die Stoffe aufeinander nur wirken, wenn sie gelöst sind. Alle Vorgänge, die das Leben ausmachen, sind chemische Vorgänge. Es ist daher klar, daß auch die lebendige Zelle, die lebendige Substanz nur sein kann, wenn Wasser vorhanden ist. Daß alles Leben Wasser braucht, schließen wir aus dieser Tatsache: alle lebendige Substanz enthält Wasser, wie wir oben gesehen haben. Und auch daraus, daß alles Leben eine Summe von chemischen Vorgängen ist, und daß die Stoffe nur aufeinander wirken, wenn sie sich in gelöstem Zustand befinden. Aber der Naturforscher ist bestrebt, die Sätze, die er aus den beobachteten Tatsachen ableitet, noch in einem Versuch nachzuprüfen. Und von solchen Versuchen, die Mutter Natur selbst anstellt, will ich hier zunächst erzählen.

Kümmern wir uns zunächst einmal um das sogenannte Bärentierchen, ein kleines Insekt, das die merkwürdige Eigentümlichkeit hat, hin und wieder einzutrocknen. Es lebt in feuchter Erde, im Moos und in seichten Gewässern. Auch im Moos der Dachrinnen nistet es zuweilen. Wenn man Glück hat, findet man das Bärentierchen in dem trockenen Pulver, das man sich von einer Dachrinne oder von einem Baumstamm abgekratzt hat. Aber, o weh, in welch einem Zustand! Da ist gar kein Bärentierchen mehr zu erkennen. Wenn wir jedoch etwas Wasser auf das Tier tropfen, so kehrt das Leben wieder in unser Bärentierchen ein. Nach ein paar Stunden sehen wir unter dem Mikroskop das Bärentierchen frisch und munter herumkriechen. Lassen wir den Wassertropfen wieder eintrocknen, so schrumpft der Körper des Tierchens wieder ein und verwandelt sich aufs neue in ein runzliges Klümpchen, das niemand auf den ersten Blick als Bärentierchen ansehen würde. Und merkwürdig! Jahrelang kann sich das Bärentierchen in diesem ausgetrockneten Zustand erhalten. Auch kleine Würmchen, das sogenannte Weizenälchen und andere können eintrocknen und jahrelang in diesem Zustand verweilen. Schnecken können infolge von Trockenheit ebenfalls zusammenschrumpfen und sehr lange in trockenem Zustand verharren. Ein sehr interessanter Fall hat sich im Britischen Museum zu London mit einer Wüstenschnecke zugetragen. Sie war fünf Jahre lang auf einem Täfelchen aufgeklebt, und kein Mensch hätte erwartet, daß noch Leben in diesem Schauobjekt steckte. Und siehe da! Fünf Jahre, nachdem sie auf das Täfelchen geklebt worden war, kam sie plötzlich wieder zum Leben und machte sich daran, den Überzug des Täfelchens abzunagen. In dem feuchten London hatte sie allmählich die für das Leben nötige Feuchtigkeit aufgesogen.

Was lernen wir aus diesen Versuchen, die Mutter Natur angestellt hat? Daß das Leben erlischt, wenn der lebendigen Substanz ihr Wasser entzogen wird. Ohne Wasser kein Leben.

So werden wir es denn leicht verstehen, daß es im Reiche der Organismen eine ganze Menge von Einrichtungen gibt, die die Organismen davor schützen, daß zu viel Wasser verloren geht. Besonders im Reiche der Pflanzen können wir schöne Beobachtungen über die Einrichtungen machen, die gegen Wasserverluste schützen. Wer kennt nicht den Kaktus? Die Kakteen sind Wüstenpflanzen. Sie kommen in trockenen Gegenden vor, wo der Regenfall unregelmäßig ist, wo Regenzeit mit langer Trockenzeit abwechselt. Sie werden in solchen Gegenden zu hohen Gewächsen. Was unterscheidet nun den Kaktus von sonst einer Pflanze? Daß der Kaktus keine Blätter hat, wird jeder gleich sagen. Wirklich keine Blätter? Das Blatt ist dadurch ausgezeichnet, daß es den grünen Farbstoff trägt, mit dessen Hilfe die Pflanze die Sonnenstrahlen aufzufangen vermag, um sie sich beim Aufbau von Stärke zunutze zu machen. Nun, auch der Kaktus ist grün! Der Kaktus enthält in seiner Oberhaut den grünen Farbstoff, wie er in den Blättern sonst vorkommt. Was den Kaktus von anderen Pflanzen unterscheidet, ist die kleinere Oberfläche, auf die der grüne Farbstoff verteilt ist. Durch die Verkleinerung der Oberfläche ist die Kaktuspflanze vor den anderen im Nachteil insofern, als sie nicht so viel von den Sonnenstrahlen aufsaugen kann und der Prozeß ihres Lebens damit gewissermaßen auf ein niedrigeres Niveau herabgedrückt wird. Aber auf der anderen Seite ist die Verkleinerung der Oberfläche auch ein Vorteil für den Kaktus. Das aber insofern, als die Verringerung der Oberfläche die Wasserverdunstung kleiner macht. Wenn wir das Wasser aus einem Glase über den Tisch ausgießen, so wird die Wassermenge sehr rasch verdunsten, die im Glase vielleicht erst in einer ganzen Woche verschwunden wäre. Der Grund dafür ist die größere Oberfläche, auf die das Wasser verteilt ist. Genau dasselbe ist es, wenn wir den Kaktus und etwa eine Blattpflanze miteinander vergleichen. In der Blattpflanze verdunstet das Wasser, das von den Wurzeln aufsteigt, sehr rasch, im Kaktus sehr langsam. Der Kaktus ist gewissermaßen ein Mittelweg, ein Ausweg, den die Natur in Gegenden gewählt hat, wo lange Trockenperioden vorkommen. Ohne Wasser kein Leben. Die Intensität der Lebensvorgänge ist durch die Verkleinerung der Oberfläche des Kaktus im Vergleich zu den Blattpflanzen verringert worden. Andererseits ist jedoch dadurch erreicht, daß die Pflanze überhaupt zu leben vermag, daß sie die zum Leben nötige Wassermenge für die lange Trockenperiode erhalten kann.

Bei anderen Pflanzen ist der Schutz gegen allzu starke Verdunstung von Wasser dadurch erzielt, daß die Blätter eine Schicht von Wachs über der oberen Zellschicht haben. Manche Pflanzen wieder haben ganz merkwürdige Einrichtungen, wie zum Beispiel die sogenannten Kannenpflanzen auf dem Malaiischen Archipel. Da sind die Blätter in richtige Kannen umgewandelt, so etwa, wie wenn eine Tüte aus einem Blatte gedreht wäre. Wenn es Regen gibt, so wird das Wasser in den Kannen aufgefangen. In das Wasser ragen richtige Würzelchen hinein, die von dem Blattstiel ausgehen, und saugen das Wasser auf. So macht sich die Pflanze das Wasser in der Trockenzeit zunutze, das in der Regenzeit sich in den Kannen sammelt.

○ ○ ○

# Seelenkult und Opferwesen.

II.

Wir haben in der Einleitung des letzten Artikels gesagt, daß der Urmensch, sofern er seinen Geistern nichts zu geben hat, ihnen etwas läßt. Den Geistern etwas lassen, ist die erste und ursprünglichste Form des Seelenkultes. Sie entspricht jener Stufe, auf der der Mensch noch keine eigentliche Wirtschaft und produktive Arbeit kennt. Er streift herum und lebt von der Hand in den Mund, vom täglichen Funde. Er hat noch nichts, was er zu eigen besitzt, keine Werkzeuge, keine Vorräte, keine Hütte. Aber das Heer der Seelen umgibt schon seine lebhafte Phantasie, ängstigt und schreckt ihn, wo er geht und steht. Und gleich wie er selbst immer hungert und glücklich ist, einen Ort zu finden, wo reichlich Früchte gedeihen und kleines Getier vorhanden ist, so sind auch die ihn umringenden Geister seiner Phantasie stets von Hunger umhergetrieben. Der Wilde, der sich diese Geister günstig stimmen will, stellt daher für eine gewisse Zeit, an einem bestimmten Ort das Nahrungsuchen ein, damit die Geister um so mehr Speise finden und sich sättigen können. Aber auf die Nahrungsuche verzichten, besagt meist für ihn, auf die Nahrung selbst verzichten. Mit anderen Worten: Um die Gunst der Seelen zu gewinnen, fastet der Wilde. Das Fasten oder Entsagungsopfer ist die älteste Opferform.

Es ist nur natürlich, daß diese Opferform noch auf der nächsthöheren Stufe, bei den reinen Jägervölkern, eine große Rolle spielt. Auch sie leben ja noch ziemlich von der Hand in den Mund, häufen keine oder doch nur wenig Vorräte an; auch sie wissen den Geistern nichts Besseres darzubringen, als daß sie ihnen zur Nahrung Wild leben lassen, das auf ihren Jagdgründen herumstreift. So spielt bei den Indianern das Fasten eine große Rolle. Aber schon hier können wir beobachten, wie die Tatsachen und ihre Erklärung sich verschieben. Die Indianer haben den ursprünglichen Zweck des Fastens vergessen, seinen Charakter als Darbringung von Speise für die Seelen. Eine natürliche Folge des Fastens sind lebhafte Träume und Halluzinationen. Diese sind im Laufe der Zeit als Zweck des Fastens erklärt worden. In den Träumen und Gesichten, so glaubt man, erscheint die Gottheit, gibt den Fastenden Fingerzeige und Weisungen. Will bei beginnender Mannbarkeit der indianische Jüngling sein Totem (Schutzgeist in Gestalt eines Tieres) kennen lernen, so fastet er einige Tage in der größten Einsamkeit. Das erste Tier, das ihm im Traum erscheint, hält er für das ihm bestimmte Totem, opfert ihm und jagt es nie. Vor der Männerweihe, wie sie bei den Negern üblich ist, müssen die Jünglinge neben anderen Qualen zu „Ehren" der Stammesgeister auch großen Hunger ertragen. Das mag heute als ein Beweis dafür erscheinen, daß die Jünglinge abgehärtet sind und sich beherrschen können, das Fasten ist aber sicher ursprünglich ein Opfer gewesen. Bei fast allen Völkern, nicht nur den unkultivierten, sind das Orakelwesen, das Prophetenamt, die Priesterweihe usw. mit Fastenübungen verbunden. Durch Fasten erlangt man göttliche Offenbarungen. Auch das Alte wie Neue Testament gibt Beispiele genug dieses Glaubens. Der Begründer des Islam, Mohammed, hat seine Offenbarungen nach einer unglaublich harten und langen Fastenzeit erhalten. Noch bei den katholischen Mystikern und Heiligen des Mittelalters spielte das Fasten zu dem Zweck, Erscheinungen zu erlangen, eine bedeutsame Rolle. Aus diesem Glauben, daß die Gottheiten sich dem Fastenden mitteilen, entstand auch der Glaube an den Gott wohlgefälligen Charakter der Selbstkasteiung, der Abtötung des Fleisches. Er war besonders im Orient verbreitet und ist von da ins abendländische Christentum gedrungen. Würden die Götter dem Fastenden Träume senden und Fingerzeige geben, wenn das Fasten der Gottheit nicht wohlgefällig wäre?

Mit der steigenden Kultur, mit dem Wachstum der Existenzsicherheit des Menschen und der verminderten Furcht und Abhängigkeit von den Launen der Geister und Götter zeigt sich bei allen Völkern dieselbe Erscheinung: Man nimmt es nicht mehr so unerbittlich streng mit den Opfergeboten. Denn das Märchen von dem in seiner Bedürfnislosigkeit „unabhängigen und freien Wilden" ist wirklich nie etwas anderes als ein Märchen gewesen. Je bedürfnisloser und unwissender der Mensch, desto härter und unerbittlicher ist die Herrschaft seiner Angst vor dem Unerklärlichen, seiner Furcht vor Geistern und Göttern. Und diese Furcht wird von seinen Häuptlingen und Priestern überdies noch immer zu ihren Gunsten tüchtig ausgenutzt und gesteigert.

Wie gesagt also, mit der steigenden Kultur und Existenzsicherheit beginnt im allgemeinen der Mensch, es mit den Opfergeboten nicht mehr so genau zu nehmen. Die Geschichte der Fastengebräuche ist ein lehrreiches Beispiel dafür. Zunächst beschränkte man das Fasten nur auf gewisse Lieblingsspeisen der Götter oder Früchte und Tiere, in denen die Seele oder Gottheit wohnend gedacht wurde. So sind bestimmte Hauptnahrungsmittel der Urzeit schließlich ganz außer Gebrauch gekommen, und da man den Grund der Enthaltung später vergaß, begann man sie als „unrein" zu verabscheuen. Die Speiseverbote des Alten Testaments kennen eine Menge solcher Tiere. Es kam hinzu, daß in der Tat der Urmensch manche Pflanzen und Tiere verzehrt hat, deren Nährwert recht gering oder deren Geruch und Lebensweise für feinere Nerven nicht zum Appetitlichsten gehören.

Aus dem griechisch-römischen Altertum haben wir zwei deutliche Beispiele. In Südeuropa scheint die nahrhafte Bohne eine der am frühesten angebauten Feldfrüchte gewesen zu sein. Sonderbarerweise wurde sie in der klassischen Zeit teilweise verschmäht. Die Tatsache, daß man die Bohne alten, halbverschollenen Göttern opferte, läßt schließen, daß der vergessene Grund ein uraltes Fastenopfer gewesen sein muß. Der Fromme enthielt sich den Geistern zuliebe gerade jener Frucht, die bisher vielleicht seine Hauptspeise gewesen war. Später, weil man den Grund nicht mehr kannte, wurde die Frucht verabscheut. Ein anderes Beispiel ist die bei allen Kulturvölkern übliche Enthaltung von Hundefleisch, das in einer ärmlichen Vorzeit Nahrung sowohl für Menschen wie Götter gewesen ist. Darauf deutet die Tatsache, daß man noch im klassischen Altertum Hundeopfer den uralten Muttergottheiten darbrachte, von denen man selber nicht mehr recht wußte, was sie bedeuteten.

Mit der steigenden Lebenshaltung und der verbesserten Nahrungsmittelerzeugung war man imstande, den Göttern und Geistern auch von den neuen und besseren Speisen zu geben und tat dies meist auch. Aus Scheu wagte man jedoch nicht, ihnen die alten, nunmehr außer Gebrauch gekommenen Nahrungsmittel zu entziehen. Man denke auch an die jüdischen Ostermatzen, ein primitives Gepäck, wie sie heute noch der Wüstenbeduine herstellt. Der Gott Jehova verlangte eben die alte, längst außer Gebrauch gekommene Speise. Wie denn überhaupt in der Religion, deren Haupttriebfeder Furcht und Scheu vor dem Unberechenbaren gewesen ist, sich die alten Sitten und Gebräuche stets am zähesten erhalten haben. Auch unser tiefeingewurzelter, eigentlich nicht recht zu begründender Abscheu vor Pferdefleisch hat seine Ursache darin, daß das Pferd ein Hauptopfertier unserer heidnischen Vorfahren gewesen ist, demnach in ältester Zeit auch ein Hauptnahrungsmittel. Eines der ersten Gebote, die die christlichen Bekehrer den Germanen gaben, war die Enthaltung von Pferdefleisch.

Wir haben bereits darauf hingewiesen, daß die alten, unverbrüchlich strengen Fastengebote in demselben Maße weitherziger innegehalten werden, als mit den Fortschritten der menschlichen Wirtschaft, die Furcht vor den übersinnlichen Wesen abnimmt. Zwar hat man noch lange nicht den Mut, auf das Fasten ganz zu verzichten, das als eine Art Gott wohlgefällige Selbstkasteiung und Ausübung betrachtet wird, aber man beginnt, den Gott zu hintergehen und unter allerhand schönen Vorwänden um sein Recht zu prellen. Ein sinnenfälliges Beispiel dafür ist jene heitere Erfindung der katholischen Kirche, wonach Fisch kein Fleisch sein soll, also an Fasttagen gegessen werden darf. Der große Gott muß sich diesen kindlichen Bären aufbinden lassen, obwohl er als Schöpfer alles Getiers es doch eigentlich besser wissen muß. Auch denken die Christen schon lange nicht mehr daran, an ihrem Fasttage sich jeglicher Speise zu enthalten, diese Kasteiung überläßt man wohlweislich Schwärmern und Heiligen. Der Mohammedaner nimmt es da schon etwas ernster während seines Fastenmonats Ramadan. Aber auch er hat einen Ausweg gefunden, um das Gebot erträglich zu machen. Er rechnet den Fastentag nur von Sonnenauf- bis Sonnenuntergang. In den Nachtstunden entschädigt er sich reichlich für die saure Pflicht des Tages.

Mit der sich immer mehr entwickelnden produktiven Arbeit hatte das Fasten allmählich seinen Zweck gänzlich verloren, die Nahrung der Geister sicherzustellen. An die Stelle des „Lassens" trat das „Geben", vor allem das Speiseopfer. Den Übergang beobachten wir bei gewissen Bewohnern der Südsee, die ihren Geistern, wenn sonst nichts da ist, die wenig schmackhaften Farnkrautwurzeln vorlegen und dazu sagen: „Wir haben nichts Besseres. Gebt Besseres, dann sollt ihr davon haben." Die Schlußfolgerung, daß der Nahrung spendende Gott eigentlich selbst imstande sein muß, sich zu ernähren, hat in den kindlichen Gemütern einfacher Naturvölker keine Stelle. Eine andere Anschauung trat erst unter fortgeschrittenen gesellschaftlichen Verhältnissen auf, wo der Mensch sich weniger von der Natur und unbekannten Mächten abhängig fühlt, als von dem Wohl und Wehe, dem Tun und Lassen seiner Mitmenschen. Propheten des Alten Testaments und Philosophen des alten Griechenlands und Roms vertreten die Überzeugung, daß „Gehorsam" oder, wie es in den Psalmen heißt, ein „reines Herz" besser ist als

„Opfer", daß Tugend mehr Wert hat als Gaben. Im Neuen Testament lesen wir: Die Witwen und Waisen in ihrer Trübsal besuchen, die werktätige Liebe also sei der beste Gottesdienst. Aber solche Anschauungen sind bis auf den heutigen Tag eigentlich nur ein Sondergut besonders hochstehender Einzelner geblieben. Die Masse des gläubigen Volkes will nach wie vor ihrem Gotte etwas „geben", ihn dadurch besänftigen und gnädig stimmen, wenn sie auch nicht mehr unmittelbar an eine Speisung des Gottes denkt, wie der Minderzivilisierte. Heute noch gilt im allgemeinen für die Gläubigen der von den Indern ausgesprochene Grundsatz: „Die Opfer erhalten die Welt."

Wie zähe der Seelenkult und zumal die aus ihm stammenden Sitten und Gebräuchen sich erhalten, zeigt die Tatsache, daß auch die ältesten Christen es sich nicht nehmen ließen, ihre kultischen Mahlzeiten, Liebesmahle, auf den Gräbern der Märtyrer abzuhalten. Es lebte darin die Anschauung fort, daß die Seelen der Verstorbenen sich am liebsten beim Grabe aufhalten und bei solchen Mahlzeiten mitessen. Interessant zum Vergleich ist auch die Bedeutung, die in den alten Christengemeinden der Frage beigemessen wurde, ob ein Christ an heidnischen Opfermahlzeiten teilnehmen dürfe oder nicht. Denn nach alter Anschauung bedeutete die Speisegemeinschaft mit einem Gotte nicht nur die äußere Zugehörigkeit zu seiner Gemeinde, sondern sie verursachte auch eine innere Blutsverwandtschaft. Der Gott ging in die mit ihm Speisenden ein, woraus sich die mystische Anschauung von „Essen des Gottes" entwickelte und in unserem christlichen Abendmahl zum Teil noch fortlebt.

Die Sitte der Menschenopfer suchte man früher damit zu erklären, daß der Mensch dem Opfernden als die wertvollste Gabe erschien. Nach Analogie der übrigen Speiseopfer liegt eine andere Erklärung viel näher und entspricht dem einfachen Verstand der Unkultivierten viel besser. Nämlich daß der Geist oder Gott das als Opfer erhielt, was er und seine Verehrer zu Lebzeiten verzehrten. Hatte der Lebende Menschen verzehrt, so verlangte er nach dem Tode erst recht nach dieser Speise. Und wie Hunde, Bohnen, Matzen usw. wurde ihm diese Nahrung auch dann noch dargebracht, als sie schon längst aus dem Speisezettel des betreffenden Volkes oder Stammes getilgt war.

Daß das Menschenopfer als angebrachtes Speiseopfer dargebracht wurde, an dem die Lebenden in festlichem Schmause teilnahmen, beweisen auch in Deutschland noch mancherlei jetzt recht harmlose Überbleibsel aus jener grauen Vorzeit. Wir denken heute gewiß nicht mehr bei unseren Wecken, Striezel, Stollen, Zöpfe, „Seelen", Lebkuchenherzen, gebackenen Männchen usf. an das, was sie ursprünglich bedeuteten. Und doch weisen sie untrüglich auf jene uralten, grausigen Festmahlzeiten zurück, bei denen sich unsere Vorfahren in Gemeinschaft mit den Ahnengeistern am Menschenfleische gütlich taten. Wie bei den Fastenopfern nämlich, so ist es auch mit den Menschenopfern gegangen. Die Kultur stieg, die Existenz wurde sicherer, der Grundsatz gegenseitiger Hilfe milderte die Sitten, die Furcht vor den Göttern nahm ab. Zudem kamen im Laufe der Zeit die Kriegsgefangenen weniger als Nahrungsmittel, denn als Arbeitskraft, als Sklaven in Betracht. Der Gott mußte sich immer seltener mit Menschenopfern begnügen, schließlich legte man ihm nur Nachbildungen auf den Altar; aus Brottaig gebackene Menschen, Herzen usw. Aber in Zeiten großer Gefahr, nationalen Unglücks lebte die alte Angst wieder auf, und mit ihr das Menschenopfer in seiner ganzen blutigen Scheußlichkeit. Die israelitische Sage, wie Jephtha nach schwererrungenem Siege dem Jehova seine Tochter opfert, steht nicht allein da. Bei Ausgrabungen in Palästina hat man an alten Tempelstätten Hunderte von Kindergerippen entdeckt. Die fromme Sitte, den Erstgeborenen dem „Herrn zu weihen", die zum Beispiel von Samuel erzählt wird, ist nur die gemilderte Form des einstigen Kinderopfers. Im sogenannten mosaischen Gesetz ist die Erinnerung daran noch lebendig in dem Anspruch Jehovas, daß alles Erstgeborene von Vieh oder Mensch ihm gehöre. Als die Karthager im Kriege einst in große Not gerieten, führten sie ihr Unglück darauf zurück, daß sie ihrem Gotte nur Sklaven statt Kinder geopfert hatten. Auch die griechische Sage hat in der Opferung Iphigenies die Erinnerung an das einst ziemlich allgemein übliche Kinderopfer erhalten. Eine spätere mildere Zeit konnte den Gedanken nicht mehr ertragen, daß Götter und Göttinnen sich an Menschenfleisch laben sollten, und ließ im letzten Augenblick die Göttin Diana das Kind entführen. Eine ziemlich genaue Parallele übrigens zu der biblischen Opferung Isaaks, nur daß uns diese Sage noch deutlich darauf hinweist, wie an Stelle des Menschenopfers dem Gotte der Ersatz geboten wurde: das Tieropfer.

Auch bei den halbkultivierten Mexikanern Amerikas war das Kinderopfer zur Zeit der Landeseroberung durch die Spanier noch allgemein üblich. Und zwar noch in der ursprünglichen Form der regelrechten Festmahlzeit für alle Volksgenossen. Wir können hier noch den Übergang beobachten von der wirklichen Verspeisung der Kinder zu dem Verzehr des sie nur symbolisch darstellenden Gebäcks. Am Jahresfest des Gottes Huitzilopochtli opferte man Kinder, aber nicht mehr genug, um das ganze Volk damit zu speisen. Man nahm das Blut der Geopferten, tat es in Teig und verbuk diesen zu einer menschlichen Figur. Von dieser erhielt der König das Herz, den Leib verteilte man an die verschiedenen Viertel der Hauptstadt, so daß jeder Einwohner ein Teilchen erhielt. Auch am Feste des Tlalok wurden in Mexiko Menschenopfer dargebracht, an dem Schmause nahm aber nur der hohe Adel teil, für das Volk buk man Götterbilder mit Herzen, damit es wenigstens der Form genüge.

Die Auffassung wird kaum verfehlt sein, daß diese Beispiele aus Mexiko uns den Gang der Entwicklung zeigen, den das Menschenopfer auch bei uns in Europa genommen hat. Daraufhin weisen die obengenannten menschenähnlichen, herz-, zopf- und armförmigen Gebäcke, die an Festtagen noch da und dort hergestellt werden. Ein Beleg dafür scheint uns auch ein Wahnglaube, der besonders bei slawischen Völkern verbreitet ist, wo das Menschenopfer bis in die historische Zeit herangereicht hat. Wir meinen den Wahn, die Juden würden zu Ostern Kinder schlachten und ihr Blut in die Matzen verbacken, der sogenannte Ritualmord. Auf die Sitte des Menschenopferfraßes deutet auch ein Vorgang aus dem altrömischen Jupiterkult. Der Oberpriester, der zu bestimmten Zeiten den Gott darzustellen hatte, bestrich dann sein Gesicht mit Mennig, sicherlich hatte er es einst mit Opferblut bestrichen. B. S.

## Feuilleton

### Das Paradies.*

Von Martin Andersen-Nexö.

Dicht vor dem östlichen Abhang der Heidehöhe, eine gute halbe Meile von der Küste entfernt, liegt — in einer Senkung des Felsenplateaus — ein entzückender kleiner Landbesitz, das Paradies. Es bildet ein ganzes Tälchen für sich, eine üppig fruchtbare Welt inmitten der blauenden weitgedehnten Felsenlandschaft. Unten auf dem Talgrund wird der Boden nach gewöhnlicher Bauernart mit Getreide, Rüben und Gras behandelt; auf den weiten Felsenhängen jedoch, wo der zypressenartige Wacholder vor hohen, senkrechten Felswänden Wache hält, hat eine Hand, die behutsamer ist als die des Bauern, die natürlichen Anlagen gehätschelt, die eigentümliche, üppige Pflanzenwelt der Felsen liebevoll gehegt und ihr neue Gewächse eingefügt.

Alles, was die Bornholmer Natur von exotischer Vegetation birgt, tritt hier in verschwenderischer Fülle zutage. Das Geißblatt bleibt nicht an der Erde, sondern windet sich bis auf die Wipfel der alten Bäume hinauf, füllt das Dunkel des Waldes mit hängenden grünen Lianen und steckt seine Fackeln dort oben aus. Die Brombeerranke und der wilde Efeu machen sich die Felswände streitig, und auf den vorspringenden Blöcken brennt die wilde Rose.

Alles das hat der liebe Gott selbst geschaffen — und er hat hier und da zwischen den Felsen viele kleine unansehnliche Pflanzen versteckt, deren Geschwister man auf der südlichen Seite der Alpen finden kann. Eine schonende Menschenhand hat hier gewaltet, hat dafür gesorgt, daß das Ganze zu seinem Recht kommt, hat gerodet und die Wildnis in einen natürlichen Garten umgewandelt, mit Zwergobstbäumen auf den milderen Abhängen und mit seltenen südlichen Pflanzen in den Felsenspalten. Da drinnen wachsen Feigen, Maulbeeren und Johannisbrot; der Weinstock legt seine Traubenbüschel auf das Gestein und läßt sie in der Sonne reifen. Evonymus japonica setzt ihr grün und gelb gefleckes ewiges Laub gegen die Felswand.

Das Ganze besteht noch gar nicht so lange, die obersten Bäume bringen es noch nicht fertig, oben aus der Spalte ihr Laub hervorzutreiben. Man kann lange im Heidekraut umherstreifen, ohne zu entdecken, daß ganz in der Nähe ein kleines Paradies liegt; unten in der Stadt wissen wohl kaum viele von seiner Existenz.

Das Paradies gehört jetzt dem alten weißhaarigen Großbauern vom Felsenhof, der eine halbe Meile weit nach der anderen Seite hin liegt. Den Felsenhof hat der Bauer seinem jüngsten Sohn überlassen, und er wohnt nun selber hier. Er weiß recht gut, daß

* Aus Martin Andersen-Nexö „Die Küste der Kindheit", Novellen. Verlag von Albert Langen, München.

das Paradies ein guter, seltener, kleiner Landbesitz ist, und hält es in Ordnung. Aber geschaffen hat er nichts von all der Herrlichkeit; er kam erst dazu, als alles fix und fertig war.

Vor gut fünfzig Jahren kamen zwei junge Menschenkinder — ein Mann und eine Frau — in die Gegend und ließen sich hier nieder. Es waren knochenstarke Wesen aus dienendem Geschlecht, Sprößlinge einer Familie, die bei Bauern gedient hatte, soweit man sie zurückverfolgen konnte. Sie kamen von den großen Höfen, die zerstreut am Rande der Heidekrauthöhen liegen und mehr und mehr von dem Bergland Besitz ergreifen; die beiden hatten, wie ihre Väter, lebenslange Übung darin, für andere Land urbar zu machen.

In diesen beiden — Munk und seiner Frau — war der kühne Gedanke erwacht, nicht länger für andere zu arbeiten, sondern sich selbst etwas schaffen zu wollen. Daraufhin hatten sie von ihrer Konfirmation an gespart und sich abgeäschert — und hatten einander gefunden; nun besaßen sie ein Kapital von sechshundert Talern. Für dies Geld konnte man ein nettes Häuslergehöft mit ein wenig Ackerland, einer Kuh und zwei Schweinen bekommen; aber dabei hatte jede Möglichkeit gefehlt, Fortschritte zu machen. Und die beiden hatten ja viel mehr Kräfte, als hierzu nötig war. Weil das Geld also zu nichts Ordentlichem ausreichte, machten sie sich daran, den nackten Felsen zu bearbeiten.

Streng genommen gehörte das kleine Tal, das sie sich ausersehen hatten, dem einen wohl nicht mehr als dem anderen. Es war Urboden, und die Wüstenei hatte so dagelegen seit Erschaffung der Welt, ohne daß sich jemand darum kümmerte. Aber die Leute auf dem Felsenhof entdeckten plötzlich, daß das Tal i h n e n gehören müsse. Allerdings gab es nichts Schriftliches darüber, aber die Leute vom Hof hatten durch mehrere Generationen hindurch dort Heide geholt und auch ihre Schafe da weiden lassen. Die Obrigkeit fand, daß das ein ebenso guter Rechtsanspruch sei wie jeder andere, und die beiden Ansiedler kauften darum das Tal von dem Felsenhofbauern für zweitausend Kronen. Das eine Tausend bezahlten sie bar, das andere blieb unkündbar auf dem Besitztum stehen und sollte mit einer jährlichen Abgabe von zehn Tonnen Hafer verzinst werden. Das kleine Tal, das zwanzig Tonnen Land maß, gehörte also nun den beiden; sie nahmen Vorschuß auf die Zukunft und nannten es das Paradies. Für die zweihundert Kronen, die von ihrem Gelde übrigblieben, kauften sie unten im Dorf ein altes Fachwerkhäuschen, brachen es ab und bauten es hier oben wieder auf. Sie taten es ohne fremde Hilfe, Munk trug das meiste auf seinem Rücken hinauf.

Und dann begannen sie mit der Arbeit! Es waren blutjunge, schaffensfreudige Leute, obendrein von der Idee ergriffen, sich ihr Glück zu erarbeiten — zwei Menschen, die ihren Weg machen konnten, wo immer es sein sollte. Er mied alle geistigen Getränke, rauchte nicht einmal; das Ziel, das die beiden im Auge hatten, war Reizmittel genug. Am Tage mußte Munk ja in der Umgegend Hof und Wegarbeiten verrichten. Aber während dieser Zeit war die Frau auf dem Felsboden tätig; und sobald er nach Hause kam, arbeitete er neben ihr. Den letzten Rest des Tageslichts nahmen sie mit, fingen das erste Dämmern auf, und sie schufteten oft auch getreulich Seite an Seite die halbe Nacht hindurch und am Sonntag, ohne daß man es ihnen anmerkte, daß sie müde wurden. Sie schälten Heidekraut ab als Brennmaterial und zum Dachdecken, rodeten Dorn- und Buschwerk, sprengten Felsen fort und legten kleine Äcker an zwischen langen Steinhaufen. Es war nicht leicht, das tausendjährige Wurzelnetz zum Verfaulen zu bringen; aber die Ackererde, die schon da war, war gut. Sie schrapten sie aus den Spalten an den Seiten des Felsens heraus und säten in ihr; und was allmählich gedieh, lieferte genug Ertrag für die Mühe.

Aber wie langsam ging das Werk vonstatten! Die Natur dort war so widerspenstig. Die beiden hatten die ganze Wüstenei gegen sich. Sobald sie glaubten, über ein Stück Land den Sieg errungen zu haben, machte die ursprüngliche Natur ihnen einen Strich durch die Arbeit; irgendeine Witterung konnte Samen und Wurzel begünstigen, die sie längst für abgestorben hielten — und die Wildnis erhob sich von neuem gegen sie. Dann mußten sie wieder einen Schritt zurückweichen, es war ein Kampf, der immer und immer von frischem begann.

Auch Geld war nötig — für Gerät, Dünger und Miete von Pferdekraft. Fast Munks ganzer Tagelohn ging für den steinigen Boden drauf. Aber die beiden aßen trockenes Brot und hatten dennoch gute Kräfte; ein neues glückliches Dasein hatte sich ihnen offenbart. Der Schweiß durchtränkte jetzt ihren eigenen Grund und Boden, und immer wieder wurden ihnen so neue Kräfte verliehen, die sie singen ließen bei der Arbeit. Der Kampf mit dem Boden birgt die Heldengeschichte des armen Mannes — und diese beide kamen sich zugleich als rechte Großgrundbesitzer vor. Sie waren einfach unverwüstlich und fuhren unverdrossen mit ihrer Arbeit fort, Jahr um Jahr; sie schälten die Wurzelschicht ab und kehrten sie wieder und wieder um, sprengten Felsen in den Äckern weg, pflügten, hackten und säten. Für die Bauern, die vom Vater auf den Sohn unabänderlich auf ihren Höfen saßen, war es ein entsetzlicher Anblick, wie viel Arbeitskraft das öde Land verschlingen konnte, ohne daß es ihm recht anzumerken war.

Nach und nach wurde es ja besser, und der Tag kam, wo das Besitztum den beiden das tägliche Brot für ihre Arbeit geben konnte. Es war auch die höchste Zeit, denn obwohl Munk erst in der Mitte der Dreißiger war, begann sein Überschuß an Kraft schon zu schwinden; er hatte nicht mehr Ausdauer genug, um am Tage bei fremden Leuten und in der Nacht daheim zu arbeiten.

Um diese Zeit legte Munks Frau sich zu Bett und gebar einen Sohn. Auch dies Wochenbett stahl ja einen Teil der Arbeit, aber das ließ sich wieder einholen; die Eltern setzten ihre Hoffnung auf den Knaben und nannten ihn Peter.

Sie hatten jetzt zehn bis zwölf Tonnen Land unterm Pfluge und hielten zwei Heidegäule zur Arbeit; und hätten sie jetzt auf den Boden verwenden können, was er an Kalkdüngung und Arbeit brauchte, so wäre er ganz ausgezeichnet gediehen. Aber mit der Tagelohnarbeit blieb auch das Geld aus, und beide hatten die Spannkraft und das Selbstbewußtsein der Jugend eingebüßt.

Ein kleiner Zweifel an der eigenen Unüberwindlichkeit hatte sich in ihre Welt eingeschlichen; widerstrebend gaben sie der Möglichkeit Raum, daß ihre Kraft nicht ausreichen werde. „Wir müssen uns lieber an das halten, was wir erreicht haben," sagten sie zueinander, „und mit dem Urbarmachen des übrigen warten, bis unser Junge heranwächst." Sie hatten auf einmal die drohende Wildnis entdeckt und gingen zur Verteidigung über. Und das war klug, denn ihre Kräfte genügten gerade, um ihre Stellung zu behaupten.

So verstrichen einige Jahre ohne sonderliche Veränderung nach irgendeiner Seite hin. Das Ödland lag und lauerte auf sie und wartete nur darauf, daß ihr Eifer einen Augenblick nachließe, um ihnen irgendeinen kleinen Streich zu spielen; das wußten sie recht gut, und sie waren darum auf ihrem Posten — aber ermutigend war das nicht für sie.

Eines Tages im Winter mühte Munk sich mit einem Steinblock ab, der gesprengt und zu Wegmaterial zerschlagen werden sollte. Dabei wurde ihm ein Finger zerschmettert. Seine Frau goß Branntwein darüber und verband ihn, und Munk kehrte wieder an die Arbeit zurück. Aber der kalte Brand kam in die Wunde, und er mußte den Arzt aufsuchen. Das ganze Jahr hindurch war er nur halb arbeitsfähig, und das machte sich das Ödland zunutze, um sich hervorzuwagen. Hier und da auf den äußersten Äckern begannen Heidekraut und Farn zu wachsen, vorsichtig tasteten sie ans Tageslicht — und schlugen plötzlich in gewaltigen Schilden hervor. Hartnäckig warf Munk sich ihnen entgegen, und die Frau verließ ihre Arbeit im Hause und kam ihm zu Hilfe; aber es war unmöglich, dem Unkraut zu Leibe zu gehen. Es hatte das Erdreich wieder in sein Wurzelnetz eingesponnen. Das wilde Gestrüpp hatte sieben Leben, schien es, und die beiden hatten wohl nur zwei davon umgebracht. Die Sache hatte also noch gute Weile. Und eines schönen Tages verabredeten sie, die äußersten Äcker fahren zu lassen.

Von nun an rückte ihnen die Natur wieder auf den Leib — langsam und sicher und Stück für Stück mußten sie ihr kleines Besitztum wieder aufgeben. Bei diesem Rückzug will ich nicht verweilen, obwohl ich ihn fast noch besser als den Aufstieg kenne — er war zur Zeit dieser beiden Menschen noch allzu selbstverständlich. Die beiden zerbrachen dabei — Munk wenigstens; vielleicht ging für ihn mehr in Stücke als für die Frau — jedenfalls nahm er seine Zuflucht zur Flasche. Von Zeit zu Zeit nahm er einen Anlauf und legte sich rasend ins Zeug, stemmte sich mit allen seinen Kräften gegen das Unheil. Aber es blieb bei dem Anlauf.

Von dem Jahr an, wo er das letzte Stückchen vor dem Hause fahren ließ und das Ganze aufgab, war er kein Mensch mehr. Den Weg rückwärts legte er zusammen mit seinem Boden zurück, er verwandelte sich aus einem rechtschaffenen, hoffnungsvollen Arbeitsmenschen in einen Teufel. Im ganzen hatten die beiden fünfundzwanzig Jahre dort oben verlebt. Ebenso viele Jahre, wie sie zur Urbarmachung gebraucht hatten, dauerte es, bis die Erde wieder Ödland wurde. So hart war der Kampf. Das Stück bergabwärts war in jeder Hinsicht das schwerste. (Fortsetzung folgt.)

Verantwortlich für die Redaktion: Frau Klara Zetkin (Zundel), Wilhelmshöhe, Post Degerloch bei Stuttgart.
Druck und Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G.m.b.H. in Stuttgart.

# Für unsere Mütter und Hausfrauen

Nr. 4 ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ Beilage zur Gleichheit ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ 1916

**Inhaltsverzeichnis:** Trübes Wetter. Gedicht von Gottfried Keller. — Wasser und Leben. II. Von Alex. Lipschütz. — Dienstbotenfrage: Rat Goethe und seine Köchin Charlotte Hoyer. Von Luise Zietz. — Soziale Fürsorge: Die Fürsorge der Berufsvormundschaften für die unehelichen Kinder. Von F. Kl. — Feuilleton: Das Paradies. Von Martin Andersen-Nexö. (Fortsetzung.)

## Trübes Wetter.

Es ist ein stiller Regentag,
So weich, so ernst und doch so klar,
Wo durch den Dämmer brechen mag
Die Sonne weiß und sonderbar.

Ein wunderliches Zwielicht spielt
Beschaulich über Berg und Tal;
Natur, halb warm und halb verkühlt,
Sie lächelt noch und weint zumal.

Die Hoffnung, das Verlorensein
Sind gleicher Stärke in mir wach;
Die Lebenslust, die Todespein,
Sie ziehn auf meinem Herzen Schach.

Ich aber, mein bewußtes Ich,
Beschau' das Spiel in stiller Ruh',
Und meine Seele rüstet sich
Zum Kampfe mit dem Schicksal zu. Gottfried Keller.

○ ○ ○

## Wasser und Leben.

Von Alex. Lipschütz.

II.

Wir haben gesagt, daß das Wasser zum Leben gehört, so wie es der Chemiker in seinem Laboratorium braucht, weil die Stoffe aufeinander nur wirken, wenn sie gelöst sind. Das gilt natürlich für alle lebendigen Organismen. In dieser Beziehung gibt es keinen Unterschied zwischen den einzelnen Arten der Pflanzen und Tiere. Aber das Wasser tut noch in einer anderen Beziehung seinen Dienst im Organismus: als Transportmittel für die lebenden Zellen. Bei den vielzelligen Organismen gibt es eine Arbeitsteilung im Körper, und die Stoffe, die als Nahrung aufgenommen und im Magen und Darm verdaut worden sind, müssen den Zellen des vielzelligen Organismus zugeführt werden. Es ist klar, daß dies nur dann möglich sein kann, wenn eigene Zufuhrstraßen im Körper da sind, auf denen die Stoffe in flüssiger Form transportiert werden können. Es muß flüssiges Blut vorhanden sein. Und auch die Pflanzen müssen ihre Zufuhrstraßen und ihr „Blut" (wenn auch nur in Anführungszeichen) besitzen. Das ist auch der Fall. Salze werden von den Zellen der Wurzel mit dem Wasser des Bodens aufgenommen und dann durch die Gefäße nach oben zu den Blättern transportiert, wo sie von den Zellen des Blattes in Arbeit genommen werden, um zunächst zusammen mit dem Kohlenstoff für die Stärkefabrikation zu dienen. Und die organischen Stoffe, die von den Blättern fabriziert worden sind, die gehen dann wieder in gelöster Form auf eigenen Zufuhrstraßen zu allen lebendigen Zellen der vielzelligen Pflanze hin.

Aber das Wasser dient als Transportmittel nicht nur für die Nährstoffe, sondern auch für die Stoffe, die aus dem vielzelligen Organismus ausgeschieden werden sollen. Da ist zunächst der Harn. Der Harn ist nicht einfach Wasser, sondern Wasser, das bestimmte Stoffe enthält, vor allen Dingen Harnstoff: die Schlacke, die aus der Verbrennung der Eiweißstoffe in unserem Körper stammt. Dann auch noch verschiedene andere Stoffe, namentlich große Mengen von Salzen, die wir gewöhnlich im Überschuß mit der Nahrung in unseren Körper einführen. Der Harn ist das Spülwasser unseres Körpers, und insgesamt scheiden wir täglich 1 bis 1½ Liter von diesem Spülwasser aus. Aber nicht nur mit dem Harn, auch mit dem Schweiß werden Schlacken aus dem Körper nach außen befördert. Die Menge von Schlacken, die wir mit dem Schweiß nach außen schaffen, kann recht beträchtlich sein. Etwa ein halbes Liter Wasser wird im Laufe von 24 Stunden beim menschlichen Körper mit dem Schweiß nach außen befördert. Von ganz besonderer Bedeutung ist die Ausscheidung von Wasser mit dem Schweiß bei der Temperaturregulierung. Bei höherer Außentemperatur sind wir gezwungen, zu allerlei Mitteln zu greifen, um Wärme von unserem Körper nach außen abgeben zu können. Und das tun wir unter anderem so, daß wir bei hoher Außentemperatur schwitzen. Das Wasser verdunstet, das auf die Haut ausgeschieden ist, und dabei wird dem Körper Wärme entzogen. Das kann jeder an sich selber beobachten, wenn er an einem warmen Tage etwas Wasser über seine Haut in flacher Schicht streicht. Er wird dann bemerken, daß bei der Verdunstung des Wassers seine Haut abgekühlt wird. Darum kann man sich auch an einem warmen Tage erkälten, wenn man stark geschwitzt hat und den Schweiß auf der Haut nicht mit einem Handtuch abtrocknet, sondern ihn einfach verdunsten läßt. Es wird dabei dem Körper sehr viel Wärme entzogen.

Große Mengen von Wasser verlieren wir bei der Atmung. Die Ausatmungsluft ist feuchter als die Einatmungsluft. Auf diese Weise wird dem Körper pro Tag etwa ein halbes Liter Wasser entzogen. Ziemlich große Mengen von Wasser verliert der Körper ferner bei der Drüsentätigkeit. Die Säfte der Drüsen sind wasserreich, so die Ausscheidungen der Magen- und Darmdrüsen und der Leber. Die stillende Frau verliert im Tage beinahe ein ganzes Liter Wasser mit der Milch.

Einen Anstieg erfährt die Wasserausscheidung bei der körperlichen Arbeit. Wenn wir Muskelarbeit leisten, so nimmt die Menge des Schweißes zu. Das vermehrte Schwitzen ist für den Ablauf des Stoffwechsels in unserem Körper insofern von Bedeutung, als bei der Muskelarbeit in unserem Körper mehr Schlacken entstehen, die nun zum Teil mit dem Schweiße nach außen befördert werden. Bei der körperlichen Arbeit kann bis fünfmal soviel Schweiß ausgeschieden werden als in der Ruhe. Da bei der körperlichen Arbeit auch die Atmung schneller wird, so wird auch mit der Ausatmungsluft mehr Wasser nach außen befördert als in der Ruhe.

Um all die Verluste zu decken, die der Körper Tag für Tag an Wasser erfährt, sind wir gezwungen, recht viel Wasser aufzunehmen. Im großen Durchschnitt nimmt man täglich etwa zwei Liter Wasser oder sogar noch mehr zu sich. Einen Teil des Wassers nehmen wir in Form von Wasser, von Getränken oder von Suppen zu uns. Außerdem sind sämtliche Speisen, auch die festen, sehr wasserreich. Fleisch, Gemüse usw. enthalten, wie sie auch zubereitet sein mögen, stets noch große Mengen von Wasser. Und wollten wir zu wenig Wasser zu uns nehmen oder mit der Wasserzufuhr ganz aufhören, wir würden uns bald die Grube graben. Wassermangel ist für den Organismus viel gefährlicher als Nahrungsmangel. Man erträgt den Hunger viel leichter als den Durst. Wenn man zum Beispiel Tauben mit trockenen Erbsen füttert, die nur 10 Prozent Wasser enthalten, und ihnen kein Wasser zum Trinken gibt, so verenden die Tiere schon nach sechs Tagen, schon nach zwei Tagen zeigen sie eine große Unruhe und ein Zittern. Bei Wasserzufuhr können aber Tauben einen vollständigen Hunger beinahe zwei Wochen lang ertragen. Ähnliche Versuche hat man auch an Mäusen gemacht. Auch sie sterben viel schneller, wenn man ihnen eine sehr wasserarme Nahrung gibt, als wenn man sie ganz hungern läßt, ihnen aber ermöglicht, den Durst zu stillen. Man hat gefunden, daß die Organe der Tiere, die infolge einer sehr wasserarmen Nahrung zugrunde gegangen sind, einen Wasserverlust von nur 20 Prozent aufweisen. Sogar schon ein Wasserverlust von nur 10 Prozent ist für den Organismus so schädlich, daß es dabei zu allerlei schweren Störungen im ganzen Körper kommt.

Wir haben bisher nur vom Wasser gesprochen. In Wirklichkeit war das aber nicht ganz richtig. Denn das Wasser, das in unserem Körper kreist, das Wasser, das wir ausscheiden, und das Wasser, das wir trinken: es ist niemals reines Wasser, sondern salzhaltiges Wasser. Reines Wasser, das sogenannte destillierte Wasser, ist ein Gift für unseren Körper. Wenn wir einzellige Lebewesen in destilliertes Wasser bringen, so gehen sie darin unfehlbar zugrunde. Die lebendige Substanz kann nur leben in einem Wasser, das einen bestimmten Salzgehalt aufweist. Die Frage, welch eine Rolle die Salze beim Ablauf der Lebensvorgänge in der Zelle spielen, ist eine große und interessante Frage, auf die wir ein anderes Mal in der „Gleichheit" zu sprechen kommen werden. Heute

wollen wir diese Dinge nur ganz kurz erwähnen. In unseren Körperflüssigkeiten sind verschiedene Salze aufgelöst. Vor allen Dingen Kochsalz, ganz gewöhnliches Kochsalz, mit dem wir unsere Speisen zu würzen pflegen. Auch Kalksalze, Magnesiumsalze und Kalisalze sind in unseren Gewebsflüssigkeiten enthalten. Außer den Wirkungen, die die Salze an und für sich auf die Zellen des Körpers auszuüben vermögen, kommt ihnen noch eine ganz besondere, eigens auf die Wasserfrage gerichtete Bedeutung zu. Die Salze sind nämlich die Regulatoren des Wassergehaltes der Zellen. Und es hat damit folgende Bewandtnis: Wenn wir einen Muskel, oder ein Stück Fleisch, in eine sehr starke Salzlösung bringen, so wird der Muskel schrumpfen. Es wird ihm Wasser entzogen. Wenn wir dagegen den Muskel in destilliertes Wasser bringen, in Wasser also, das kein Salz enthält, so wird der Muskel schwellen, er wird an Gewicht zunehmen, er wird Wasser in sich aufnehmen. In einer stark salzhaltigen Lösung verliert der Muskel an Wasser, weil die Salze der Umgebung den Strom des Wassers an sich ziehen. In destilliertem Wasser dagegen nimmt der Muskel Wasser auf, weil er salzhaltiger ist als die Umgebung, so daß der Wasserstrom nunmehr nach den Salzen in der Gewebsflüssigkeit des Muskels gerichtet wird. Dieser eine Versuch erklärt uns schon eine ganze Menge. Er sagt uns, daß je nach dem Salzgehalt der Flüssigkeit, die die Zelle umspült, der Wassergehalt der Zelle verschieden sein wird. Wenn die Flüssigkeit, die die Zellen umspült, an Salzen verarmt, so wird der Wassergehalt der Zellen größer. Ist dagegen die Flüssigkeit, die die Zellen umspült, mit Salzen überladen, so wird der Wassergehalt der Zellen abnehmen. Aber der Wassergehalt der Zellen in unserem Körper soll stets unverändert bleiben, denn der Ablauf der Lebensvorgänge in den Zellen ist vom Wassergehalt abhängig. Darum eben ist es so überaus wichtig für den Ablauf der Vorgänge in unserem Körper, daß der Salzgehalt des Blutes unverändert bleibt. Mit einem unveränderten Salzgehalt des Blutes ist gegeben ein unveränderter Wassergehalt der Zellen. Unser Körper besitzt die verschiedenartigsten Einrichtungen, um den Salzgehalt des Blutes unverändert zu erhalten, unabhängig von der Menge der Salze, die ihm mit der Nahrung zugeführt werden. Nehmen wir überschüssige Mengen von Salz mit der Nahrung auf, so scheiden wir mit dem Harn mehr Salze aus. Nehmen wir nur minimale Mengen von Salz mit der Nahrung auf, so sinkt der Salzgehalt des Harns ganz außerordentlich. Der Salzgehalt des Blutes aber bleibt ziemlich unverändert. Nur im Versuch, wo der Forscher bestrebt ist, dem Organismus so wenig Salze zuzuführen, wie das in der Praxis des Lebens überhaupt nicht vorkommt, gelingt es, aus dem Körper und damit aus dem Blute soviel Salz mit dem Harne auszuschwemmen, daß der Salzgehalt des Blutes stark abnimmt. Damit werden natürlich die Zellen des Körpers so geschädigt, daß der Tod des Tieres eintritt.

Über die Wassermengen, die durch unseren Körper gehen, hat ein Forscher sehr interessante Berechnungen angestellt. Er ist dabei ausgegangen vom Körpergewicht von etwa 62 Kilogramm, das dem Gewicht eines mittelgroßen Menschen entspricht. Das Wasser eines Menschen von 62 Kilogramm entspricht etwa 40½ Liter Wasser. Von diesen 40½ Litern Wasser kommen 4 Liter auf das Blut. Nun nehmen wir in Form von Getränken oder mit den Speisen täglich 2½ bis 3 Liter Wasser auf. Auf diese Weise haben wir in 14 Tagen das gesamte Wasser unseres Körpers erneuert. Man kann sagen, daß das Wasser, das Dauerbad, in dem sich die Zellen unseres Körpers befinden, alle 14 Tage erneuert wird.

Alles Leben ist nur möglich in Gegenwart von Wasser, und alles Leben muß darum seinen Anfang genommen haben im Wasser. Das Meer ist die große Heimat des Lebens. Und man darf mit gutem Rechte sagen, daß wir bis zum heutigen Tage Wassertiere geblieben sind, wie wir es gewesen in den Tagen, wo der erste lebendige Trieb auf Erden entstanden. Denn auch alle Zellen des Körpers der Landtiere werden ständig von Wasser umspült: sie werden umspült vom Blut, von einer salzhaltigen Flüssigkeit, wie es die Gewässer des Meeres sind.

Unsere Körperflüssigkeiten sind ein Erbstück aus jenen Zeiten, wo wir noch im Meere zu Hause gewesen sind. Vergegenwärtigen wir uns all das, was wir gehört haben über die Rolle des Wassers in unserem Körper: Ein ständiger Strom von Wasser geht durch unseren Körper; Wasser, das wir mit der Nahrung in Form von Getränken oder von flüssigen Speisen einnehmen, wird aus dem Körper wieder in verschiedener Form ausgeschieden, mit der Ausatmungsluft, im Harn und im Schweiß. Halten wir das fest, so dürfen wir sagen, wir leben auch heutzutage noch im fließenden Wasser, so wie die freilebende Zelle, wie das einzellige Lebewesen im großen Ozean. Das große Meer, das manch blühendes Leben verschlungen, es ist die Mutter des Lebens.

## Dienstbotenfrage.

**Rat Goethe und seine Köchin Charlotte Hoyer.** In der Propyläen-Ausgabe von Goethes Werken findet sich ein Schriftstück an das Herzoglich Sachsen-Weimarische Polizeikollegium, das Zeugnis ablegt von dem Verhältnis zwischen dem Dichterfürsten und seiner Köchin. Es lautet:

„Nach der älteren, erst vor kurzem erneuerten Polizeiverordnung, welche den Herrschaften zur Pflicht macht, die Dienstboten nicht bloß mit allgemeinen und unbedeutenden Attesten zu entlassen, sondern darin gewissenhaft ihr Gutes und ihre Mängel auseinanderzusetzen, habe ich der Charlotte Hoyer, welche als Köchin bei mir in Diensten gestanden, als einer der boshaftesten und inkorrigibelsten Personen, die mir je vorgekommen, ein, wie die Beilage ausweist, freilich nicht sehr empfehlendes Zeugnis bei ihrem Abschied eingehändigt. Dieselbe hat sogleich ihre Tücke und Bosheit noch dadurch im Übermaß bewiesen, daß sie das Blatt, worauf auch ihrer ersten Herrschaft Zeugnis gestanden, zerrissen und die Fetzen davon im Hause herumgestreut, welche zum unmittelbaren Beweis gleichfalls hier angefügt sind. Ein solches gegen die Gesetze wie gegen die Herrschaft gleich respektwidriges Benehmen, wodurch die Absichten eines hohen Polizeikollegii sowohl als der gute Wille der einzelnen, den vorhandenen Gesetzen und Anordnungen nachzukommen, fruchtlos gemacht werden, habe nicht verfehlen wollen, sogleich hiermit schuldigst anzuzeigen und die Ahndung einer solchen Verwegenheit einsichtsvollem Ermessen anheimzugeben; wobei ich noch zu erwähnen für nötig erachte, daß es die Absicht gedachter Hoyer war, in die Dienste des hiesigen Hofschauspielers Wolff zu treten." — Das von der Hoyer beanstandete Zeugnis, von Goethe ausgestellt, hatte folgenden, allerdings wenig schmeichelhaften Inhalt: „Charlotte Hoyer hat zwei Jahre in meinem Hause gedient. Für eine Köchin kann sie gelten und ist zuzeiten folgsam, höflich, sogar einschmeichelnd. Allein durch die Ungleichheit ihres Betragens hat sie sich zuletzt ganz unerträglich gemacht. Gewöhnlich beliebt es ihr, nur nach eigenem Willen zu handeln und zu kochen; sie zeigt sich widerspenstig, zudringlich, grob und sucht diejenigen, die ihr zu befehlen haben, auf alle Weise zu ermüden. Unruhig und tückisch verhetzt sie ihre Mitdienenden und macht ihnen, wenn sie nicht mit ihr halten, das Leben sauer. Außer anderen verwandten Untugenden hat sie noch die, daß sie an den Türen horcht. Welches alles man, nach der erneuerten Polizeiverordnung, hiermit ohne Rückhalt bezeugen wollen."

Nach dem ausgestellten Zeugnis war Charlotte Hoyer kein guter Charakter, wenn wir es ihr auch nicht als besondere Bosheit anrechnen wollen, daß sie im Ärger über das schlechte Zeugnis dieses zerriß und im Hause umherstreute. Insbesondere ist das Horchen an den Türen eine sehr böse Angewohnheit, der sich jeder anständige Mensch auf das tiefste schämen sollte. Aber eine gute Köchin muß Charlotte Hoyer doch gewesen sein, nach dem ausgestellten Zeugnis und auch deshalb, weil Goethe sie zwei Jahre im Dienst hatte. Und da scheint uns, daß der Rat Goethe zwar nach der damaligen Polizeiverordnung, aber sonst nicht gerade großmütig handelte, als er ihr ins Zeugnis schrieb, daß sie widerspenstig, zudringlich und grob sei, als er sie der Polizei anzeigte und dieser auch ihre neue Stelle mitteilte, weil sie im Zorn das Zeugnis zerrissen und umhergestreut hatte.

Der große Dichterfürst, der dem Faust die herrlichen Worte in den Mund legte: „Solch ein Gewimmel möcht' ich sehen, auf freiem Grund mit freiem Volke stehen", hatte sich also doch noch nicht so weit durchgerungen, entgegen der geltenden Auffassung in der Köchin den freien Menschen zu achten und nicht bloß die Dienende zu sehen, die noch unter besonderer Polizeiaufsicht stand. Er rechnete es der tüchtigen Köchin als Staatsverbrechen an, daß sie nach eigener Manier kochen wollte und widersprach, wenn man ihr in ihre Arbeit dreinredete. Die selbständige Persönlichkeit, die sich ihres Könnens bewußt war und ihrem Selbstbewußtsein Ausdruck gab, war in seinen Augen nur die Widerspenstige, die „ein gegen die Gesetze und gegen die Herrschaft gleich respektwidriges Benehmen" zeigte. Woraus zu entnehmen ist, daß selbst ein so großer, freier Geist wie Goethe nicht unbeeinflußt blieb von Vorurteilen und von reaktionären Einrichtungen, wie es die damaligen Polizeiverordnungen waren, die sich auf die Dienstboten bezogen.

Auch die heute noch geltenden Überreste aus jener Zeit, die Gesindeordnungen, beeinflussen das Denken und die Vorstellungen weiter Kreise. Die Gesindeordnungen sind nicht nur der Ausdruck der sozialen Minderberechtigung der Hausangestellten, sie sind auch gleichzeitig ein Bollwerk, das ihre soziale Anerkennung hin-

dert und ihren sozialen Aufstieg hemmt. Der Kampf um die Beseitigung der Gesindeordnungen und die rechtliche Gleichstellung der Hausangestellten ist deshalb Pflicht aller demokratisch und sozialistisch Gesinnten. Luise Zietz.

o o o

## Soziale Fürsorge.

**Die Fürsorge der Berufsvormundschaften für die unehelichen Kinder.** Zu den sozialen Einrichtungen, die sich rasch entwickelt haben, gehören die Berufsvormundschaften. Kaum zehn Jahre sind es, daß die ersten derartigen Einrichtungen in Köln, Dresden, Königsberg, Halle usw. ins Leben gerufen wurden, und heute sind sie in allen größeren Städten anzutreffen. Entsprechen sie doch einem wirklich dringenden Bedürfnis. Nur selten findet sich zur Übernahme einer Vormundschaft eine geeignete Privatperson. Ein solches Ehrenamt erfordert ja nicht nur die nötige Gesetzeskenntnis, Umsicht und Energie, sondern auch die nötige Zeit. Die von den Städten als Berufsvormünder angestellten Personen eignen sich für die Erfüllung ihrer Amtspflichten bald Übung und Erfahrung an. Voraussetzung ist natürlich, daß wirklich passende Personen gewählt werden, und daß diese nicht mit Arbeiten überlastet sind.

Im allgemeinen unterscheidet man folgende Arten von Berufsvormundschaften: gesetzliche für Uneheliche und Waisen, Amtsvormundschaften für arme Kinder, gesetzliche Anstaltsvormundschaften, Sammelvormundschaften von Behörden, Sammelvormundschaften von Anstalten und Vereinen. Während es im Jahre 1911 erst 235 Berufsvormundschaften mit 75591 Mündeln gab, zählte man 1915 bereits 317 Berufsvormundschaften mit 160252 Mündeln. Dabei ist die letzte Zählung sehr lückenhaft. Die Berufsvormundschaften sind durchweg infolge des Kriegs stärker belastet, viele Mitarbeiter einberufen worden, während die Fürsorgetätigkeit für die unehelichen Kinder zunahm und eine vermehrte Inanspruchnahme durch private Einzelvormünder eintrat, die von den Berufsvormundschaften vielfach bei der Ausübung ihres Amtes beraten werden.

Die Fürsorgetätigkeit der Berufsvormundschaften erstreckt sich in der Hauptsache auf uneheliche Kinder, da im allgemeinen nur für diese eine Vormundschaft zu bestellen ist. Die Vormundschaft kann zwar auch von der unehelichen Mutter selbst übernommen werden, doch ist diese meist aus verschiedenen Gründen (eigene Minderjährigkeit usw.) nicht in der Lage, dies zu tun. Bei den Vormundschaften, die die Frage über die Zahl der kriegsunterstützten Mündel beantwortet haben, waren unter der Gesamtzahl von 141830 Mündeln 46714 uneheliche, deren Väter im Felde standen, und die daher Kriegsunterstützung bezogen. Schätzungsweise wird angenommen, daß in Deutschland etwa 326540 kriegsunterstützte uneheliche Kinder vorhanden sind. Die Gleichstellung dieser mit den ehelichen Kindern bei den hier in Frage kommenden Unterstützungsansprüchen bestand in Österreich schon lange gesetzlich. In Deutschland ist sie bekanntlich erst bei Ausbruch des Kriegs durch ein Notgesetz herbeigeführt worden. Nehmen wir an, daß im Durchschnitt die Unterstützung für ein uneheliches Kind monatlich 10 Mk. beträgt, was nach anderen Erhebungen ungefähr den tatsächlichen Verhältnissen entspricht. Es wird danach den unehelichen Kindern im ganzen Reich monatlich 3265000 Mk. an Kriegsunterstützung gezahlt. Man wird nicht behaupten können, daß bei den gegenwärtigen Teuerungsverhältnissen ein Kind mit dem Betrag von 10 Mk. monatlich erhalten werden kann.

Eine große Rolle bei der Fürsorgetätigkeit der Berufsvormundschaften spielt die Frage, in welchem Umfang die unehelichen Väter trotz ihrer Teilnahme am Krieg zur Zahlung und etwaigen Nachzahlung der Unterhaltsbeiträge herangezogen werden können. Da irgendeine gesetzliche oder ähnliche Reglung der einschlägigen Verhältnisse bis jetzt nicht erfolgt ist, so sind die bestehenden Bestimmungen entscheidend. Danach sind die aus dem Felde zurückkehrenden Kriegsteilnehmer verpflichtet, die inzwischen aufgelaufenen Rückstände nachzuzahlen. Da dies meist unmöglich sein wird, ist eine gesetzliche Reglung der Angelegenheit unerläßlich. Eine Konferenz der deutschen Berufsvormünder, die im September in Leipzig stattfand, bezeichnete die Rechtslage als sehr ungeklärt, vermied es aber, eine bestimmte Stellung dazu einzunehmen. Von manchen Berufsvormundschaften wird Beschwerde darüber geführt, daß sich der Rechtsschutz (Unpfändbarkeit usw.) der Kriegsteilnehmer auch auf solche von ihnen erstreckt, die zu Hause finanziell sehr gut gestellt, ja vermögend sind und bei gutem Willen ihren Verpflichtungen zur Zahlung von Unterhaltsbeiträgen sehr wohl nachkommen könnten. Die Gerichte könnten nach den bestehenden Vorschriften ein Eingreifen ermöglichen, lehnen es jedoch meist ab.

Eine gesetzliche Reglung hat auch die Frage der Kriegswaisenrente für uneheliche Kinder noch nicht gefunden. Auf dem Wege der Verordnung sind nun vorläufige Unterstützungen ermöglicht worden. Vom Archiv deutscher Berufsvormünder ist folgendes berechnet worden: Unter der Million unehelicher Kinder, die mindestens im Deutschen Reiche vorhanden sind, befanden sich schon im August 1915 rund 15000, deren Vater im Feld gefallen war, die also Anspruch auf Kriegswaisenrente hatten. Die Zahl solcher unehelicher Waisen wächst von Tag zu Tag. Kaum dürfte etwas dringlicher für die gleiche Behandlung der unehelichen und ehelichen Kriegswaisen sprechen, als der Hinweis auf diese Ziffern.

Während der Kriegszeit hat sich besonders die Aufgabe der Berufsvormundschaften sehr erweitert, die Einzelvormünder zu beraten. Schon im Frieden waren die Berufsvormünder vielfach als Auskunftsstelle für Vormünder tätig, nicht selten wurden die privaten Vormünder an sie verwiesen. Jetzt im Krieg ist das alles erst recht der Fall. Die Witwen, die nach den gesetzlichen Vorschriften ohne weiteres die gesetzlichen Vertreter ihrer Kinder sind, werden künftig von den Vormundschaftsgerichten an die Berufsvormundschaften verwiesen, um sich dort Rat und Hilfe zu holen. Dadurch ist ein neues Arbeitsgebiet der Berufsvormundschaften entstanden, das noch sehr erweiterungsfähig ist. Von großem Vorteil würde es sein, wenn recht viele geeignete Frauen in der Berufsvormundschaft mit tätig wären. Die Möglichkeit dazu ist vorhanden, und hier und da ist auch schon ein schüchterner Anfang damit gemacht. Auch in dieser Hinsicht hat der Krieg Wandel gebracht. Frauen wurden, vielfach der Not gehorchend, herangezogen, weil es an Männern fehlte. Hoffentlich bleibt der Fortschritt in der Friedenszeit erhalten, so daß die Frauen einen rasch wachsenden Anteil an den Berufsvormundschaften nehmen. F. Kl.

## Feuilleton

### Das Paradies.

Von Martin Andersen-Nexö. (Fortsetzung.)

Ein Ende weit von der großen Wiese, auf der ich im Vorsommer, ehe die Dorfweide benutzt werden konnte, das Vieh hütete, lag ein langgestreckter, trostloser alter Kasten mit nackten Fenstern und vielen Schornsteinen: das Armenhaus. Man hatte es noch ärmer gemacht, indem man es von allen anderen Wohnungen entfernte und in eine kleine Steinwüste legte.

Dort wohnte die Familie in meiner Kindheit. Der Sohn Peter war erwachsen und diente als Bauernknecht, aber Munk und seine Frau hatten noch einen Knaben bekommen — eine „böse Nachwirkung", wie ihn der Vater im Rausche nannte. Der Junge kam jeden Tag zu mir auf die Weide gelaufen; die Mutter schickte ihn, und er half mir und erhielt seinen Anteil von dem reichlichen Inhalt meines Eßkorbes. Meine Flasche süße Milch brachte er seiner Mutter mit nach Hause; wenn es rauh und kalt war, bekam ich die Flasche mit schönem warmem Kaffee zurück.

Er hieß Lars — der elffingrige Lars, weil er sechs Finger an der linken Hand hatte. Die Wissenschaft hat ja später herausgefunden, daß überflüssige Finger ein Degenerationsmerkmal sind; damals glaubten wir schlecht und recht, Lars habe einen Finger zu viel bekommen, damit die Leute sich vor ihm in acht nehmen könnten. Er stahl nämlich. Und er tat es mit einer gewissen moralischen Überlegung; er ließ sich nie dazu herab, zu betteln, und er hielt es für unehrenhaft für einen gesunden Jungen, zu hungern, solange es auf der Welt genug zu essen gab.

Er war überhaupt alles andere als entartet. Ein abgehärteter Bursch war er, der das harte Dasein mit harten Händen anpackte. Die Mutter trug ihn damals unterm Herzen, als das Paradies zusammenbrach; und seine ersten Fußtritte bekam er, noch bevor er das Licht der Welt erblickte. Er überlebte diesen Anfang; und sobald er kriechen konnte, ergriff er selber seine Maßnahmen. Als kleines Kind machte er sich immer unsichtbar, wenn der Vater im Fahrwasser war; als ich ihn aber kennen lernte, hatte er schon Mut genug, um zu bleiben und für die Mutter die Stöße und Püffe in Empfang zu nehmen. Er trug oft die Male der Bleifäuste des Vaters am Körper.

Auch ein starker Bursch war er — nicht nur körperlich; das Unrecht um ihn her hatte ein eigentümlich robustes Gerechtigkeitsgefühl in ihm entwickelt. Seine Holzschuhe konnten gehörige Tritte verabfolgen — aber nie ohne Grund. Wie er sich selbst auferbaute aus den Brocken des Elends und rauhe Gesundheit aus dem Ge-

plapper der Mutter und dem Fuselduft des Vaters zog, so steht er vor mir als Zeugnis der unerschöpflichen Güte des Lebens.

Die Mutter beschützte er — ganz einfach, weil sie die Schwächere war. Etwas Wertvolles war sie nicht für ihn; sie war ein aufgelöstes Frauenzimmer, dem Klatsch und der Kleinlichkeit verfallen, und man sah sie immer an billigem Zuckerzeug lutschen. Das war wohl der letzte Rest ihres einstigen Dranges, sich das Dasein zu versüßen. In der Welt der armen Leute betrachtet man die Dinge nicht historisch und hält nicht fest an der Ursache des Jammers der Menschen — das wäre undurchführbar. Aber trotzdem gedeiht auch dort die Nachsicht: man nimmt die Dinge, wie sie sind, und tröstet sich damit, daß sie noch schlimmer sein könnten.

Munks Vorgeschichte war nur den Bauern um das Ödland herum bekannt; hier unter aber war er schlecht und recht ein Teufel von Trunkenbold — ein großer, starker Lümmel, der mit Prahlereien um sich schlug und die Armendirektion für sich und die Seinen sorgen ließ. Die Erwachsenen im Dorfe besuchten niemals die Heidehöhen, und wenn wir Knaben Ausflüge dorthin machten und an dem Talstrich zwischen den Felsen und dem baufälligen Hause vorüberkamen, das jetzt den Schafhirten ein Obdach bot, dann wunderten wir uns zwar über diese Äcker und Gräben, die unter dem Heidekraut in deutlichen Formen wie ein Körper unter einem Laken zu sehen waren; aber was sie bedeuteten, verstanden wir nicht. Das Besitztum gehörte immer noch Munk, da niemand es ihm nehmen mochte; und wenn er halb betrunken war, brüstete er sich mit seinem Reichtum. Es kam auch vor, daß er für einige Tage ganz verschwand. Dann ging er da oben umher und wühlte in den Ruinen seines Glückes; es war immer noch etwas da, was ihn anzog. Wenn er zurückkehrte, schien er zu fiebern.

Lars und ich hielten so treu zueinander, wie man es wohl nur im Alter von zehn bis zwölf Jahren tun kann. Er war mir überlegen kraft seiner größeren Erfahrung, ich bewunderte ihn, und wir bewunderten gemeinsam seinen großen Bruder. Der diente eine halbe Meile weiter nach dem Südland hinein, ich hatte ihn aber noch nie gesehen: man erzählte sich, er jage jeden Abend den alten Halbhüfner Valentin, den Nachbar des Hofes, aufs Feld und gehe selbst zu der jungen Frau Valentins. Und dann umschleiche der Alte die ganze Nacht hindurch das Haus und halte seine geladene Büchse zu allen Fenstern hinein. Die Sache war außerordentlich spannend — und ich sehnte mich danach, den Helden dieser Liebesgeschichte kennen zu lernen.

Eines Tages teilte Lars mir mit, der Bruder werde am Abend nach Hause kommen. Ich war noch nie bei Lars gewesen. Das Armenhaus betrat man ja nicht gern. Aber nun konnte ich meine Neugier nicht länger bezähmen. Sobald ich das Vieh heimgeführt und im Stall untergebracht hatte, machte ich mich schleunigst auf den Weg, ohne mir Zeit zu nehmen, meine Milch und Grütze zu verzehren.

Es sah recht elend da drüben aus! Lars war im Begriff, auf dem Herd etwas Essen zu kochen. Seine Mutter saß auf dem Torfkorb und betrachtete ihn mit stumpfen Augen, während sie an einem Stück Brustzucker lutschte, das von Zeit zu Zeit zwischen ihren Lippen zum Vorschein kam. Ihr welker Busen war halb entblößt, und ich bemerkte mit Erstaunen, daß sie ihren Brustzucker auf der Brust verwahrte. Durch die Körperwärme wurden die Stückchen aufgelöst; und wenn sie sich bewegte, sah ich den Zucker an der Haut und den Kleidern kleben. So oft die Frau einen Laut vernahm, zuckte sie zusammen und fing an, in halb geschwätzigem, halb gehässigem Tone von ihrem Manne zu sprechen.

„Gott sei Dank, daß es niemand anders war," sagte sie, als der älteste Sohn hereinkam. „Du bist so hart aufgetreten, daß mir angst und bange wurde."

Peter stampfte rasch durch die Küche in die Stube hinein und warf ein Bündel Wäsche auf den Tisch. „Schau, Mutter, hier gibt es Arbeit!" rief er übermütig. „Das Geld sollst du an Teufels Geburtstag kriegen."

„Ja, du bist eine gute Seele," sagte die Mutter bitter. „Deinen Schmutz trägst du getreulich nach Hause. Etwas anderes bekommt man von dir nicht zu sehen."

Peter lachte. „Da hast du was, zum Kuckuck!" schrie er und warf eine Krone auf den Tisch. „'s ist die letzte, die ich habe."

„Du bleibst heut abend wohl ein bißchen bei uns?" fragte sie, als er stehen blieb. „Bloß bis dein Vater zu Hause und im Bett ist. Er treibt sich jetzt scheußlich viel herum."

„Ich hab' wenig Zeit. Muß um elf Uhr zu Haus sein."

„Wohl bei Valentins junger Frau?"

Peter lachte: „Durch Fragen wird man klug, Mutter!"

„Man weiß wohl, was man weiß! Aber du solltest dich vor seiner Büchse in acht nehmen; mit einem eifersüchtigen Mann ist nicht gut Kirschen essen, besonders wenn es ein Alter ist." Es kam mir so vor, als betrachte sie ihn mit einem gewissen Stolz, während sie ihn ermahnte.

Peter gab ihr keine Antwort, er lachte nur verblümt. „Na, ich werd' aufbrechen müssen," sagte er schließlich und griff zur Mütze. Er war ein kräftiger Bursche mit dicken roten Wangen und einer kleinen aufgestülpten Kindernase, deren runde Nasenlöchlein in die Luft hinausstarrten. Der Übermut leuchtete ihm aus dem Gesicht.

„Ja, mach nur, daß du fortkommst!" rief die Mutter bissig. „Im Augenblick wird vielleicht Vater hier sein, und er hat dir alles mögliche Gute zugedacht."

„So, hat er das!" sagte Peter zögernd. „Ich bin ihm übrigens noch einige Prügel von meiner Kindheit her schuldig." Unschlüssig stand er da.

„Ich möchte dir raten, damit noch ein wenig zu warten, — sie könnten sich sonst leicht gegen dich selber kehren. Vater läßt noch nicht mit sich spaßen, und es ist nicht ratsam, sich mit ihm messen zu wollen, — soviel er auch säuft und herumlumpt. Er hat ein paarmal nach dir gefragt. Hüte dich also und nimm dir nichts gegen ihn heraus!"

„Meinst du?" sagte Peter und ließ sich hart nieder. „Die Zeiten, wo ich mich von ihm prügeln ließ, kehren gewiß nicht wieder. — — Aber dann mußt du uns Kaffee kochen, Mutter!"

Wir Knaben liefen zur Stadt, um Brot zu holen.

Während wir noch beim Kaffee saßen, kam Munk taumelnd nach Hause. Seine Frau wollte schnell abdecken, aber Peter zwang sie, sitzen zu bleiben.

„Na, hier sitzt ihr also und tut euch was zugute, während man selber schuften muß, um was zusammenzubringen!" rief Munk, sich über den Tisch beugend. „Könnt ihr nicht antworten, was?" Dabei sah er vom einen zum andern, bemerkte plötzlich seine Frau und ließ die Faust mit Wucht auf ihre Schulter niedersausen. Sie wand sich unter dem Hieb.

„Willst du nicht lieber mich packen?" rief Peter und drehte den Vater mit raschem Griff zu sich herüber.

Der Alte starrte seinen Sohn einen Augenblick sprachlos an — dann stürzte er sich auf ihn mit rasender Kraft. Aber er war zu unsicher auf den Beinen, im Nu war er zu Boden geschlagen, und Peter saß mit gespreizten Beinen auf ihm. Wir andern waren hinter den Tisch geflüchtet, alle drei hatten wir Angst; die beiden großen, wutschnaubenden Männer scharrten und tobten fürchterlich.

Zweimal versuchte der Alte, den Sohn abzuwerfen, dann brach er in erbittertes Schluchzen aus.

„So, nun bettelt er," sagte Peter. Aber der Vater hörte es nicht.

„Verflucht, daß ich mich wieder besoffen habe! Ich Schwein!" schrie er und schlug mit dem Hinterkopf auf den Fußboden auf. „Sonst hätt' ich dir beide Enden zusammengebogen, du Grünschnabel."

„Ja, fetter Speck und große Worte!" sagte Peter höhnisch. „Aber nun sollst du Prügel haben — und zwar mit Zinsen."

„Ja, prügel ihn nur!" schrie die Mutter und kam herzu. „Und wenn du ihn auch totschlägst — mir soll's nicht leid tun. Jetzt ist der liebe Gott hinter dir her, du! Nun ist der Sohn groß geworden — worauf du dich früher mal so gefreut hast!" Dabei stieß sie mit dem Fuß nach ihm.

„Wollen ein andermal probieren," flüsterte Munk zwischen den Zähnen. „Du hast leichtes Spiel mit einem Betrunkenen, aber wir wollen es noch einmal probieren. Sonst bist du nicht mein Sohn."

„Willst du dich drücken von dem, was dir zukommt?"

„Schlag du nur, wenn du magst! Aber ich wehr' mich nicht. Ich werd' mich dir stellen, wo du's haben willst, und meine Kräfte mit dir messen; aber nicht jetzt. — Verflucht noch mal, daß ich auch all meine Kraft hab' versaufen müssen." Verzweifelt ließ er den Kopf gegen den Fußboden fallen.

Peter zögerte einen Augenblick, dann ließ er den Vater los und stand auf. „Ja, dann hast du's also noch zugute, aber vergiß es nicht." Er lachte höhnisch und zog seine Hose hinauf. Der Vater stand einen Augenblick da, als wolle er sich hinterlistig auf den Sohn stürzen. Doch dann wandte er sich schroff ab, ging hin und legte sich zu Bett.

(Schluß folgt.)

Verantwortlich für die Redaktion: Frau Klara Zetkin (Zundel), Wilhelmshöhe, Post Degerloch bei Stuttgart.
Druck und Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G.m.b.H. in Stuttgart.

# Für unsere Mütter und Hausfrauen

Nr. 5 ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ Beilage zur Gleichheit ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ 1916

**Inhaltsverzeichnis:** Die Kanone. Gedicht von Karl Henckell. — Schmerzlose Entbindungen im Dämmerschlaf. Von M. Kt. — Die Entwicklung Londons zum Welthandelshafen. Von Engelbert Graf. — Feuilleton: Das Paradies. Von M. Andersen-Nexö. (Schluß.)

## Die Kanone.

Gen Himmel reckt das Kanonenrohr
Den unersättlichen Rachen.
Das eiserne Untier horcht. Sein Ohr
Verfolgt die Schritte der Wachen.

Gefressen hat es den ganzen Tag,
Nun kann es ruhn und verdauen.
Doch eh' im Osten es dämmern mag,
Gibt's frische Knochen zu kauen.

Musik, Musik in Blut und Kot
Ist ihm das Wimmern und Stöhnen.
Was wächst auf Erdenfeldern Brot?!
Fleisch! Schlachtfeld! Heulen und Dröhnen! —

Gen Himmel reckt die Faust geballt
Ein Sterbender. Stumm bleibt die Ferne.
Verdorrt seine Zunge. Klar und kalt
Funkeln die himmlischen Sterne. Karl Henckell.

○ ○ ○

## Schmerzlose Entbindungen im Dämmerschlaf.

Jahrtausende hindurch galt der Schmerz als unerläßliche Beigabe des Geburtsaktes. Wehmutter hieß bezeichnenderweise die Hebamme in alter Zeit. Doch unterliegt es keinem Zweifel, daß die heutigen Frauengenerationen der Kulturvölker im allgemeinen größere Qualen beim Gebären zu erdulden haben als ihre Schwestern in früheren Zeiten oder die Frauen bei den jetzt lebenden Naturvölkern. Es ist eine unnötige Grausamkeit, die Frauen so unsagbar leiden zu lassen, wie es der großen Mehrzahl unter ihnen heute noch als selbstverständlich zugemutet wird. Zweifellos werden auch die zur Leitung von Geburten berufenen Personen, die Hebammen, Ärzte und ihre Hilfskräfte in ihrer so ungemein verantwortungsvollen Tätigkeit nicht selten mehr oder weniger erregt durch die ständige Wahrnehmung übermäßiger Schmerzen.

Erst in den letzten Jahrzehnten hat die ärztliche Wissenschaft eine Reihe von Methoden ersonnen, die zur Linderung oder Aufhebung der Geburtsschmerzen führen sollen. Chloroform, Morphium, Kokain, Äther wurden erprobt und die Rückenmarksanästhesie (die Betäubung der Rückenmarksnerven) der Gebärenden zahlreich versucht. Das bisher aussichtsreichste und vollkommenste Verfahren scheint aber der aus Versuchen der Freiburger Universitätsfrauenklinik hervorgegangene „Dämmerschlaf" zu sein. In der 52. Sitzung des Reichstags vom 22. Mai 1916 wurde diese neue Methode — zum ersten Male im Parlament — erwähnt in der Rede des Genossen Kunert zum Titel Gesundheitsamt, als er eine gründliche Reform der Geburtshilfe forderte. Eine solche Reform ist die unerläßliche Voraussetzung, wenn die Errungenschaften der Wissenschaft allen Frauen, auch den ärmsten, zugute kommen sollen. Bisher war es gewöhnlich so, daß nur die Frauen der Wohlhabenden, die mit Hilfe von Ärzten entbinden, die Wohltat örtlich oder allgemein wirkender Betäubungsmittel genießen konnten. 95 Prozent aller Mütter dagegen werden ohne ärztlichen Beistand, nur von Hebammen entbunden. Diesen aber ist die Anwendung von Mitteln zur Linderung der Geburtsschmerzen untersagt.

Der Dämmerschlaf ist eine Halbnarkose, ein Zustand halber Bewußtlosigkeit, in dem die Muskeln der Frau energisch weiterarbeiten, um das Kind zur Welt zu bringen, während das Gehirn schläft. Dieser wohltätige Zustand wird hervorgerufen durch eine Einspritzung unter die Haut von Skopolamin-Morphium oder Skopolamin-Narkophin. Die Methode ist ein Gewinn des zwanzigsten Jahrhunderts. Ihre Erfinder sind die Professoren Krönig und Gauß von der Universität Freiburg i. Br. Mit unendlicher Mühe haben sie ihr Verfahren ausgebaut, bis sie die größtmögliche Erleichterung für die Gebärende bei Vermeidung einer Schädigung für sie und das Kind gefunden zu haben glauben. Gauß und Krönig haben in zehn Jahren etwa 5000 Frauen mit Hilfe des Dämmerschlafs entbunden. Das gesamte Beobachtungsmaterial betrug 1914 etwa 12 000 Fälle und rührt auch von anderen Geburtshelfern im In- und Ausland her.

In der Freiburger Klinik wird bei Beginn der Wehen die erste Einspritzung Skopolamin-Morphium gegeben, dessen Wirkung nach einer halben bis dreiviertel Stunden eintritt. Noch hat die Patientin das Bewußtsein nicht verloren. Eine Stunde nach der ersten Einspritzung folgt eine zweite von Skopolamin ohne Morphium. Später werden noch mehrere Einspritzungen dieses Mittels nötig. Um festzustellen, ob die Wirkung ausreichend ist, bedient man sich der Gedächtnisprobe. Die Gebärende wird zum Beispiel gefragt, ob sie sich an einen Gegenstand erinnert, den man ihr einige Zeit vorher zeigte. Bejaht sie, muß die Einspritzung wiederholt werden. Vermag sie sich nicht zu erinnern, so ist der gewünschte Grad von halber Bewußtlosigkeit erreicht. So einfach dieses Verfahren scheint, so erfordert es doch von dem Geburtshelfer große Gewandtheit, liebevolles Eingehen auf die körperliche und geistige Art der Patientin und viel Geduld. Je nach der Intelligenz der Patientin wird der Arzt seine Fragen einzurichten haben. Für die Entdecker des Dämmerschlafs ist die Gedächtnisprobe einer der Eckpfeiler des Verfahrens. Ein und derselbe Arzt muß die Geburt von Anfang bis zu Ende überwachen. Ein weiteres Erfordernis ist vollständige Stille in der Umgebung der Patientin und ein halbverdunkeltes Zimmer. Erst wenn der Geburtsakt zu Ende geht, werden große Lampen von der Decke heruntergelassen, wobei die Augen der Gebärenden durch eine Maske vor dem Lichte geschützt sind. Während der ganzen Zeit haben die Wehen angedauert, die sonst durch die Schmerzempfindung oft gestört werden; ja die Patientin ist imstande gewesen, jedem Befehl des Arztes nachzukommen, ohne doch die Empfindung zu haben, daß die Sache sie etwas anginge. Sie vergißt einfach, was mit ihr vorgeht, und ist nach dem Erwachen aus dem Dämmerschlaf glücklich erstaunt, wenn man ihr das Kind bringt. So etwa ist in Kürze der Hergang der Geburt im Dämmerschlaf nach den Angaben der Fachliteratur, so schilderte ihn auch ausführlich die Amerikanerin Mary Sumner-Boyd aus eigener Erfahrung 1914 in der Zeitschrift „Die neue Generation". Eine Freiburger Statistik besagt, daß nur bei 13 Prozent der Fälle keine Schmerzlinderung erzielt wurde. Dieser teilweise Mißerfolg war in der Hauptsache auf die ungünstigen Umstände zurückzuführen, unter denen die Mütter in der vierten Klasse der Entbindungsanstalt gebaren, wo immer mehrere ein Zimmer teilen mußten. Auch zu später Gebrauch des Mittels war ein Grund hierfür. In den Gebärzimmern der ersten Klasse, wo alle Vorbedingungen in bezug auf ruhige Umgebung geschaffen wurden, waren fast alle Geburten vollkommen schmerzlos.

Natürlich wurde das neue Verfahren, das so große und völlig neue Anforderungen an den Arzt stellt, nicht gleich begeistert von den Geburtshelfern aufgenommen. Vor allem befürchtete man allerlei nachträgliche Schädigungen für Mutter und Kind. Bis jetzt hat sich nach den gewissenhaften Beobachtungen der Freiburger Ärzte nichts dergleichen feststellen lassen. Leichte Atmungsschwierigkeiten bei einem Teil der Kinder gehen schnell und spurlos vorüber. Irgendwelche Unglücksfälle sind bisher nicht vorgekommen. Dagegen kann der Nutzen der Methode nicht hoch genug veranschlagt werden. Er besteht vor allem darin, daß die schmerzlose Entbindung die Nervenkraft der Mutter ganz außerordentlich schont. Staunend hören wir, wie schnell sich die Mütter danach erholen. Schon am Tage nach der Niederkunft können sie für kurze Zeit das Bett verlassen und sich bewegen. Einige Tage später können sie stundenlang auf sein und sogar kurze Spazierfahrten oder -gänge machen. Sie brauchen nicht mehr gewickelt auf dem Rücken zu liegen und keine besondere Diät innezuhalten.

Durchblättert man die medizinischen Fachzeitschriften der letzten Jahre, so findet man eine Menge anerkennender Urteile berühmter Geburtshelfer über den Dämmerschlaf. Man rühmt ihm nach, daß er nicht nur für normal gebaute und kräftige Frauen geeignet sei, sondern ganz besonders für die Schwachen und solche mit mangelhaft gebautem Becken. Dammriß kommt viel seltener vor als bei anderen Geburten. Die Sterblichkeit der Kinder beim Geburtsakt geht bei Anwendung des Dämmerschlafs zurück, weil der

Arzt nur sehr selten in die Lage kommt, die Zange anzuwenden. Skopolamin-Morphium-Einspritzungen gestatten im Notfall eine beliebige Ausdehnung des Geburtsaktes, bis die Natur sich selbst hilft. Das war bei allen bisherigen Verfahren unmöglich. Das wehenfördernde Pitruitin ersetzt in vielen Fällen den Gebrauch der Zange, ohne das Kind zu gefährden. Einzelne Geburtshelfer wissen sogar von 88 Prozent vollkommener und 10 Prozent teilweiser Erfolge zu berichten, so blieben nur 2 Prozent Fälle, in denen das Verfahren versagte.

Demgegenüber wollen die Einwände einzelner Gegner der Methode nicht allzuviel besagen, besonders wenn man erfährt, daß sie sich nicht an die bewährten Freiburger Vorschriften gehalten haben, die Skopolamin-Dosis eigenmächtig abänderten und auf die Gedächtnisprobe nicht den nötigen Nachdruck legten. „Der Zustand des Dämmerschlafs", sagt einer der Entdecker des Verfahrens, Professor Gauß (Freiburg), „liegt auf außerordentlich schmaler Bahn, schmal wie ein Gebirgskamm; zu seiner Linken liegen die Gefahren zu tiefer Wirkung mit Bewußtlosigkeit und Aussetzen der Wehen; zu der Rechten die Gefahr von zu geringer Wirkung mit bleibendem Bewußtsein und Empfindlichkeit gegen Schmerzen. Die Macht des Gedächtnisses ist und bleibt der einzige Führer."

An einigen hervorragenden Entbindungsanstalten des In- und Auslandes beginnt das Verfahren — wenn auch langsam — seinen Weg zu machen. Eine begeisterte Verteidigerin des Dämmerschlafs war unsere uns leider so früh entrissene Genossin H. B. Adams-Lehmann, die weitbekannte Frauenärztin, die auch in medizinischen Fachkreisen hochgeschätzt wurde. Auf eine Anfrage über ihre Ansicht von der neuen Methode schrieb sie mir: „Der Dämmerschlaf bei Entbindungen wird in München seit zirka sechs Jahren ausgeübt. Die Methode hat sich vollkommen eingebürgert, sie wird von jedem Spezialisten angewandt. In einer Anstalt und geleitet von einem sachverständigen Arzt ist sie durchaus ungefährlich. Bedingungen der Durchführung sind 1. eine Anstalt mit den nötigen ruhigen Einzelzimmern, 2. ärztliche Überwachung. An beiden fehlt es. Die Geburtsanstalten sind selten oder nie mit den nötigen Einzelzimmern ausgestattet, und es fehlt an der Möglichkeit der ärztlichen Überwachung. Einer Pflegerin darf diese Überwachung nicht überlassen werden! Beides wäre leicht zu beschaffen. Ich lasse Ihnen noch heute den Entwurf des Münchener Frauenheims zugehen, dessen Bau durch den Krieg aufgehalten wurde. Er enthält zweifellos die Lösung der Anstaltsbehandlung, die auf jedem Gebiet allgemein werden muß, aber nicht mit der Anstalt von heute. Der Dämmerschlaf ist ein Segen für die Frauen. Viele, die sich vor der zweiten Entbindung gefürchtet haben, freuen sich nach der schmerzlosen Entbindung auf die dritte!"

Die von unserer Genossin Adams-Lehmann angeregte Gründung des Frauenheims bietet, soweit der Entwurf es erkennen läßt, in der Tat eine ideale Lösung der schwierigen Frage, wie der Geburt alle ihre Schrecken zu nehmen wären: nichts von dem Massenbetrieb der bisherigen Anstalten, wo zwei bis sechs Frauen in einem Kreißsaal gleichzeitig entbinden und Frischentbundene und Schwerkranke unter Halbgenesenen liegen, wo kein Tag ohne Aufregung, keine Nacht ohne Stöhnen und Unruhe vergeht. „Das Frauenheim", heißt es in dem Prospekt, „will auch hierin Wandel schaffen und der Frau, die von ihrer Hände Arbeit lebt, dieselbe Schonung und Erholung in schweren Stunden bieten, wie sie jetzt nur die wohlhabende Frau genießt." Jedes Entbindungszimmer ist deshalb nur für eine Gebärende bestimmt. Jede Mutter verbringt die ersten Tage der Schonung in einem Einzelzimmer, wo Angehörige, die sich allen hygienischen Anordnungen der Anstaltsleitung fügen, sie auf Wunsch pflegen können. Gegen Ende der Pflegezeit siedeln die Patientinnen in das wie ein behagliches Wohnhaus eingerichtete Rekonvaleszentenheim über. Die Säuglinge werden nur zum Stillen aus ihren eigenen Räumen gebracht, wo sie auch die Nacht verbringen.

So dachte sich die edle Menschenfreundin und vorzügliche Ärztin die Entbindungsheimstätte der Zukunft, die ideale Anstalt für die schmerzlose Entbindung im Dämmerschlaf. In einer solchen Heimstätte wird der Geburtsakt aus einem lebensgefährlichen Martyrium zu einer normalen Kraftanstrengung, der die größten Gefahren genommen sind.

Optimisten erhoffen von einer allgemeineren Einführung der Methode des Dämmerschlafs auch ein Absinken des Geburtenrückganges. Da diese vielbeklagte Tatsache aber in den wachsenden Schwierigkeiten des Existenzkampfes für kinderreiche Familien ihre Hauptursache hat, kann der Dämmerschlaf verhältnismäßig nur wenig, können wirtschaftliche und soziale Reformen großen Stils aber sehr viel zu ihrer Besserung beitragen.

Im übrigen wäre nicht mehr als eine kleine Revolution in unserer Geburtshilfe nötig, um die große Masse der Frauenwelt die Wohltat schmerzloser Entbindungen genießen zu lassen. Werden doch in jedem Jahre in Deutschland rund 1 900 000 Kinder geboren. An Entbindungsanstalten gibt es aber nur 78 öffentliche und 127 private mit insgesamt 3296 Betten im Deutschen Reich! Ihre Anzahl müßte also ungeheuer vermehrt werden, da der Dämmerschlaf für die häusliche Praxis nicht geeignet ist. Wie ein Netz müßten diese Mütterheime sich leicht erreichbar über das ganze Land ausbreiten. Dementsprechend brauchten wir auch viel mehr ärztliche Kräfte und sorgfältig geschultes Hilfspersonal. Das alles kostet Geld und abermals Geld.

Dennoch müssen wir aus menschlichen und volkshygienischen Gründen die Forderung einer in diesem Sinne reformierten Geburtshilfe laut und energisch immer wieder erheben. Sollen die Frauen als Gebärerinnen die Reihen des durch den Krieg so furchtbar an Menschen verarmenden Volkes wieder auffüllen — und das Proletariat hat ein Lebensinteresse daran, daß dem Sozialismus viele und lebenstüchtige künftige Kämpfer geboren werden —, so müssen den Müttern dem Stande unserer heutigen Wissenschaft entsprechend auch alle unnötigen Leiden und Gefahren erspart werden. Ein allgemeines Erwachen der Frauenwelt aus dem politischen Dämmerschlaf zu klarer sozialistischer Erkenntnis ist der nächste Weg, um mit Hilfe der Gesetzgebung die Erfüllung ihrer Forderungen anzubahnen. M. Kt.

o o o

## Die Entwicklung Londons zum Welthandelshafen.

**Von Eg. Engelbert Graf.**

Die Geschichtschreibung früherer Tage beruhte fast ausschließlich auf der möglichst ausgiebigen Benutzung umfassenden Urkundenmaterials. Darauf gründete sich die Methode der Geschichtschreibung, und dementsprechend sind die älteren Geschichtswerke kaum über das Niveau der Chroniken hinausgewachsen. Heute bedarf der Geschichtsforscher eines ganz anderen Apparats, bedarf er vor allem geographischer und nationalökonomischer Schulung, um die geschichtliche Entwicklung aufzuklären. Ohne einen Atlas und einen Erdglobus immer von neuem zu Rate zu ziehen, ist ein Verständnis der Geschichte einfach undenkbar. Natürlich wäre es verfehlt, schematisch von dem geographischen Element allein auszugehen. Die geographische Lage eines Landes, einer Stadt, Klima, Bodengestalt usw. sind etwas Starres, Festes. Sie wirken jedoch je nach den Wirtschaftsverhältnissen, nach der Höhe der menschlichen Kulturentwicklung ganz verschieden, und erst die jeweilige Konstellation zwischen den unverrückbaren geographischen Bedingungen und den mehr beweglichen menschlich-kulturellen Kräften wird eine richtige Auffassung und Beurteilung historischen Geschehens ermöglichen.

Die Entwicklung Londons zum Welthandelshafen bietet ein ausgezeichnetes Beispiel, diese Wechselwirkung zu beobachten. Häfen sind etwas von der Natur Gegebenes; Größe und natürliche Ausgestaltung sind nur verhältnismäßig geringen Änderungen unterworfen, wenn auch Versandung, vulkanische Katastrophen und ähnliches das Bild verändern können. Aber daran liegt es in den weitaus meisten Fällen nicht, wenn ein Hafen seine Bedeutung verliert oder mit einem Male eine überragende Stellung einnimmt. Dergleichen ist fast durchweg in der technischen Entwicklung und in wirtschaftlichen Verschiebungen begründet, wodurch andere Beziehungen und Wirkungen mit den geographischen Umständen zustande kommen. Der weite Schlauch, mit dem die Themse in die Nordsee mündet, bot von frühgeschichtlicher Zeit an immer dasselbe Bild, nur das Verhältnis des Menschen zu diesem Flußmündungshafen, um den sich London angesetzt hat, wechselt stets.

Wir haben London in der Überschrift als Welthandelshafen bezeichnet. Die Zeit ist noch nicht lange vorüber, da war London der Welthandelshafen, und es gab keinen Welthandelsplatz, der sich mit ihm irgendwie an Bedeutung messen konnte. Das war im achtzehnten und — aus wieder ganz anderen Gründen — bis in die siebziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts.

Die Entdeckung Amerikas oder besser gesagt die Entdeckung der großen Ozeane, des Atlantischen, Stillen und Indischen Ozeans und ihrer Randgebiete hatte den wirtschaftlichen Schwerpunkt der Kulturwelt nach der Westküste Europas verlegt. Der Weltverkehr, der sich nun herausbildete, war zwar sehr lebhaft, an damaligen Verhältnissen gemessen, aber er reichte bei weitem nicht aus, viele Häfen zu speisen. Er zentralisierte sich möglichst in einem Hafen, der sich zum Umladeplatz für die Häfen zweiter Ordnung ent-

wickelte. Die günstigste Lage zum Meere besaß an der europäischen Westküste England, eine Insel mit zahlreichen natürlichen Hilfsquellen und ausgezeichneten Naturhäfen. Dazu kam die günstige Lage zu den Gebieten regelmäßiger Winde und Meeresströmungen im Atlantischen Ozean in der Zeit der Segelschiffahrt für den Verkehr von und nach Amerika, ein Umstand, der von großer Wichtigkeit war.

Für diesen Überseeverkehr kam zwar London im achtzehnten Jahrhundert nur wenig in Betracht. Für Segelschiffe ist sowohl die Befahrung des Ärmelkanals wie die Umschiffung Schottlands zu gefährlich; Bristol und Liverpool besorgten daher hauptsächlich den Verkehr mit Afrika, Asien und Amerika. Aber dafür verwies der Hafen Londons Entwicklung in eine andere, nicht weniger bedeutungsvolle Richtung. Die Themse mündet in die Nordsee, ihr Mündungsschlauch öffnet sich nach Osten, Nord-, Ost- und Nordwesteuropa entgegen; ihr gegenüber münden Rhein, Weser, Elbe und leiten landeinwärts in das Herz von Mitteleuropa. So wurde London zur Vermittlerin mit dem europäischen Festland. Gleichzeitig nahm es den Import wichtiger Rohstoffe auf: die Ostseeländer lieferten der mächtig wachsenden Industriebevölkerung Englands das nötige Getreide, aus Osten kamen die gewaltigen Holzfrachten, und die Nordsee versorgte das Land mit Fischnahrung. Nur Amsterdam mit seinem osteuropäischen Getreidehandel und seiner internationalen Getreidebörse kam damals als festländischer Konkurrent Londons ernstlich in Frage.

Eine technische Revolution war es, die die Sachlage hier verschob: die Erfindung der Dampfmaschine und ihre Anwendung in der Schiffahrt. Widrige Winde und Meeresströmungen, Meerengen und klippenreiche Inselgebiete bilden nun für die Schiffahrt kein Hindernis mehr; damit fiel die Schranke, die London dem Überseeverkehr so ziemlich abgeschnitten hatte. Infolge der Betriebssicherheit, der regelmäßigen und kurzen Fahrzeiten konnte der Verkehr rasch ins Riesenhafte anwachsen. Und als Mittelpunkt dieses Verkehrs war London der gegebene Platz, da von hier die nötigen Verbindungen mit den übrigen Häfen Europas schon bestanden. London wurde damals d e r Welthafen, der Umschlaghafen für ganz Europa. Nur für bestimmte Rohstoffe, zum Beispiel für den Baumwollimport, behielt Liverpool seine frühere Bedeutung bei.

Auch die Napoleonischen Kriege stärkten die Vormachtstellung Londons. Nach ihrer Beendigung hatte England zum Zwecke seiner Getreideversorgung Handelsbeziehungen mit den Küstengebieten des Schwarzen Meeres angeknüpft. Dadurch wurde Amsterdam mit seinem osteuropäischen Getreidehandel ausgeschaltet, London richtete 1826 selbst eine Getreidebörse ein. Das Getreide, das seit Beginn des neunzehnten Jahrhunderts seinen Weg von Amerika nach Europa nahm, wurde in der Folge nun auch mit dem Ziel London verschifft, dort umgeladen und den eigentlichen Bestimmungshäfen von hier aus zugeführt.

Diese Entwicklung konnte um so mehr Platz greifen, als infolge der kontinentalen Kriege im achtzehnten und zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts London der Mittelpunkt für den Geld- und Kapitalmarkt und für den gesamten Zahlungsverkehr wurde. England hatte zwar an diesen Kriegen teilgenommen, aber sie waren nicht auf seinem Boden ausgefochten worden. Gut und Blut waren ihm im eigenen Lande erhalten geblieben, und daher konnte es sich in dieser Zeit wirtschaftlich ungestört weiterentwickeln. Als nach Beendigung der Kriege die Festlandstaaten das wieder aufbauen und nachholen mußten, was der Krieg zerstört hatte, kam als nächster Lieferant für Rohstoffe und Waren in allererster Linie England in Betracht. Auf diese Weise sammelten sich in England, besonders in London, seinem Zentralhafen, ungeheure Kapitalien an, die mit außerordentlich hohen Gewinnen arbeiteten. Diese Anhäufung von Kapitalien wieder zog in Verbindung mit dem Schiffsverkehr auch den gesamten Zahlungsverkehr nach London, also die Kapitalien der übrigen Länder. Zahlungsverpflichtungen sowohl wie Geldforderungen nahmen beide den Weg über London. Die Londoner Börse war ausschlaggebend für die ganze Welt, und Paris und Amsterdam, ebenso Berlin hatten nur Bedeutung für bestimmte Spezialitäten des Geldmarktes, für koloniale und russische Werte.

Diese Monopolstellung hatte London etwa ein halbes Jahrhundert inne — auf dem Kapitalmarkt besaß es sie noch zu Beginn des gegenwärtigen Krieges. Den ersten Anstoß zu ihrer Erschütterung gab der Auswandererverkehr von Europa nach Amerika, der nach den amerikanischen Bürgerkriegen machtvoll einsetzte. Dieser Auswandererverkehr strebte natürlich danach, seinen Ausgang unmittelbar von festländischen Häfen zu nehmen. So entstanden bald selbständige Dampferverbindungen zunächst von Bremen und Le Havre nach Amerika. Um diese Linien wirtschaftlich voll auszunutzen, nahmen die Dampfer nach ihren Heimathäfen notwendige industrielle Rohstoffe als Rückfracht mit, nach Bremen zum Beispiel Baumwolle, für die hier schon früh ein bedeutender Markt entstand. Auf dieselbe Weise nach Hamburg, Antwerpen, Rotterdam importiert, wo wieder selbständige Dampferlinien eingerichtet wurden, folgten der Baumwolle später Getreide, Tabak, Metalle und dergleichen. Diese Entwicklung machte derartig rasche Fortschritte, daß etwa seit 1875 sowohl Liverpool wie London keine Monopolstellung im Handel mit Amerika mehr besitzen.

In derselben Richtung wirkte auch die Eröffnung des Suezkanals im Jahre 1869. Auch diesen Seeweg benutzten die durch den Auswandererverkehr hochgekommenen Kontinentalhäfen und richteten eigene Dampferlinien ein, um die Rohstoffe aus Afrika und Asien ohne den Umweg über England unmittelbar sich selbst zuzuführen. Besonders beteiligte sich Deutschland an dem Ausbau dieser Verkehrswege durch die beiden Reichspostlinien, die seit 1885 von Hamburg nach Ostasien und Australien führen, und seit 1890 durch die Hamburg-Sansibar-Linie.

Diese Dezentralisation des Weltverkehrs hat die Vormacht des Londoner Hafens in verhältnismäßig kurzer Zeit derartig erschüttert, daß für manche Rohstoffe und Fertigprodukte heute Hamburg, Bremen und Antwerpen bereits Umladehäfen geworden sind und daß London im Verhältnis zu ihnen in dieser Beziehung als Hafen zweiter Ordnung erscheint. Hamburg, New York und Rotterdam haben als Welthäfen London heute schon erreicht, und selbst Häfen wie Bremen, Antwerpen, Genua, Triest zeigen ein schnelleres Tempo in der Entwicklung als London.

## Feuilleton

### Das Paradies.

Von Martin Andersen-Nexö. (Schluß.)

Während der ganzen folgenden Woche lebten Lars und ich in der größten Spannung; wir wußten, daß es zu einer Schlacht kommen werde, und hatten Mut genug, ihr beizuwohnen. Sentimental waren wir nicht, wir gönnten dem Vater die Prügel aus vollem Herzen, waren aber nicht ganz überzeugt davon, daß er sie auch wirklich kriegen würde. So niedergebrochen er auch war, etwas von einem Hünen steckte doch immer noch in ihm. Und er rüstete sich zum Kampfe, als gälte es eine Lebenssache für ihn; er trank nicht, nahm schweigend seine Abendmahlzeiten ein und ging immer gleich danach zu Bett.

Am Sonntagvormittag, während wir auf dem Felde waren und spielten, kam die Mutter herbeigerannt. „Er ist da drüben!“ rief sie und zeigte landeinwärts. „Sputet euch — ich werd' schon auf das Vieh achten. Aber ihr müßt euch wirklich beeilen, vielleicht könnt ihr Peter helfen.“

Wir gebrauchten unsere Beine, so gut wir konnten, bekamen aber trotzdem von dem Kampfe selbst nichts mehr zu sehen. Als wir nach einer halben Meile von der Landstraße abbogen und schräg übers Feld auf ein Wäldchen zuliefen, das zu dem Hof gehörte, kam uns der Vater entgegen. Stöhnend schleppte er sich vorwärts, mit krummem Rücken, die flache Hand auf der Lende. Schnell schlüpften wir hinter einen Deich, aber das war ganz überflüssig, denn Munk sah und hörte nichts. Auf einer Lichtung in dem Wäldchen hatte die Schlacht getobt, der Grasboden war in Morast umgewandelt, und das junge Gebüsch war zertrampelt und zerwühlt. Die jungen Bäumchen ließen ihre Wipfel in den Morast herabhängen und konnten sich nicht wieder aufrichten; auf ihren Blättern sah man Blutspritzer. Ringsum lagen dicke, entzweigeschlagene Äste, die von den beiden Kämpfenden von den Bäumen losgerissen und als Waffen benutzt worden waren.

Peter war im Begrif sich zu waschen, als wir ganz außer Atem die Knechtkammer betraten.

„Na, seid ihr dem Alten begegnet?“ fragte er. „Konnte er noch aufrecht gehen? Ich habe ihm angeboten, ihn nach Hause zu tragen, aber er wollte lieber selbst gehen. Leicht hat er's mir nicht gemacht.“ Dabei zeigte Peter uns seine Arme und Schultern, an denen breite Striemen von wildem Fleisch saßen; sein Gesicht war geschwollen, er tauchte es in die Wasserschüssel ein und lachte mit einer sonderbaren Grimasse. „Jetzt könnt ihr euch fortscheren, denn ich muß ausgehen,“ sagte er.

„Er muß zu Valentins junger Frau,“ sagte Lars stolz, als wir wieder auf dem Rückweg waren. Wir waren einer Meinung darin, daß Peter ein ganzer Kerl sei.

Kurze Zeit darauf nahm die Gemeinde Lars von Hause fort. Sie schickte ihn in den Dienst zu einem Bauer in der Umgegend der Heide.

So gute Freunde wir auch waren, schenkte ich ihm doch manchmal jahrelang keinen Gedanken. Auf dem Weg, den der Mensch vorwärtsschreitet, trifft er immer neue Wesen und Schicksale, und die neuen stellen die alten in den Schatten, bis diese fortgleiten und unmerklich hinterm Horizont verschwinden.

Aber als wir beide wohl zweiundzwanzig Jahre alt sein mochten, rannte ich einmal spät abends draußen im Kopenhagener Bredgadeviertel auf ihn; er war gerade dabei, einen Aushängekasten aufzubrechen.

„Das ist ja ein Glück, daß du es bist und kein anderer," sagte er. „Was treibst du denn jetzt?"

„Ich studiere," entgegnete ich, über seine Kaltblütigkeit nicht wenig erstaunt.

„Ich seh' es dir an!" sagte er und betrachtete meine Kleidung von oben bis unten. „Ich setze die Verteilung des Eigentums in die Praxis um, wie du siehst!" Halb gegen meinen Willen begleitete er mich nach Hause.

„Hör einmal," rief er, als wir in meiner Kammer saßen, „hast du etwas dagegen, wenn ich dich von Zeit zu Zeit besuche? Dann könntest du mir etwas von dem, was in den Büchern steht, erzählen; und vielleicht könnte ich dir dafür gelegentlich meine Dienste zur Verfügung stellen. Unsereins hat ja nichts gelernt."

Ich war nicht gerade sehr erbaut über seinen Vorschlag, aber ihm zu verbieten, mich zu besuchen, das konnte ich doch nicht übers Herz bringen. Er kam nun recht häufig, seine Besuche begannen mir schnell Freude zu machen, und ich vermißte ihn, wenn er — vermutlich durch sein Handwerk abgehalten — ausblieb. Ihm etwas beizubringen, dazu kam ich nicht. Ich hatte mir vorgenommen, zu versuchen, ihn von seinem lichtscheuen Treiben abzulenken; aber er war immer noch der Stärkere von uns beiden, und er war es, der meine Ansicht von der Gesellschaftsordnung beeinflußte.

Er hatte für seine eigene Rechnung über die Dinge nachgedacht — wozu ich noch nicht gelangt war — und war mir schon aus diesem Grunde überlegen. Es war für mich wie eine neue Lehre, ihn versöhnlich von der Hölle, die sein Heim doch gewesen sei, reden und seine Alten von aller Schuld freisprechen zu hören. Er verstand ihren Kampf und ihre Niederlage — woher er das hatte, weiß ich nicht —, und er sprach oft im Scherz davon, wenn er einmal einen recht guten Coup gemacht haben werde, wolle er heimkehren und das Paradies wieder in die Höhe bringen. „Dann sollen die Alten Bauern werden und ihren eigenen Hof noch einmal bewirtschaften," sagte er. — „Ja, wenn es ihnen damals gelungen wäre ... dann wäre unsereins der Sohn eines Hofbauern gewesen, und alles hätte ein anderes Gesicht gehabt." Das setzte er dann wohl hinzu. Und man konnte an der Stimme hören, daß ihn dieser Gedanke schon häufig beschäftigt hatte.

Er war ein braver, hilfsbereiter Bursche und hatte ein waches Auge für die Lage anderer Menschen; es war oft nicht leicht für mich, mir seine Hilfsbereitschaft vom Leibe zu halten. Geld riecht ja nicht, wie man sagt, und wenn es sprechen könnte, so hätte der eine Zehngroschenschein dem anderen kaum etwas vorzuwerfen. Aber ich legte aus verschiedenen Gründen Wert darauf, auf eigene Faust fertig zu werden, und nahm — mit einer einzigen Ausnahme — nichts von ihm an.

Ich hatte mir ein großes, teures, aber höchst notwendiges Handbuch auf Abzahlung angeschafft; und da ich die Raten nicht rechtzeitig bezahlte, kam der Buchhändler eines Tages und holte es sich wieder.

„Hör mal, das geht nicht auf die Dauer," sagte Lars am Abend und glotzte dabei mein leeres Bücherbrett an. „Ich verstehe allerdings nichts von der Gelehrsamkeit, aber so viel sehe ich doch, daß man ohne Bücher nicht studieren kann. Aber du bist ja ein eigensinniger Wicht. Da kann ich ebensogut still sein und mich um mich selber kümmern."

Am nächsten Tage brachte er mir das Werk wieder angeschleppt — und zwar genau dasselbe Exemplar. Ich behielt es, da ich es für meine Arbeit nun mal sehr notwendig brauchte; weiß aber heutigentags noch nicht, ob er das Buch zurückgekauft hatte oder auf „leichtere" Manier dazu gelangt war.

Leicht war seine Profession doch übrigens kaum. Ich hatte den Eindruck, daß sich gerade anständig davon leben ließ, obwohl er ganz tüchtig in dem Beruf sein mußte — er stieß nämlich nie auf ernstlichen Widerstand bei der Arbeit. Außer seinem eigenen ruhigen Wesen trug hierzu wahrscheinlich auch der Umgang mit mir etwas bei. Während er mir moralisch überlegen war, übte ich keinen so geringen Einfluß auf seine äußere Person aus. Er verwandte mehr Sorgfalt auf seine Kleidung und legte sich eine feine Sprache und feine Manieren zu. Seine Person und sein ganzes Auftreten bekamen einen Anstrich von so echter Einfachheit, daß er gegen jeden Verdacht geschützt war.

Ich bestimmte ihn sogar dazu, sich Visitenkarten anzuschaffen — etwas, dessen Nutzen das Kind des Volkes nur schwer einsah.

Dies war auch die Veranlassung zu seiner Verhaftung gewesen, — gerade als er im Begriff war, den großen Coup zu machen, der ihm die Zukunft sichern sollte.

Eines Nachts brach er bei einer Wechslerfirma ein und erbeutete mehrere tausend Kronen. Ich las es am folgenden Tage in den Zeitungen. Da stand, der Dieb habe eine Visitenkarte hinterlassen, die auf den Namen „Lars Munk" laute. — Vor Abend noch war er verhaftet. Natürlich hatte er seine Karte nicht mit Überlegung an dem Tatort niedergelegt, wie die Zeitungen scherzend vermuteten; er hatte sie vielmehr verloren. Er wurde zu Fall gebracht durch das einzige, was er — als Auswurf der Menschheit — von meiner mehr bürgerlichen Gesellschaft profitierte, und das gab mir zu denken.

Er selbst trug es mir nicht nach. Als er nach zwei Jährchen das Gefängnis — etwas verändert — wieder verließ, suchte er mich auf. Der Aufenthalt hinter Schloß und Riegel hatte ihn recht angegriffen; selten habe ich ein Gesicht gesehen, in das das Leben so tiefe Furchen eingegraben hatte; und all sein Haar hatte er verloren.

„Das kommt vom Grübeln," sagte er lächelnd.

„Was willst du nun tun — willst du auswandern?" fragte ich im Lauf der Unterhaltung.

„Nein, jetzt will ich heimkehren. Das Heidebesitztum, mit dem die Alten nicht fertig geworden sind, das wartet ja daheim auf mich; das will ich bestellen, dann hab' ich doch wenigstens etwas Nutzen gestiftet! Ich habe zu dem Zweck im Gefängnis die Gärtnerei erlernt."

Allmählich schien das wirklich eine Aufgabe für ihn geworden zu sein. Und er löste sie — ohne sich auf etwas anderes zu verlassen als auf seine nackten Fäuste, und ohne Schwanken oder Vagabondieren. Gerade unter den Bedingungen, unter denen seine Eltern gescheitert waren, führte er die Sache durch. Darin liegt ein Gesetz, sonst wäre es ja auch kein richtiger Sieg.

Im Laufe von fünfzehn Jahren setzte er das kleine Besitztum in Kultur, hielt fest aus, Tag und Nacht, allen Degenerationstheorien zum Trotz — und schuf ein Eden daraus. Die Entbehrungen und die Mühe, die es ihn kostete, berührte er nie mit einem Wort; die Geschichte seiner Eltern wiederholte sich, nur mit dem Unterschied, daß er Sieger blieb. Die Alten starben übrigens, bevor er so weit kam; aber das Paradies war jetzt ein Ziel für ihn selbst geworden.

So oft ich daheim am Strande bin, suche ich das kleine Besitztum auf, das wie ein schönes Monument ist, ein Denkmal für den Sieg, soweit der arme Mann ihn erringen kann. Der elffingrige Lars ist nicht mehr auf dem Hof, und das hängt so zusammen: Als der Bauer vom Felsenhof sah, daß aus dem Paradies etwas wurde, da fielen ihm die Haferabgaben ein, die er für alle die vielen Jahre noch zugute hatte. Geld war nicht zu erlangen, darum hielt er sich an die Besitzung selbst und ließ sie vom Gericht mit Beschlag belegen. Als man kam und Lars von seinem Gehöft vertreiben wollte, fand man einen Toten. Er hatte den Ereignissen vorgegriffen und sich erhängt.

Das ist der einzige Schatten am Paradiese. Der Erhängte spukt noch ein wenig umher. Aber der alte weißhaarige Felsenhofbauer, der selber hierher gezogen ist und dem Sohn seinen Hof überlassen hat, merkt nichts davon. Er verwendet viel Sorgfalt auf das Paradies, zeigt es stolz jedem, der es sehen will, und gibt die Geschichte des Besitztums als Zugabe. Aber diese Geschichte verschiebt sich in seinen Augen mehr und mehr; er gleitet allmählich zu der Auffassung hinüber, daß er selbst es sei, der das Ganze geschaffen habe.

Lars und sein Vater sind in groben Zügen zwei Gestalten, deren Schicksale sich in gerade absteigender Linie bewegen. Die beiden Schicksale sind so böse und so selbstverschuldet, wie es bei dem armen Manne immer der Fall ist. Es gibt ja so viele Leute, die der Ansicht sind, der arme Mann sei selbst schuld daran, wenn es ihm schlecht geht. Die Wahrheit aber ist, daß es ihm noch niemals vergönnt war, sich selber zu zerstören — das haben die Verhältnisse immer für ihn besorgt. Und noch kennt darum niemand seine schlechten Eigenschaften.

Verantwortlich für die Redaktion: Frau Klara Zetkin (Zundel), Wilhelmshöhe, Post Degerloch bei Stuttgart.
Druck und Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G.m.b.H. in Stuttgart.

# Für unsere Mütter und Hausfrauen

Nr. 6 ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ Beilage zur Gleichheit ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ 1916

## Weihnachten.

Edwin Hoernle.

Nun kehrt die liebe, heilige Nacht
Ganz stille bei uns ein;
Wie oft hat sie uns froh gemacht
Mit ihrem Kerzenschein;
Der Lichterbaum hat leis beglückt
Die Hände, die ihn fromm geschmückt.

Wir aber dachten: Alles Licht
Ist dein, du göttlich Kind!
Wir dankten gern und wußten nicht,
Daß wir die Spender sind,
Daß unser eigenes Herz die Kraft
Der Lichter und der Liebe schafft.

Da ward die Weihnacht rauhe Nacht,
Wir mühten uns in Not,
Wir schafften für der Herren Macht
Und für ein Stücklein Brot. —
Hoch über uns, unendlich fern,
Erstrahlte schwach der Weihnachtsstern.

Und langsam lernten wir verstehn,
Daß jener Jesus Christ
In allen, die durchs Dunkel gehn,
Aufs neu' gekreuzigt ist —
Da suchte Bruder Bruders Hand,
Bis er sie nah im Dunkeln fand.

Nun wurden unsre Hände Kraft
Und unsre Augen Licht,
Wir haben mühevoll geschafft,
Doch ohne Hoffnung nicht;
Den Stern verdunkelte die Not,
Aus Dunkel wurde Morgenrot.

Und nun ist Weihnacht wieder da
Trotz Sturm und bösem Wind;
Der Heiland starb auf Golgatha,
Wir selber Heiland sind. —
Erbleiche, Stern! Erlisch, du Baum!
Der Morgen grüßt den Weltenraum.

**Inhaltsverzeichnis:** Weihnachten. Gedicht von Edwin Hoernle. — Weihnachtsplauderei. Von Schwester Lydia Ruehland. — Bevölkerungsstatistik: Ehescheidungen im Kriege. Von F. Kl. Feuilleton: In unbekannte Ferne. Von Leonid Andrejew.

## Weihnachtsplauderei.

Weihnachten steht vor der Tür, zum dritten Male in harter Kriegsnot, zum dritten Male ohne den Ernährer, der so gern sein blutiges Handwerk lassen würde, um friedlich zu schaffen wie ehedem. Wo Kinder vorhanden sind, werden sie ihre Wünsche geltend machen, unbekümmert um Krieg und rauhe Not! O weh, Wünsche! wird manche Leserin denken. Weiß sie doch kaum, wie sie auch nur das Allernötigste für den Haushalt in Tagen beschaffen soll, wo die einfachsten Bedarfsdinge märchenhafte Preise erreichten. Jedoch trotz alledem! Wo Frauen Mütter sind, wird sich in ihnen bei aller Sorge und Entbehrung der Wunsch regen, den Kindern am Weihnachtsabend etwas zu schenken, und sei es nur eine ganze Kleinigkeit. Mütter! Was machten sie nicht möglich! Sie holten die Sterne vom Himmel, wenn ihre Kinder den Wunsch danach äußerten, vorausgesetzt, daß Leitern von genügender Länge sich fänden, um Himmelshöhen zu erklimmen.

Durchwandert man jetzt die Straßen mit ihren Schaufensterauslagen, die Spielwarenabteilungen der Warenhäuser, so drängt sich dem Beschauer die Wahrnehmung auf, daß beinahe die gesamte Spielwarenindustrie mehr noch wie sonst unter dem Zepter des Krieges steht. Was sie Neues schuf, trägt den Stempel Krieg, die Farbe feldgrau. Es ist, als ob die Menschenhirne überhaupt nichts anderes mehr fassen könnten. Wie ein unheimlicher Bazillus infizierte der Krieg alle, die dem harmlosen Kinderspielzeug Form und Idee geben. Nun steht man vor der niederdrückenden Tatsache, daß die Kleinen angelockt werden, Krieg im kleinen zu spielen, wie die Großen ihn im großen führen. Unterseeboote, Zeppeline, Unterstände, Feldküchen, Bäckereien, Lazarettzüge, Verbandplätze füllen die Stelle aus, wo sonst friedfertige Kaufläden, saubere Pferdeställe, luxuriöse Puppenstuben, kuschelige Schlafzimmer, stilgerechte Puppenküchen das Herz der Kinder und das der Erwachsenen höher schlagen ließen. Braucht noch besonders gesagt zu werden, daß Soldaten, Festungen, Säbel, Flinten und Kanonen, kurz „Kriegsspielzeug" nicht in die Hände proletarischer Kinder gelegt werden soll? Es mag noch so gleißen, und die Kleinen mögen noch so betteln; die Mutter widerstehe der Versuchung, es ins Heim zu bringen. Es ist nicht harmlos. Es vergiftet das Fühlen und Denken der Kinder.

Wenn man nur wenigstens die Puppen in Frieden gelassen hätte! Aber nein — Krieg auf der ganzen Linie. Jetzt gibt es als Spielpuppen fast überwiegend Soldaten in allen nur erdenklichen Uniformen und von allen Graden. Es ist, als ob die Puppe, das alte gute Mädchen für alles, nur noch eine einzige Zweckbestimmung hätte, nämlich die: Soldat zu sein. Neben den Kriegern tauchen, natürlich ebenfalls in feldgrau, barmherzige Schwestern auf, irgendeine Amtshandlung verrichtend, bald unerträglich wehleidig in Miene und Haltung, bald reichlich unnatürlich und polizeiwidrig kokett. Die Staatspuppe, die Prinzessin scheint ausgestorben zu sein. Das ist kein Unglück; mit ihr zugleich ist aber auch der „Nackefrosch", das Baby verschwunden, und das ist sehr bedauerlich. Gegen die „Prinzessin" liefen verständige Erzieher schon längst Sturm. Mit vollem Recht. Denn meist war die elegant kostümierte Staatspuppe mit dem blasierten Puppengesicht so „schön", daß das arme Kind mit ihr überhaupt nicht spielen konnte und durfte. Hieß es nicht zehnmal am Tage: „Mach das Kleid der Puppe nicht schmutzig! — Zerraufe doch die schöne Frisur nicht! — Na ja! Nun fehlt schon ein Arm! — Ausziehen?! Die kannst du doch nicht ausziehen! Das ist alles festgenäht! — Auf die Straße mitnehmen?! Ach wo! Da würde die Puppe am längsten schön gewesen sein!"

Mit dem Baby hingegen konnte das Kind nach Herzenslust umgehen. Was es von seiner Mutter sah, übertrug es naturgetreu auf sein Püppchen und übte sich frühe im Wirken späterer Zeiten. Solch ein Nackefröschchen konnte man in der Wanne baden, Rücksicht auf die Haarfrisur brauchte nicht genommen zu werden, denn die Haare waren waschecht aufgemalt. Und Garderobesorgen gab es erst recht nicht. Denn Babys beanspruchen höchstens ein Nachtkittelchen, im übrigen nur saubere Windeln und ein einfaches Lager im Puppenkorb. Ein Idealspielzeug, das Baby. Warum? Weil das Kind im Spiel mit dieser Puppe ein Stück praktische Arbeit leisten kann, die, richtig geleitet, ihm später einmal zugute kommen wird. Der ethische Sinn im Puppenspielen ist in der naiven Kundgabe des mütterlichen Gefühls begründet. Mütterlichkeit baut auf, zerstört nicht. Wohl macht das Kind auch einmal seine Puppe entzwei. Aber nur äußerlich. Wer hätte nicht Kinder hingebend spielen sehen mit einem kopflosen Puppenbalg, dem die Sägespäne aus allen Gliedern rieseln, oder mit einem schadhaften Puppengeschöpf, ohne Stirn und Augen, das aber darum nicht minder zärtlich geliebt und womöglich vor der eleganten Modepuppe bevorzugt wird?

Am leichtesten sind Babys Wünsche zu befriedigen. All die Kriegsspieldummheiten interessieren es zum Glück nicht, seine Wünsche sind vernünftig. Nie wird sich Kleinchen eine Kanone wünschen oder einen Unterstand oder dergleichen, nie wird es einsehen, warum ein Gegenstand feldgrau angestrichen, ein Rappe schwarz lackiert, der Soldat einen bunten Rock tragen muß. Baby liebt glatte Arbeit, Anhängsel sind ihm hinderlich. Es klopft und pocht so lange, bis sich von dem Spielzeug ablöst, was geklebt und geleimt ist; es leckt und beleckt die bunten Herrlichkeiten, bis man keine Farbe mehr erkennt, mit dem Ergebnis eines hartnäckigen Magen- und Darmkatarrhs. Das sind Tatsachen und sollten Müttern Fingerzeige sein, nach denen sie ihren Geschenkkauf einrichteten. Für Dinge, die Babys Fassungsvermögen übersteigen, soweit Hirn und Hand in Betracht kommen, für derartiges Spielzeug in jetziger Zeit Geld auszugeben, sollte sich jede Mutter reiflich überlegen. Die Industrie fertigt unglaublich törichtes Spielzeug an für kleine Kinder. Wirklich brauchbar wäre — Mütter, verzeiht, ihr werdet es barbarisch, ungebildet, roh finden — ein Stückchen glattes, weißes Holz, etwa ein hölzerner Kochlöffel. Der wäre Baby eine Freude, eine Lust. Damit könnte es klopfen, pochen, Radau machen, geht es nicht mit dem Stiel, so

mit dem anderen Ende. Ein Kind, besonders ein kleines, will sich spielen hören, will seine Muskeln üben, seine Kraft erproben. Was wäre zu diesem Zweck geeigneter, wie ein Stück blankes, glattes Holz, an dem sich Baby nicht verletzen kann?

Aber die Nachbarin, die würde euch bereden, auslachen, meint ihr. Mag sein, vielleicht, vielleicht auch nicht. Sehr groß wird die Zahl der Mütter leider nicht sein, die über Kinderspielzeug vernünftig denken. Sonst wäre die Auswahl unter dem wertlosen Spielplunder nicht so erschreckend groß. Die Industrie kennt sich im Mütterfang gut aus, indem sie „für die Kinder" produziert und fabriziert. Das rührt das Mutterherz, und es wird drauflos gekauft, es ist ja „so billig" und dennoch viel zu teuer.

Die „schönen billigen" Dinge werden zumeist von Kindern hergestellt, die Arbeitskraft eines Erwachsenen kann für das Spottgeld der Entlohnung nicht in Anspruch genommen werden. Die kleinen Erwerbstätigen arbeiten wie Kulis in einem Alter, wo andere Kinder noch Kinder sein dürfen. Sie wissen wenig vom frohen Spiel sorgloser Jugend. In engen, niedrigen Stuben mit kleinen Fenstern, bei Kartoffeln und dünner Suppe, sitzen sie mit schmalem Brustkasten, hochgezogenen Schultern und gekrümmtem Rücken eng beieinander vor dem Leimtopf, in den sie hineintauchen, was niet- und nagelfest sitzen soll: Ohren, Beine und Schwänze der Pferdeleiber, Dächer auf Häuschen, Flinten in Soldatenhände, ganze Welten pappen sie zusammen. Wieder andere sitzen am Farbtopf, aus ihm erhalten die Spielsachen ihren Glanz, ihre Farbenfreude. Und dann wandern die Spielsachen hinaus in die Welt, in andere Kinderhände, die mit echtem Kindertrieb vernichten, was jene mit Fleiß und mit Drangabe ihrer Jugend aufbauten. Ich lernte vor Jahren die Kinderarbeit in einigen Orten des Erzgebirges kennen und nahm mir unter dem Eindruck der Elendsbilder vor, nie und nimmer den billigen wertlosen Plunder zu verschenken, an dem Kinderglück und Kinderblut hängt. In Kinderhände zu legen, woran Kinderelend haftet, dünkte mir wie die Errichtung eines Scheiterhaufens, zu dem gedankenlose Menschen Holz herbeitragen.

Ein Kind ist mit wenig glücklich zu machen, Kinderhand ist bald gefüllt. Und geweiht ist das Spielzeug, von Mutterhand hergestellt. Ein Glück, welches Tausenden von Proletariermüttern versagt sein muß. Wer am Tage schwer rackert und schafft, findet am Abend weder Stimmung noch Zeit zu Spielereien. Die Kosten sind das allerwenigste. Aber die Zeit fehlt. Und — die Anregung. Wer das Glück hat, Anregungen zu geben, der soll dem Geschick dafür dankbar sein. Daß sich Mütter finden, die auf Anregungen eingehen, beglückt unendlich.

Das ganze Jahr wird gesammelt: Paketknebel, Zwirnrollen, Stoffreste, die man sich in größeren Geschäften ersteht, Streichholzschachteln. Die Knebelchen werden in der Mitte zerschnitten, sie geben die Füße für die Puppenmöbel. Auf je vier wird ein Stück Pappe genagelt mit Blaukäpfchen, entweder viereckig für die Sessel oder länglich für die Chaiselongue, mit Holzwolle gepolstert und mit Stoff bezogen. Wenn solch ein Stück vollendet ist, leuchtet es im Auge der Schöpferin hell auf, und sei sie vorher noch so zag und müde ans Werk gegangen. Zwirnrollen bronziert man, setzt sie aufeinander zwischen zwei schmale Kistenbretter, die mit hypermangansaurem Kali (für 5 Pfennig) gebeizt und in die an den vier Ecken Löcher gebohrt werden. Das Ganze wird durch Schnüre verbunden, und das Bücherbrett ist fertig. Die Streichholzschachteln werden mit Stoff bezogen, zusammengenäht zu kleinen Kommoden, in denen die Puppenmutter allerhand Kleinkram aufbewahrt. Pappstücke werden mit buntem Stoff bezogen, gefalzt, an den Ecken mit Druckknöpfen versehen und ergeben allerliebste Behälter. Niemand kann glücklicher sein als die Mütter, die mit denkbar geringstem Aufwand an Zeit und Geld ihren Kindern eigenhändig Spielzeug anfertigen.

Kinderspielzeug solcher Art kann sehr wohl in gemeinsamen Arbeitsabenden der Frauen angefertigt werden. Während die Hände sich regen, kann das Ohr lauschen, kann die Zunge spazieren gehen. Ein Gedankenaustausch ist möglich, der sich über leeres Geschwätz zu fruchtbarer Aufklärung erheben kann. Die politischen Ereignisse der Woche unter die Lupe genommen und im Lichte der sozialistischen Weltanschauung erörtert. Ich weiß, daß manche Genossinnen es verwerfen, auf diese Art Politik zu treiben. Aber der Geschmack und die Entwicklungsstufen des einzelnen sind gar verschieden, und Dorf und Stadt sind zweierlei. Bei der Arbeit kann auch vorgelesen werden. Gute Unterhaltungsliteratur, ernste, programmatische Schriften, die zur Erörterung, zur Aussprache drängen. Kurz, viele Möglichkeiten tun sich auf, wenn solche Arbeitsabende gut geleitet werden. Bei der abendlichen Kinderspielzeugschöpfung sind viele Mütter munterer, geistig regsamer als bei ihrer Tagesarbeit. Das müssen wir für die Bewegung nützen. Arbeitsabende, richtig angeregt und geleitet, werden nicht langweilig, und es springt für Mütter und Kinder etwas dabei heraus. Unsere Bewegung kommt sicher nicht zu kurz über unserem Tun. Schwester Lydia Ruehland.

o o o

## Bevölkerungsstatistik.

**Ehescheidungen im Kriege.** Von einschneidender Bedeutung sind die Wirkungen des Krieges auf das Familienleben. Es ist bei dem Charakter der meisten Ehen nicht verwunderlich, daß die langdauernde Trennung des zum Heeresdienst einberufenen Mannes von der daheimgebliebenen Frau die mannigfachsten Folgen mit sich bringt. Die Möglichkeit der Vorkommnisse, die unsere Gesetze als Ehescheidungsgründe anerkennen, ist in erhöhtem Maße gegeben. Ob die Ehescheidungen dadurch tatsächlich vermehrt werden, läßt sich zwar noch nicht ziffermäßig feststellen, ist aber wahrscheinlich. An statistischen Erhebungen liegt bis jetzt nur eine solche über die Ehescheidungen in Preußen im Jahre 1914 vor. Sie verzeichnet 11065 gerichtliche Ehetrennungen gegen 11162 im Vorjahr, oder auf je 100000 bestehende Ehen 143 Scheidungen gegen 147. Das ist allerdings eine Abnahme, verglichen mit dem Jahre 1913, das sowohl absolut wie relativ die höchste erreichte Ziffer der gerichtlichen Ehescheidungen aufweist. In den letzten Jahrzehnten hat deren Zahl ständig zugenommen. Die Einführung des neuen Bürgerlichen Gesetzbuches, dessen Bestimmungen die Scheidung erschweren, brachte vorübergehend nur in den Jahren 1900 und 1901 einen Rückgang. Dann setzte sich bei einer freieren gerichtlichen Auslegung der Gesetze die Zunahme der Scheidungen weiter fort. Die im Jahre 1914 eingetretene geringe Abnahme ist zum guten Teil auf die Stockung im Gerichtsverfahren zurückzuführen, die infolge des Krieges eingetreten ist.

Ehescheidungsprozesse sind sehr häufig recht langwierige Sachen, sie fallen unter das „Notgesetz zum Schutze der durch den Krieg an der Wahrnehmung ihrer Rechte behinderten Personen". Der Scheidungsgrund verjährt in bestimmten Fällen während der Dauer des Krieges nicht, auch wenn die Scheidungsklage nicht eingebracht wird. In den anhängig gemachten Fällen ruht meist das Verfahren, weil Zeugen nicht zu erlangen oder aber andere Feststellungen nicht möglich sind. Deshalb ist damit zu rechnen, daß nach Beendigung des Krieges die Ehescheidungsprozesse zunehmen. Und das, wenngleich inzwischen viele Ehen, die in der Scheidung begriffen waren, durch den Tod oder die Todeserklärung des Mannes ihr Ende finden oder andere Gründe (Tod von Zeugen usw.) den Prozeß gegenstandslos machen. Allerdings kann gegen die letztgedachten Fälle durch geeignete gerichtliche Anträge Vorsorge getroffen werden. So ist es jederzeit möglich, und zwar auch schon vor Einleitung der Klage, die Vernehmung von Zeugen im Wege „schleuniger Beweissicherung" zu verlangen.

Der Einfluß des Krieges auf die Bevölkerungsverhältnisse hat schon zur Erörterung der Frage geführt, ob die gegenwärtigen gesetzlichen Bestimmungen über die Ehescheidung und namentlich ihre Anwendung abänderungsbedürftig sind. In einem Artikel im „Berliner Tageblatt" wird dies bejaht. Der Hauptzweck der Ehe sei die Erzeugung und Erziehung von Kindern. Eine Vermehrung der Ehescheidungen bringe daher eine Verminderung ehelicher Nachkommenschaft mit sich und sei nicht wünschenswert. Solchen Anschauungen muß entgegengetreten werden. Es ist jedenfalls nicht zu wünschen, daß von der in den Jahren des Friedens offen zutage getretenen Tendenz abgegangen wird, die Auflösung einer Ehe zu erleichtern.

Fast die Hälfte aller Ehen wurden wegen Ehebruch (§ 1565 BGB.) geschieden. Nicht viel seltener wurde auf Scheidung der Ehe erkannt wegen schwerer Verletzung der durch die Ehe begründeten Pflichten und wegen ehrlosen oder unsittlichen Verhaltens (§ 1568 BGB.). Neben diesen beiden Hauptscheidungsursachen treten die übrigen drei nach ihrer Häufigkeit stark in den Hintergrund. Nur noch der Tatbestand böswilliger Verlassung (§ 1567 BGB.) weist einigermaßen bemerkenswerte Ziffern auf. Geisteskrankheit kommt in etwa einem Fünfzigstel aller Fälle in Betracht. Die Nachstellung nach dem Leben spielt eine noch geringere Rolle. Eine weitere Einschränkung dieser wenigen Ehescheidungsgründe ist kaum möglich. Was das „Ermessen des Gerichts" anbetrifft, so ist ihm nur bei Anwendung des § 1568 BGB. größerer Spielraum gelassen. Hier kommt in Frage: grobe Verletzung wirtschaftlicher Pflichten, insbesondere Versagung des Unterhalts, Vernachlässigung der Kindererziehung, Zanksucht, schwere gerichtliche Bestrafungen usw. Aber auch dabei haben die Gerichte immer auf Bildungsgrad und soziale Stellung der Eheleute Rücksicht genommen. Mit einiger Feinfühligkeit wurde nur bei den Ehen der „besseren Stände" entschieden.

Nach wie vor bleibt es eine dringende Forderung der Moral, daß innerlich unhaltbare Ehen auch äußerlich gelöst werden können. Dem „Bevölkerungsproblem" gegenüber gilt es nicht, größere Engherzigkeit zu betätigen, sondern umgekehrt freiere Anschauungen durchzusetzen. Durch geeignete gesetzliche Maßnahmen ist das uneheliche Kind vom „Odium", vom Makel seiner Geburt zu befreien. Es ist in jeder Hinsicht dem ehelichen Nachkommen gleichzustellen. Außerdem muß durch größere wirtschaftliche Fürsorge und Vervollkommnung der Wohlfahrtseinrichtungen die Säuglingspflege gehoben und der Säuglingssterblichkeit gesteuert werden. Der Erziehung der Kinder aus geschiedenen Ehen ist erhöhte Aufmerksamkeit zuzuwenden. Nicht polizeiliche Maßnahmen können eine Besserung herbeiführen, sondern durchgreifende soziale Reformen. F. Kl.

## Feuilleton

### In unbekannte Ferne.

Von Leonid Andrejew.

I.

Vier Wochen schon befand er sich im Hause — und vier Wochen herrschte darin scheue Furcht und Unruhe. Alle bemühten sich, ebenso zu sprechen und zu handeln, wie sie immer gesprochen und gehandelt hatten, und bemerkten nicht, daß ihr Reden dumpfer klang, ihr Auge schuldbewußt und unruhig blickte, und wandten oft die Köpfe nach jener Seite des Hauses, wo sich sein Zimmer befand. Im entgegengesetzten Ende des Hauses traten sie unnatürlich fest mit dem ganzen Fuße auf und lachten ebenso unnatürlich laut; mußten sie aber an der weißen Tür vorüber, die den ganzen Tag von innen verschlossen blieb und so still war, als sei hinter ihr nichts Lebendes, mäßigten sie den Schritt, und ihr ganzer Körper neigte sich unwillkürlich zur Seite, als erwarteten sie einen Schlag. Und obwohl sie im Vorübergehen mit dem ganzen Fuß auftraten, war ihr Tritt doch leichter und lautloser, als wenn sie auf den Fußspitzen geschlichen wären. Und niemand nannte ihn beim Namen, er war ihnen immer nur „er", und da sie in jeder Minute alle nur an ihn dachten, erschien ihnen diese unbestimmte Bezeichnung viel klarer als der volle Namen und veranlaßte niemals eine weitere Frage. Aus irgendeinem Grunde erschien es allen unehrerbietig und zu familiär, ihn ebenso zu bezeichnen, wie man alle anderen bezeichnet; das Wörtchen „er" aber zeichnete genau und scharf jene allgemeine Furcht, die seine hohe düstere Gestalt einflößte. Nur die alte Großmama, die im oberen Stockwerk wohnte, nannte ihn „Nikolaus"; — doch auch sie empfand jene schreckliche Spannung und unbestimmte Erwartung irgendeines Unglücks, die das ganze Haus erfaßt hatte, und sie weinte oft. Einmal fragte sie das Stubenmädchen, warum das Fräulein schon so lange nicht mehr Klavier spiele. Das Mädchen schaute sie aber nur verwundert an, antwortete gar nicht und schüttelte im Weggehen den Kopf — mit deutlichem Hinweis darauf, sie könne sogar die bloße Stellung einer derartigen Frage unmöglich billigen.

Gekommen war er an einem grauen Novembervormittag, als alle zu Hause waren und um den Teetisch saßen — außer Peter, der längst ins Gymnasium gegangen war. Draußen war es kalt, und aus den niedrig schleichenden grauen Wolken sprühte Regen hernieder, so daß es, trotz der großen Fenster, in den Zimmern dunkel war und in einigen von ihnen sogar Licht brannte. Er klingelte scharf und gebieterisch. Sogar der Hausherr zuckte von diesem Klingelzug zusammen; er erhob sich in der Meinung, das müsse ein vornehmer Besuch sein, und ging langsam hinaus, ein freundliches Begrüßungslächeln auf den Lippen. Doch dieses Lächeln verschwand sofort, als er im Halbdunkel des Vorzimmers eine ärmlich und unsauber gekleidete Gestalt erblickte, vor der in größter Verwirrung das Stubenmädchen stand, ihr schüchtern den Weg vertretend. Wahrscheinlich war dieser Mann vom Bahnhof gekommen, denn er hatte einen Handkoffer mit; er war zu Fuß gekommen oder höchstens einen Teil des Weges mit der Elektrischen gefahren, denn sein kurzer, abgetragener Überzieher war naß und die Hosen unten ganz steif von Kot und Wasser. Seine Stimme war heiser und rauh, von Feuchtigkeit und Erkältung wohl, vielleicht aber auch von langem Schweigen während einer langen Reise.

„Nun — beliebt Ihnen nicht, zu antworten? Ich frage Sie, ob Herr Alexander Barssukof zu Hause ist?" wiederholte der Ankömmling seine Frage.

Doch zu antworten beliebte Herr Barssukof selbst. Ohne ins Vorzimmer hinauszutreten, warf er halb von der Seite einen geringschätzenden Blick auf diesen Menschen, den er für einen der unzähligen Bittsteller hielt, die ihn stets überliefen, und sagte streng: „Was suchen Sie hier?"

„Erkennst du mich nicht?" fragte der Eindringling etwas spöttisch, aber mit leichtem Beben in der Stimme. „Ich bin Nikolaus, und nach meinem Vater heiße ich Alexandrowitsch."

„Was für ein ... Nikolaus?" Herr Barssukof trat einen Schritt zurück.

Doch im Fragen noch wußte er schon, was für ein Nikolaus vor ihm stand. Die vornehme Wichtigkeit verschwand von seinem Gesicht, das sich mit greisenhafter Blässe — dem Tode so ähnlich — bedeckte, und die Hände hoben sich zur Brust, da ihm plötzlich der Atem auszugehen drohte. Mit der nächsten raschen Bewegung hatten dann diese Hände Nikolaus' Kopf umfaßt, der kalte graue Bart berührte das nasse, schwarze Spitzbärtchen, und die alten, des Küssens entwöhnten Lippen suchten die jungen, frischen Lippen des Sohnes und drückten sich gierig auf sie.

„Warte, Vater: laß mich den Überzieher abnehmen," sagte Nikolaus weich.

„Hast du verziehen?" fragte der Vater hastig, am ganzen Körper zitternd.

„Ach, Dummheiten!" sagte Nikolaus streng und rasch, den Vater leicht von sich stoßend, „was hätte ich zu verzeihen?..."

Als sie ins Speisezimmer traten, bereute Herr Barssukof bereits den warmen Impuls, dessen unwiderstehlicher Gewalt sein weiches Herz nachgegeben hatte. Doch die unwillkürliche Freude am unerwarteten Wiedersehen, obzwar durch manches von vornherein vergiftet, wallte noch in seiner Brust, und der Anblick des Sohnes, der ganze sieben Jahre wer weiß wohin verschollen war, ließ seinen Gang jugendlicher, seine Bewegungen stürmisch-leicht erscheinen, und er lachte munter auf, als Nikolaus vor seiner Schwester stehen blieb und, sich die erfrorenen Hände reibend, fragte: „Und dieses Fräulein ist wohl mein Schwesterchen — wie?"

Nina, ein siebzehnjähriges Mädchen, bleich und mager, stand an ihrem Platz am Tisch und bewegte verlegen ihre Finger auf der Platte, die großen erschreckten Augen auf den Bruder geheftet. Sie wußte sofort, daß das ihr Bruder Nikolaus sei, an den sie sich besser erinnerte als ihr Vater, und war in Verlegenheit, was sie jetzt tun und sagen sollte. Und als Nikolaus ihr statt eines Kusses nur die Hand drückte, antwortete sie mit einem herzhaften Händedruck und hätte beinahe — geknickst!

„Und das hier ist unser Herr Student — Peters Repetitor," stellte der Vater vor.

„Peter?" verwunderte sich Nikolaus, „das lernt auch schon? — Nein, so was!"

Dann wurde er einer hageren Dame vorgestellt, die den Tee eingoß und von allen nur Anna Iwanowna genannt wurde, und nun betrachteten ihn alle neugierig gespannt, während er sich seinerseits im Zimmer umsah — ob sich wohl vieles verändert habe in diesen sieben Jahren?...

Es war etwas Sonderbares an ihm, das nicht zu erklären war. Durch seinen hohen, schlanken Wuchs, die stolze Haltung des Kopfes, die scharfen durchdringenden Augen unter starken hervortretenden Augenbrauen erinnerte er an einen Adler. Ein wilder Freiheitssinn wehte von seiner zerzausten Mähne; die nervöse, zitternde Grazie eines die Klauen zeigenden Raubtiers war allen seinen sicheren, leichten, lautlosen Bewegungen eigen, und seine Hände fanden stets ohne das geringste Zaudern oder Schwanken, was sie suchten. Als sehe er das Unbehagliche seiner Lage gar nicht ein, schaute er einem jeden tief und ruhig ins Auge. Doch auch dann, wenn seine Augen zärtlich blickten, blitzte darin etwas Zurückgehaltenes, Gefahrdrohendes — wie man es stets in den Augen eines schmeichelnden Raubtiers sieht. Seine Sprache war gebieterisch einfach: er überlegte offenbar seine Worte nicht weiter — als seien sie nicht die gewöhnlichen, Irrtum und unfreiwilliger Lüge unterworfenen Menschenlaute, sondern unvermittelt die Gedanken selbst. Das Gefühl der Reue konnte in der Seele eines solchen Menschen nicht Platz haben.

Doch, wenn er auch ein Adler war, seine Federn waren augenscheinlich gar arg zerzaust worden in dem Streite, aus dem er — wohl kaum als Sieger — zu kommen schien. Davon zeugten seine Kleider, die, schmutzig, schlecht sitzend, die Spuren abenteuerlicher Nachtquartiere trugen. Und diese Kleider hatten außerdem etwas unfaßbar Räubermäßiges an sich — etwas, was jedem wohlgekleideten Menschen ein unbestimmtes Gefühl der Besorgnis einflößen mußte.... Dann wieder kamen Augenblicke, wo durch diesen ganzen starken Körper ein augenblickliches Beben sonderbarer Angst

zuckte: der ganze Körper erschien dann kleiner, und die Haare auf dem Nacken sträubten sich wie bei einem wütenden Tier, während die Augen blitzschnell und wild entschlossen über die Anwesenden fuhren. Er aß und trank gierig wie ein Mensch, der lange gehungert hat, oder einer, der sich niemals satt essen kann und sich der Gelegenheit freut, endlich ruhig einmal alles aufessen zu können, was ihm vorgesetzt wird. Mit dem Essen fertig, sagte er: „Das war gut," und strich sich etwas ironisch über den Magen. Die angebotene väterliche Zigarre schlug er aus, nahm vom Studenten eine Zigarette an — er selbst hatte nicht einmal Zigaretten — und sagte dann kurz: „Erzählet!"

Und es war Nina, die erzählte. Sie erzählte, sie habe eben das Töchterinstitut beendigt, und wie es sich dort gelebt hätte. Anfangs hatte sie mit Schüchternheit zu kämpfen, dann aber ging das Erzählen ganz ausgezeichnet; was sie berichtete, hatte sie nämlich schon etliche Male erzählt und erinnerte sich deshalb noch genau aller witzigen und besonders gescheiten Worte und Wendungen, die sie beim ersten Erzählen — damals frisch nach Hause gekommen — zusammengetragen hatte, und war sehr mit sich zufrieden. Es war nicht recht klar, ob Nikolaus zuhörte oder nicht: er lächelte wohl, aber nicht immer bei den witzigen Stellen, und blickte mit seinen hervorstehenden Augen die ganze Zeit im Zimmer umher. Manchmal unterbrach er auch die Rednerin mit unangebrachten Fragen, die noch dazu nicht an sie gerichtet waren: „Was hast du für dies Bild bezahlt?" fragte er zum Beispiel plötzlich den schweigenden und auch etwas ironisch dreinschauenden Vater.

„Ich erinnere mich wirklich nicht."

„Zweitausend," sagte mit offenbarem Respekt vor dem vielen Gelde Anna Iwanowna, die bisher geschwiegen hatte, und warf von der Seite einen scheuen Blick auf den Hausherrn.

Und beide lächelten sie — der Vater und der Sohn — und durch ihr Lächeln glitt etwas Feindseliges. Der Vater war jetzt nicht mehr erregt und hatte wieder seine strenge und vornehme Art angenommen.

„Und die Geschäfte?" fragte Nikolaus seinen Vater ebenso kurz und vornehm.

„Es geht."

„Ein neues Haus ist angekauft. In der italienischen Straße. Dreistöckig. Auch eine neue Fabrik ist gekauft," berichtete beinahe flüsternd Anna Iwanowna. Sie hatte schrecklichen Respekt vor Herrn Barssukof, konnte sich aber nicht enthalten, von dessen Reichtümern zu sprechen, da sie beständig damit beschäftigt war, ihr kleines Kapital — sie hatte 556 Rubel in der Sparkasse liegen — mit diesen Reichtümern zu vergleichen — Häusern, Fabriken, Aktien!...

„Nun, Nina — erzähl' doch weiter," meinte dann Nikolaus.

Doch Nina fühlte sich schon längst gekränkt, und ihr war sehr wehmütig ums Herz geworden: sie fühlte wieder die Stiche in der Seite und saß jetzt melancholisch da — mager, blaß, beinahe durchsichtig, und dennoch sonderbar hübsch und rührend, wie eine Blume, die eben zu welken beginnt; und es umwehte sie der Duft besonders leichter Parfüms, der an gilbendes Herbstlaub und schönes Hinsterben gemahnt. Der schüchterne, pockennarbige Student beobachtete sie unablässig und schien genau in demselben Maße zu erbleichen, als die Farbe aus Ninas Wangen wich. Er war Mediziner und liebte Nina mit der ganzen Glut der ersten Liebe.

Nun erschien Fenogen — der alte Diener. Sein Gesicht zeigte sich in der geöffneten Tür wie ein aufgehender Mond: so rund, rot und haarlos. Er war in der Badstube gewesen, hatte nach dem Bade ein bißchen getrunken und erfuhr, nach Hause gekommen, die Ankunft des „kleinen Herrn", mit dem er seinerzeit Pferdchen gespielt hatte. Leise weinend — ob Schnaps, ob Liebe?! — zwängte er sich in seinen Frack hinein, parfümierte sich die Glatze — so machte es nämlich sein Herr — und schritt würdig wie immer zum Speisezimmer. Vor dessen Tür blieb er sammlungshalber einen Augenblick stehen, blies die Backen besonders feierlich auf — als wäre der Herr Gouverneur zu Besuch da — und trat sodann vor Nikolaus.

„Fenogenka!" schrie Nikolaus lustig auf, und in seiner Stimme klang etwas Kindliches durch.

„Herrchen!" quietschte Fenogen und stürzte, die Stühle umwerfend, zu Nikolaus hin. Er wollte zuerst Nikolaus auf die Schulter küssen, da ihm dieser aber mit kräftigem Händedruck zuvorkam, warf er den Oberkörper wie auf Kommando stolz zurück und antwortete mit einem Druck der Hand, der sich gewaschen hatte! Es wurde ihm — mit Verlaub! — plötzlich klar, er sei ja gar nicht der Diener, sondern der langjährige Freund des „kleinen Herrn", und es war eine freudige Genugtuung, sich sozusagen öffentlich in dieser Eigenschaft bestätigt zu sehen. Einen Kuß aber hätten sie nach alter Sitte dennoch wechseln können!...

„Und dazu noch besoffen!" sagte Nikolaus mit belustigter Bewunderung für die außerordentliche Beharrlichkeit, die Fenogen in seinen kleinen Gewohnheiten entwickelte.

„Wirklich?" erkundigte sich der Hausherr streng. Mit etwas verdrehtem, aber verneinendem Kopfschütteln zog sich Fenogen zurück, wohlerzogen rückwärts schreitend, und zielte schielend nach der Tür. Er traf aber vorbei und mußte sich an der Wand zurechttasten, was er auch unter unbestrittener Beibehaltung seiner Frontalstellung ziemlich erfolgreich vollführte. Naturgemäß nahm diese Operation einige Zeit in Anspruch. Im Vorzimmer blieb Fenogen einen Augenblick stehen, blickte gerührt auf die Hand, die Nikolaus gedrückt hatte, und manövrierte, sie zärtlich vor sich her tragend wie einen sehr wertvollen Gegenstand, in der Richtung auf die Gesindestube zu. Seine ganze Person achtete er, überhaupt genommen, sehr hoch; in diesem Augenblick aber war seine rechte Hand entschieden der am höchsten geachtete Teil davon.

An diesem Tage fuhr Herr Barssukof nicht in sein Bureau, und nach dem Diner, bei dem er dem Weine ziemlich stark zugesprochen hatte, geriet er in weiche und sonnige Stimmung. Nikolaus um die Hüften fassend, führte er ihn in sein Arbeitszimmer, rauchte eine Zigarre an und sagte, sich zu langem Zuhören vorbereitend, „Nun, jetzt erzähle. Wo bist du gewesen und was hast du getrieben?"

Nikolaus antwortete nicht gleich. Seinen Körper durchschauerte wieder jenes sonderbare Angstbeben, die Augen warfen einen unwillkürlichen, raschen Blick zur Tür, und nur die Stimme blieb ruhig und ernst.

„Nein, Vater. Das Gespräch über meine Abenteuer bitte ich dich ein für allemal fallen zu lassen."

„Ich sah bei dir ein Portemonnaie ausländischer Arbeit — bist du im Ausland gewesen?"

„Ja," antwortete Nikolaus kurz. „Aber ich bitte dich, Vater, genug davon."

Herr Barssukof zog die Brauen zusammen und erhob sich vom Diwan; er kreuzte die Hände unter dem Gehrock auf dem Rücken, begann auf und ab zu gehen und fragte, ohne den Sohn anzublicken: „Bei dir ist also alles beim alten?"

„Wie du siehst. Und bei dir, Vater?"

„Wie du siehst. Geh'. Ich habe zu arbeiten."

Als Nikolaus das Zimmer verlassen hatte, schloß Herr Barssukof die Tür hinter ihm zu, ging zum Kamin und schlug schweigend, aber aus vollster Kraft auf die glänzenden weißen Kacheln seines Simses. Dann rieb er sich mit dem Taschentuch die Hand ab, auf der sich ein dünner weißer Kalkstreifen abgedruckt hatte, und setzte sich an seinen Schreibtisch. Und sein Gesicht bedeckte wieder jene fürchterliche Blässe, die so sehr an den Tod erinnert....

Niemand war Zeuge des Wiedersehens zwischen Nikolaus und der alten Großmutter. Düster blickend und etwas gerührt kam er von ihr herunter. Und alle fühlten sich in gewisser Beziehung erleichtert, als sich die weiße Tür seines Zimmers hinter ihm geschlossen hatte. Von diesem Augenblick an hatte er aufgehört, ein Gast zu sein, und von da an entstand jene sonderbare Unruhe und Angst, die, sich schnell verbreitend, bald das ganze Haus erfüllte. Als wäre ein rätselhaft gefährlicher Mensch ins Haus gedrungen, um auf immer einen Platz darin einzunehmen; ein Mensch, der diesem Hause fremder war als der erste beste von der Straße, und fürchterlicher als ein Räuber, der sich darin verbergen will. Nur Fenogen allein fühlte dies nicht, denn vor lauter Freude hatte er noch ein bißchen getrunken und schlief nun auf des Koches Bett, im Schlafe das Aussehen vollster Hochachtung für seine werte Person bewahrend und die rechte Hand etwas abseits hingestreckt.

Und im Salon erzählte Nina leise dem Studenten, was sich vor sieben Jahren zugetragen hatte. Damals wurde Nikolaus mit anderen Studenten für ein politisches Vergehen aus dem technologischen Institut relegiert, und nur des Vaters Verbindungen retteten ihn vor schrecklicher Strafe. Bei einer stürmischen Auseinandersetzung mit dem Sohne hatte der jähzornige Herr Barssukof Nikolaus geschlagen, und am selben Abend war dieser aus dem Hause verschwunden und erst heute zurückgekehrt. Und beide, die Erzählerin und der Zuhörer, schüttelten die Köpfe und senkten die Stimme; und um Nina zu ermutigen und zu trösten, nahm der Student ihre Hand in die seinige und streichelte sie....

(Schluß folgt.)

Verantwortlich für die Redaktion: Frau Klara Zetkin (Zundel), Wilhelmshöhe, Post Degerloch bei Stuttgart.
Druck und Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G.m.b.H. in Stuttgart.

# Für unsere Mütter und Hausfrauen

Nr. 7 ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ Beilage zur Gleichheit ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ 1917

**Inhaltsverzeichnis:** An die Zukunft. Gedicht von Emile Verhaeren. — Seelenkult und Opferwesen. III. Von B. S. — Für die Hausfrau. — Feuilleton: In unbekannte Ferne. Von Leonid Andrejew. (Schluß.)

## An die Zukunft.

O Menschheit, goldnen Sternen brüderlich gepaart,
Hast du es nicht gefühlt, von welchem neuen Werke
Seit hundert Jahren plötzlich deine Stärke
Bis in ihr tiefstes Sein hinab erschüttert ward?

Vom Grund des Meeres, über die Welt zum weiten
Gefild des Himmels, in der Sterne goldnen Wald,
Von Nacht zu Nacht empor durch die Unendlichkeiten
Greift immer klarer deines Blickes wandernde Gewalt,

Indes tief unten im verschloßnen Schoß der Erde
Vergilbte Zeiten, die verschüttet galten,
Nun Schicht um Schicht erforscht und verlebendigt werden
Und staubbedeckt die Gräber des Vergessens spalten.

Die edle Wut, alles zu wägen und zu wissen,
Durchwühlt den dichten und verschlungnen Wald der Dinge.
Trotz der Gefahr und dem Gestrüpp der Hindernisse
Weiß sich der Mensch sein Maß von Pflicht und Recht zu zwingen.

Im Samenkorn, im Staub, im flüchtigen Atome
Weiß er die Spur des vielgestaltigen Lebens zu erhaschen,
Alles wird eingefangen in unendlichen feinen Maschen,
Was ringsum wogt in der Materie uferlosem Strome.

Künstler, Gelehrter, Abenteurer, Held — ein jeder wühlt
Der Rätsel Mauer durch von seiner Seite,
Bis schließlich, dank der Einzelkraft und den Gemeinsamkeiten,
Der neue Mensch sich ganz als Weltall fühlt.

Und ihr,
Ihr Städte seid es vor allem,
Die hoch und ragend
Über der Felder finstres Revier
Eine Brücke von Ferne zu Ferne schlagend,
Mächtig sich recken,
Die genug Menschheit zusammenpressen und ballen,
Genug an Klarheit und roter Kraft,
Daß euer Fieber die Stirnen anschwellt
Und die fruchtbare Glut in jenen erschafft,
Die dann die Welt
Und ihre urewigen Gesetze entdecken
Und ihren Plan mit heißen und heiligen Händen
Vollenden.

Der Geist des Lands war noch der Gottesglaube,
Der bang der Forschung und dem freien Trieb gewehrt.
Er stürzte hin. Und über ihn im Staube
Rollen die Feuerwagen mit der neuen Saat beschwert.

Das Land stirbt hin! Von allen Seiten schwingen
Die Winde Unheil her und bringen ihm Gebrest,
Indes die Stadt von fern noch seinem Todesringen
Den letzten Funken Lebensglut entpreßt.

Rot sprühn Fabriken, wo einst Felder blinkten,
Und schwarz umqualmt ihr Rauch der Kirche Dach,
Der Menschen Geist wird reif und blickt dem Sonnensinken
Nicht mehr wie eines Gottes goldner Hostie nach.

Die Felder, werden sie nochmals, zu später Stunde
Von ihrem Irrtum, ihrer Angst entsühnt, erstehn
Als Gärten neuer Klarheit, werden sie gefunden,
Den dann schon müden Menschen in die Herzen säen?

O werden sie, mit Regen, Wind, den sanften Tieren,
Der reinen alten Sonne einmal noch die Welt
In jene Stunde frischen, jauchzenden Erwachens führen,
Die uns der Städte eiserne Umklammrung vorenthält?

Werden sie letzte Paradiese sein, die freien Räume
Erlöst von Gott und seinem väterlichen Walten,
Wo klare Menschen, selig durch die Träume
Der hellen Nächte, wunschlos ihr Geschick gestalten?

Doch bishin muß das volle Leben sich begnügen,
Daß es in sich genug an fruchtbar-froher Lust enthält.
Und Recht und Pflicht? Sie sind nur hoffnungsvolle Lügen,
Die jede Jugend neu sich träumt für ihre Welt. Emile Verhaeren.

○ ○ ○

## Seelenkult und Opferwesen.

### III.

Der Geist des Toten bedurfte aber nicht nur der Speise. Sobald sich höhere Wirtschaftsformen und mit ihnen der Begriff des Privateigentums bei den Lebenden bildete, wurden die neuen Bedürfnisse und Ansprüche naturgemäß auch auf den Toten übertragen. Was er an Werkzeugen, an Beute und Waffen, an Weibern und Sklaven, an Hunden und Pferden besessen hatte, sollte er auch in den ewigen Jagdgründen nicht entbehren. Sie mußten ihm also mit ins Grab gegeben werden, sie bildeten das Geleitopfer. Ursprünglich forderte der Tote natürlich seine ganze Habe. Waffen und Geräte wurden vielfach erst zerbrochen, vielleicht damit diebische Leute sie nicht ausgraben, des Toten Ruhe stören und ihn um sein Eigentum prellen würden. Für die heutigen Forschungen ist diese Sitte von allergrößtem Wert, eine Sitte, die sich auch in Europa bis ins Christentum hinein erhalten hat. An der Hand der oft sehr reichen Gräberfunde können wir uns ein anschauliches Bild von der Kultur und dem Leben der Menschen in Zeiten machen, von denen wir sonst keinerlei Kunde besäßen. Andererseits vermögen wir uns leicht vorzustellen, wie hemmend eine solche Sitte auf den Kulturfortschritt wirken mußte. Jedes Geschlecht mußte, wenn es nicht seine Nachbarn beraubte, wieder von vorn anfangen, Werkzeuge, Waffen usw. herzustellen. Mit den ganz unvollkommenen Hilfsmitteln aber, die der Mensch damals besaß, war zum Beispiel das Zuhauen und Schleifen eines Steinbeils, gar erst das Durchlöchern eine ungemein mühsame und langwierige Arbeit.

Auch in dieser Beziehung milderte die steigende Kultur die strenge Unverbrüchlichkeit der Opferforderung. Der umherschweifende Wilde überläßt dem Geist sogar die Hütte, in der der Tode gehaust hat. Aber der Viehzüchter und Ackerbauer kann unmöglich auf das Vieh, die Felder und die Vorräte verzichten, auch nicht mehr auf das fester gebaute Haus. Es kommt wie beim Speiseopfer zu Abschlagszahlungen und symbolischen Opfern. So finden wir in altgermanischen Gräbern die sogenannten Hausurnen, kleine modellartige Nachbildungen des kreisrunden urgermanischen Wohnhauses. Erst jetzt konnte sich auch ein „Erbrecht“ der Überlebenden entwickeln. Nicht ohne eine gewisse Furcht behielt der Nachkomme die wertvolleren Stücke des Nachlasses. Der Geist, der sein „Eigen“ zurückverlangt, spukt ja auch in unserer Märchenwelt. Auch spielen Erbschlüssel, Erbschüsseln usw. im heutigen Aberglauben noch eine große Rolle.

Je mächtiger ein Mensch im Leben war, desto reichlicher und kostbarer mußte natürlich auch das Geleitopfer sein, das ihm auf den Scheiterhaufen oder ins Grab gelegt wurde. Auch hier war das Menschenopfer gang und gäbe und reicht noch da und dort in unsere Zeit. Mächtigen Herrschern in Asien und Afrika folgten einst Hunderte ins Grab, bei den alten Germanen finden wir die gleiche Sitte. Die Witwenverbrennung ist in Indien heute noch nicht ganz ausgerottet. In Japan sind in früheren Jahrhunderten den Fürsten teils freiwillig, teils unfreiwillig Tausende gefolgt. Beim Tode des letzten Kaisers nahm sich ein berühmter General, Nogi, das Leben. Auch bei den Griechen des Heldenzeitalters herrschte die barbarische Sitte der Grabfolge. In der Ilias, dem großen Nationalheldengedicht der Griechen, opfert der gewaltige

Held Achill dem im Kampfe gefallenen Freunde Patrollos nicht nur sein Haupthaar, viele gemästete Schafe und „schwer hinwandelndes Hornvieh", vier Rosse, neun Hunde, dazu Krüge voll Honig und Öl — er schlachtet auch eigenhändig zwölf von ihm gefangengenommene Troer und wirft sie aufs Brandgerüst.

Vielerlei Totenbräuche erinnern noch an das alte Blutopfer, das man den abgeschiedenen Geistern am Grabe schlachtete. Man brachte diesen auch von dem eigenen Blute dar, ein symbolisches Zeichen oder eine Art Abschlagszahlung für die unterlassene Schlachtung. Von diesem Grabopfer kam der blutige Brauch des sich Ritzens und Schneidens als unentbehrliches Beiwerk in den regelmäßigen Kult mancher Volksgötter. So bei dem syrischen Baal, der auch bei den Israeliten große Verehrung genoß, und gegen dessen blutigen Dienst sich die Propheten so heftig wandten. Freilich „schlachtete" auch der Prophet Elias die von ihm überwundenen „Baalspfaffen" seinem Gotte. Daß bei den Israeliten auch die Blutopfer am Grabe des verstorbenen Verwandten oder Freundes gang und gäbe waren, bewiesen die häufigen Verbote, denen in der Bibel das sich Beibringen von Wunden, das Haar- und Bartabscheren für die Toten verboten wird. Bei manchen wilden und halbwilden Völkerschaften verletzt der Häuptling oder Priester jeden Teilnehmer am Leichenbegängnis an der Stirn, und der Tote wird mit dem fließenden Blute bestrichen. Im Laufe der Zeit ist bei den zivilisierten Völkern, die den einstigen Opfercharakter der Handlung vergessen haben, das Blutigritzen zum unblutigen Schlagen von Stirn und Brust abgemildert worden, wie es schon bei den alten Ägyptern der Fall war.

Noch in der klassischen römischen Zeit war das Haaropfer am Grabe des teuren Toten eine heilige Zeremonie und allgemein üblich. Um zu zeigen, daß er kein „Götzendiener" sei, durfte der Jude in der nachexilischen Zeit, das heißt die Zeit nach der sogenannten babylonischen Gefangenschaft im sechsten Jahrhundert vor Christus, sich in der Trauer nicht einmal rasieren. Damals legte das israelitische Priestertum den allergrößten Wert auf die Absonderung des Volkes von den umgebenden „Götzendienern", und in diesem Sinne werden auch die nationalen Sagen, Heldenlieder und Chroniken durchkorrigiert und umredigiert.

Auch bei den vielgestaltigen Mannbarkeitszeremonien der Naturvölker findet sich vielfach das Haaropfer. Als im alten Griechenland die Geldwirtschaft emporkam, gaben die Wohlhabenden dem Tempel zugleich mit den Haaren auch deren Gewicht in Gold. Die Priesterschaften, die eine besondere „Heiligkeit" beanspruchen und sich von der Masse der Laien auszeichnen müssen, haben vielfach das Haaropfer als stehendes Zeichen ihrer Kaste beziehungsweise ihres Amtes. Manche Arten von Priestern rasieren sich den ganzen Kopf, einige nur die Sonnen- oder Mondscheibe auf den Scheitel, wie dies die ägyptischen Isispriester taten. Die katholische Kirche hat mit vielen anderen „heidnischen" Bräuchen auch diese „Tonsur" mit übernommen.

Totenwachen und Leichenmahle sind heute in bäuerlichen Gegenden sehr beliebte Zeremonien „zu Ehren" des Toten. Von Geistlichkeit und Staatsgewalt stark verfolgt, sterben sie immer mehr aus. Das Eigentümliche an diesen Leichenschmäusen war, daß sie einen möglichst heiteren, ja oft ausgelassenen Charakter trugen. Nicht um die Hinterbliebenen aufzuheitern, wie man sich's später zurechtlegte, sondern um dem Verstorbenen selbst, das heißt seiner Seele Unterhaltung zu schaffen. Es wurde dabei gegessen, getrunken, getanzt, gesungen, gelacht. Man tanzte vor dem Toten, in abgelegenen Gegenden aber noch mit dem Toten. Wer am meisten aß und trank, wer beim Tanz am höchsten sprang, der hatte den Toten am meisten geehrt. In manchen Gegenden gab es zu diesem Rundtanz ganz bestimmte, feststehende Gesänge, die das Lob des Toten aussprachen, und die im Anfang getragen und feierlich, dann aber immer rascher, schließlich zu einem fast ungestüm wirbelnden Tanze gesungen wurden. Die letzten Überbleibsel solcher Totenmahle zu Hause oder am Grabe, bei denen niemand mehr an den einstigen Kult denkt, sind zum Beispiel das Glas Wein, das hier und da den Teilnehmern der Bestattung vor dem Gang auf den Friedhof „zur Stärkung" gereicht wird, sind die Blumen und Kränze, die man dem Toten teils ins Grab auf den Sarg, teils auf das Grab legt. Die Furcht und religiöse Verehrung der Seele ist zur „Pietät", zu einer unbestimmten Scheu zusammengeschrumpft. Man geht leise, wo ein Toter liegt, man entblößt das Haupt noch da und dort, wenn einem ein Sarg begegnet, man soll von Toten „nur Gutes" reden, man empfindet „Leichenschändung" als ein Roheitsverbrechen erster Ordnung. Das alles sind in unserem Gefühlsleben fest verankerte Empfindungen und Handlungen, deren Ursprung wir letzten Endes im jahrtausendealten Seelenkult unserer Vorfahren zu suchen haben. (Schluß folgt.)

o o o

## Für die Hausfrau.

**Miesmuscheln als Volksnahrungsmittel.** An allen europäischen Küsten legt das Meer bei jeder Ebbe riesige Muschelbänke bloß. Die eßbaren Miesmuscheln siedeln sich aber auch gern in großen Mengen dicht gedrängt an Steinen, Bojen, am Boden der Schiffe und an Pfählen an, die man zu bequemem Fang ins Wasser stellt; daher nennt man die Miesmuschel auch Pfahlmuschel. Die Miesmuschel hat eine länglich eiförmige, nahezu keilförmige Schale, die bläulich, inwendig perlmutterartig schimmert. Mit Eintritt der kühleren Jahreszeit werden die Miesmuscheln oft in großen Mengen auch in den Städten des Binnenlandes zum Verkauf gebracht. Zurzeit kostet das Pfund etwa 15 Pf. Wenn man 5 Pfund kauft, so kann man davon etwa drei bis vier Teller Suppe und eine für drei bis vier Personen ausreichende Schüssel voll Muschelgelee oder einer anderen Muschelspeise gewinnen. Wenn möglich, kaufe man die größeren Muschelsorten, von denen 20 bis 25 Stück auf ein Pfund gehen. Die Zubereitung ist dann nicht so mühselig wie bei den kleinen Arten. Man bereite die Muscheln möglichst bald nach dem Einkauf zu. Vor allem bedürfen sie einer gründlichen Reinigung. In einer großen Schale mit oft erneuertem kalten Wasser reinigt man sie einzeln mit einer Bürste. Dabei liest man alle geöffneten Muscheln aus, denn diese enthalten abgestorbene Tiere und können Vergiftungen hervorrufen. Wenn das Wasser klar bleibt, legt man die Muscheln noch für eine bis zwei Stunden in kaltes Wasser. Nun stellt man sich einen Sud her aus zwei Liter Wasser, zwei zerschnittenen Zwiebeln, einigen Petersilienzweigen, ein wenig Thymian, einem Stückchen Lorbeerblatt und etwa 20 Gramm (ein gehäufter Eßlöffel) Salz. Wenn dies in einem breiten Topf zehn Minuten gekocht hat, gibt man die Hälfte oder ein Drittel der Muscheln hinein, läßt sie kochen, bis sie sich geöffnet haben, und stellt sie dann noch fünf Minuten zur Seite des Feuers. Man legt sie hierauf mit einem Schaumlöffel in eine erwärmte Schüssel, die zugedeckt werden muß, während man in demselben Sud die übrigen Muscheln gar macht. Dann bringt man die Muscheln in der Brühe zu Tisch, wo jeder sich seinen Teil selbst aus der Schale löst, den Bart entfernt und sie mit der Brühe und Brot verspeist. Die vorstehende Art der Zubereitung ist die einfachste. Muscheln, die beim Kochen geschlossen bleiben, sind abgestorben und müssen weggeworfen werden.

Eine andere Miesmuschelsuppe. Die Muschelbrühe wird mit hellem Schwitzmehl oder mit Grieß (100 Gramm für vier Personen) sämig gekocht, mit einer Messerspitze Paprika und gekochter Petersilie gewürzt. Sie kann über Würfeln von altgebackenem Weißbrot angerichtet werden, die man auf einer warmen, trockenen eisernen Pfanne hellbraun und knusperig röstete. Ebenso kann man 2 Liter Muschelbrühe mit Graupen verkochen. Wenn die Graupen zu grob sind, so mahle man sie auf der grobgestellten Kaffeemühle; sie kochen dann schneller weich. Beim Anrichten werden nach Belieben einige warmgehaltene, ausgelöste und vom Bart befreite Muscheln in die Suppe gegeben.

Muscheln in Gelee. Ein halbes Liter von der Muschelbrühe wird noch heiß, aber nicht mehr kochend mit 6 Blättern geweichter weißer Gelatine gehörig verrührt und mit gutem Essig abgeschmeckt. Dies gießt man über die ausgelösten und vom Bart befreiten Muscheln und läßt es an einem kühlen Ort erstarren. Muscheln in Gelee munden vorzüglich zu Brot oder Bratkartoffeln.

Der Wohlgeschmack aller Muschelgerichte ist außerordentlich. Dazu kommt ihr nicht unbeträchtlicher Nährwert. Die Muscheln enthalten doppelt soviel Eiweiß wie die teuren Austern, nämlich mehr als 9 Prozent, und ebensoviel Kohlehydrate und Fett. M. Kt.

## Feuilleton

### In unbekannte Ferne.

Von Leonid Andrejew. (Schluß.)

II.

Nikolaus war niemandem im Wege. Er selbst sprach wenig, und den anderen hörte er, wenn auch nicht gerade ungern, so doch mit einer gewissen hochfahrenden Gleichgültigkeit zu, als wisse er schon im voraus, was sie sagen würden. Mitten in der Erzählung eines anderen konnte er plötzlich weggehen, und stets hatte sein Gesicht dabei den Ausdruck, als lausche er etwas Wichtigerem, Entferntem, ihm allein Vernehmbarem. Er spottete über niemand, machte keinem Vorwürfe, wenn er aber aus der Bibliothek kam, wo er

den größten Teil des Tages verbrachte, und zerstreut im Hause umherirrte, in die Gesindestube ging, zur Schwester, zum Studenten, verbreitete er Kälte auf allen seinen Wegen. In allen, die in seine Nähe kamen, erweckte er die Empfindung, sie hätten etwas sehr Schlimmes, sogar Verbrecherisches begangen, wofür sie Gericht und Strafe zu erwarten hätten. Jetzt war er sehr gut gekleidet, aber auch in der eleganten Kleidung harmonierte er nicht mit der üppigen Pracht des Hauses, sondern blieb abgesondert davon, ein fremdes, ja feindseliges Element. Und hätten alle diese wertvollen Sachen und Sächelchen, die überall in den Gemächern herumstanden, fühlen und sprechen können, sie hätten gewiß geklagt, sie stürben vor Angst, wenn er sich ihnen näherte oder eine von ihnen in die Hand nahm, um sie mit seiner sonderbaren Neugierde zu betrachten. Er ließ diese Gegenstände niemals fallen und stellte sie immer ordentlich an ihren Platz zurück, genau so, wie sie gestanden hatten, aber seine Berührung schien ihnen trotzdem ihren ganzen Wert zu nehmen, und der Gegenstand schien nach solcher Berührung leer und zwecklos dazustehen: seine Seele, eine Schöpfung des künstlerischen Gedankens, schmolz gleichsam in Nikolaus' Hand, und es blieb nur ein unnützes Stück Bronze oder Ton zurück.

Einmal kam Nikolaus zu Nina, als sie gerade Zeichenstunde gehabt hatte; sie kopierte sehr gut und ähnlich die Gestalt eines Bettlers aus irgendeinem Bilde.

„Male nur weiter, Nina, ich werde dich nicht stören," sagte er und setzte sich neben sie auf einen niedrigen Diwan. Nina lächelte schüchtern und fuhr eine Weile mit dem Malen fort, falsche Farben auf die Pinsel nehmend. Dann legte sie die Palette beiseite und sagte: „Ich bin müde. Gefällt dir's?"

„Ja, es ist gut. Du spielst auch gut Klavier."

Sein kaltes Lob verdarb der empfänglichen Nina die Stimmung. Den Kopf kritisch zur Seite geneigt, betrachtete sie ihr Kunstwerk, seufzte und sagte: „Der arme Bettler. Er tut mir leid. Dir auch?"

„Ja, mir auch."

„Ich bin Vorstandsmitglied in zwei Wohltätigkeitsvereinen. Schrecklich viel Arbeit!" sagte sie eifrig.

„Was macht ihr denn da?" fragte Nikolaus gleichgültig.

Nina begann eifrig mit allen Einzelheiten zu erzählen; dann wurde sie plötzlich kürzer in ihren Ausführungen und blieb schließlich ganz stecken. Nikolaus schwieg und blätterte in Ninas Album, wo ihre Freunde und Bekannten sich in Prosa und Versen verewigten.

„Ich wollte die Frauenkurse besuchen, aber Papa erlaubt's ja nicht," sagte Nina plötzlich, wie nach dem Wege zu des Bruders Aufmerksamkeit suchend.

„Eine gute Sache. Nun — und weiter?"

„Papa erlaubt's nicht. Ich werde es aber doch durchsetzen."

Nikolaus ging fort, und leer und wehmütig wurde es in Ninas Brust. Sie schob das Album beiseite und warf einen traurigen Blick auf das begonnene Bild, das ihr jetzt als ekle, niemandem nützliche Schmiererei vorkam. Nicht imstande, ihre Impulse zu beherrschen, ergriff sie einen Pinsel und strich ein dickes blaues Kreuz über ihr Kunstwerk — was dem armen Bettler den halben Kopf kostete. Gleich vom ersten Tage an, da Nikolaus ihr die Hand gedrückt hatte, hatte sie ihn wieder liebgewonnen, und er hatte sie kein einziges Mal geküßt. Hätte er sie nur einmal geküßt, dann hätte sie den Mut gefunden, ihm ihr kleines Herz aufzuschließen, das schon so viel gelitten und niemandem nötig war — in dem bald kleine, muntere Vögelchen zwitscherten, bald große schwarze Krähen krächzten, wie sie es in ihrem Tagebuch aufgezeichnet hatte. Auch ihr Tagebuch hätte sie ihm gegeben, und auf jeder Seite dieses Tagebuchs stand geschrieben, wie unnütz sie sich fühle und wie unglücklich sie sei.

Er denkt gewiß, sie sei glücklich und zufrieden in ihrem bequemen, reichen Leben: zufrieden mit ihrer Malerei, mit ihrer Musik und ihrer Wohltätigkeit, und irrt sich doch so sehr! Sie braucht keine Malerei und keine Musik und keine Wohltätigkeit....

Nikolaus lachte nur, wenn er Peters Unterricht beim Studenten beiwohnte, und Peter haßte ihn für dieses Lachen. In seiner Gegenwart zog Peter die Knie noch höher hinauf, so daß er mit dem Stuhl beinahe auf dem Rücken lag; kniff noch verächtlicher die Augen zusammen und stocherte in der Nase herum, trotzdem er sehr gut wußte, daß man das alles nicht tun dürfe, und sagte dem armen Studenten unmögliche Frechheiten ins Gesicht. Das Blut schoß diesem ins pockennarbige Gesicht, und er schwitzte, er weinte beinahe, und wenn Peter aus dem Zimmer ging, klagte er Nikolaus sein Leid, klagte, daß Peter gar nicht lernen wolle: „Ich weiß wirklich nicht, was aus ihm wird.... Neulich noch klagte mir das Stubenmädchen, er sage ihr immerfort Schmutzereien."

„Ein Lump wird aus ihm," bestimmte Nikolaus ohne sichtbares Bedauern die Zukunft seines Bruders.

„Ich trete und trete die Mühle, verwende alle Kräfte und Nerven daran — und nicht das geringste Resultat!" erzählte mit erstickter Stimme der Student, sich all der erduldeten Erniedrigungen, all der Scham vor sich selbst erinnernd, am liebsten... Wieviel hätte er dafür gegeben, den lieben Zögling einmal so nach Herzenslust durchbleuen zu können!

„So lassen Sie's doch bleiben."

„Fressen muß ich aber doch!" rief der Student in hellster Verzweiflung.

„Nun, dann fressen Sie eben, was Ihnen vorgesetzt wird."

In Diskussionen aber ließ sich Nikolaus, trotz aller Bemühungen des Studenten, niemals ein. Und oft versuchten Nina und der Student zu bestimmen, was Nikolaus wohl, genauer genommen, für ein Mensch, welchem Typus er beizuzählen sei und was wohl seine Ziele, seine Beschäftigung sein mochten. Sie rieten darüber hin und her und gelangten zu so phantastischen Vorstellungen, daß sie schließlich lachen mußten. Beim Auseinandergehen aber empfanden sie beide ein gewisses Staunen über das eigene Lachen, und auch die phantastischsten ihrer Voraussetzungen erschienen ihnen plausibel und wahr, und am nächsten Tage warteten sie beide mit Angst und leidenschaftlicher Neugierde auf Nikolaus' Erscheinen und meinten immer, gerade heute müsse das spannende Rätsel seine Lösung finden. Nikolaus erschien wohl, das Rätsel aber blieb auch heute seiner Lösung ebenso fern wie gestern.

Besonders grell und unwahrscheinlich waren die Voraussetzungen, die in der Gesindestube geschmiedet wurden, und hier stand Fenogen an der Spitze der Intelligenz. Hatte er ein bißchen getrunken, dann spielte seine Phantasie in den sonderlichsten Farben und Dimensionen, so daß er mitunter selbst erschreckt und bedenklich davor stehen blieb.

„Er ist — ein Räuberhauptmann!" sagte einmal Fenogen, und sein rotes Gesicht erbleichte in jähem Schreck....

„Na, na... gleich ein Räuber!" meinte ungläubig der Koch, sah sich aber doch unruhig nach der Tür um.

„Welcher nur die Reichen beraubt," fügte Fenogen als bestätigende Erläuterung hinzu, da er einstens von Nikolaus selbst gehört hatte, es gebe wirklich solche Räuber.

„Wozu sollte der zu rauben brauchen, wo sein Vater so viel Geld hat, daß er es gar nicht mehr zählen kann," sagte der Kutscher, ein sehr gründlicher Mann.

„Drei Fabriken, vier Häuser hat er, und Aktiencoupons schneidet er alle Tage... alle Tage..." flüsterte Anna Iwanowna, die jetzt gerade 560 Rubel in der Sparkasse hatte.

Fenogens Voraussetzung war damit endgültig abgetan. Anna Iwanowna untersuchte alles, was Nikolaus mitgebracht hatte, fand aber außer etwas Wäsche nichts. Und gerade dieser Umstand, daß sie nichts gefunden hatte außer Wäsche, beunruhigte und erschreckte am allermeisten. Hätte sie in seinem Koffer Flinten, Kugeln, Dolche gefunden, und er hätte sich also wirklich als Räuberhauptmann entpuppt, dann wäre ja alles gut gewesen, und alle hätten erleichtert aufgeatmet, denn am allerschrecklichsten war ja dieses Nichtkennen der Beschäftigung eines Menschen, der allen anderen Menschen in Gesicht und Manieren so ganz und gar unähnlich ist, nur immer zuhört und selbst nichts sagt und auf alle mit den Blicken eines Henkers schaut. Die Unruhe wuchs und ging in abergläubische Furcht über, die wie eine eiskalte Welle das Haus durchwogte.

Ein kurzes Gespräch zwischen Nikolaus und seinem Vater wurde behorcht; es zerstreute aber diese Furcht nicht, im Gegenteil: die Atmosphäre der schrecklichen Rätsel und der bange zweifelnden Bedenken wurde nur noch dichter.

„Du hast mir einmal gesagt, du hassest unser ganzes Leben," fragte der Vater, jedes Wort für sich gleichsam silbenweise stempelnd. „Hassest du es auch jetzt noch?"

Ebenso langsam und scharf betont klang Nikolaus' ernste Antwort: „Ja, ich hasse es! — Von seinem Grunde an und bis zur höchsten Dachspitze! Ich hasse es und verstehe es nicht."

„Hast du Besseres gefunden?"

„Ja.... Ja, ich habe Besseres gefunden!" wiederholte Nikolaus fest und bestimmt.

„Bleib' bei uns!"

„Das ist undenkbar, Vater. — Du weißt es selbst."

„Nikolaus!..." ertönte plötzlich, beinahe wild, des Vaters zorniger Ausruf.

Und nach einer Weile gespannten Schweigens Nikolaus' leise und etwas wehmütige Antwort: „Du bist immer derselbe, Vater — jähzornig und gutherzig."

Es kam das Weihnachtsfest heran; verwirrt und freudlos sah man ihm entgegen in diesem überreichen Hause. Die Gegenwart eines Menschen, der in so gar nichts die Gefühle und Gedanken

seiner Umgebung teilte, hing als düsterer Alpdruck über allen und benahm dem erwarteten Feste nicht nur seinen freudigen Charakter, sondern seinen Grundsinn selbst. Nikolaus schien es selbst bemerkt zu haben, wie schwer er allen falle, und verließ beinahe nicht mehr sein Zimmer; — nicht gegenwärtig, erschien er aber den Leuten noch viel fürchterlicher, als wenn man ihn vor Augen hatte.

Einige Tage vor Weihnachten versammelten sich zufällig Gäste bei Barssukofs. Nikolaus erschien nicht unter ihnen — wie er sich überhaupt niemals zeigte, sobald ein Fremder im Hause war — und lag angekleidet auf dem Bette, den Tönen der Musik lauschend. Durch die dicken Wände gemildert, schien sie unendlich melodisch und zart, wie das ferne Singen reiner, sündloser Geister, und drang so weich, so leicht ins Ohr, als sänge die Luft selbst. Nikolaus lauschte, und die fernen Zeiten seiner Kindheit erstanden vor seinem Geiste, als er noch klein war und seine Mutter noch lebte; ... da waren einmal auch Gäste dagewesen, und er hatte auch von weitem der Musik gelauscht und dabei geträumt ... nicht in Bildern, auch nicht in Tönen, sondern in etwas anderem, wo Bilder und Töne wie in eins verschwammen, grell und qualvoll schön — und dieses Etwas wand sich glitzernd in der Luft wie ein buntes, singendes Band.... Und damals hatte er verstanden, was dieses Eine, Grelle war, er konnte es nur nicht erklären, auch sich selbst nicht; — er versuchte nur, sich so lange wie möglich wach zu halten, und war dann doch eingeschlafen ... im Vorzimmer ... von niemandem bemerkt, mitten in den Pelzen und Tüchern, und sonderbar klar und deutlich empfand er jetzt den damaligen Duft der flaumigen, kitzelnden Felle.... Und wieder fuhr das bange Zittern unbegreiflichen Entsetzens wie Stiche kalter Nadeln durch seinen Körper ... doch dieses Mal so sonderbar vereint mit etwas Weicherem, Wärmerem.... Sein Angesicht erhellte sich, als hätte eine schmeichelnde, zarte Hand die finster zusammengezogenen Brauen liebend geglättet. ... Sein Gesicht war unbeweglich, aber ruhiger, sanft und ohne Arg, wie bei einem Toten. Man konnte nicht erraten, ob er wache oder schlafe, ob er lebe oder tot sei. Eines nur konnte man sagen: dieser Mensch ruht....

Der Weihnachtsabend kam, und in der Dämmerstunde erschien Fenogen bei Nikolaus. Er war beinahe nüchtern, schaute finster auf die Seite, und in den Augen blitzte es wie von Tränen.

„Bemühen Sie sich zur Großmama hinauf," sagte er, an der Tür stehen bleibend.

„Wie?" fragte Nikolaus erstaunt.

Fenogen seufzte und wiederholte: „Zur Großmama sollen Sie sich hinaufbemühen."

Nikolaus ging hinauf, und kaum hatte er die Schwelle überschritten, als zwei dünne Mädchenarme seinen Hals umfingen; seinem Gesicht näherte sich ein zartes Gesichtchen mit weit geöffneten feuchten Augen, und eine zärtliche Stimme flüsterte in unterdrücktem Schluchzen: „Bruder, Bruder! — Was hast du uns gemartert und gequält! Liebes, liebes Brüderchen, versöhne dich ganz mit Vater.... Und mit mir.... Und bleib' bei uns.... Bitte, bitte, bleib' bei uns!"

Und der kleine, magere Körper zuckte sorgenvoll in seinen Armen, und das kleine Herz — dasselbe, das niemandem nötig war — war so riesig groß geworden, daß die ganze, unendliche leidende Welt darin Platz gefunden hätte. Düster, die Brauen finster zusammengezogen, warf Nikolaus einen raschen Blick um sich herum. Vom Bette streckten sich ihm der Großmutter Arme entgegen, grausig in ihrer blutleeren Magerkeit, und eine Stimme, in der schon das Wehen einer anderen Welt leise widerzuklingen schien, bat in heiseren, schluchzenden Tönen: „Nikolaus! ... Kind! ..."

Und an der Schwelle weinte Fenogen. Seine ganze Wichtigkeit hatte er verloren und zog die Luft lärmend durch die Nase, bewegte Mund und Brauen, und Tränen hatte er so viele! — Sie flossen ihm in solchen Strömen die Backen hinunter, als kämen sie nicht aus den Augen, wie bei anderen Menschen, sondern aus allen Poren der kahlen Kopfhaut.

„Mein Freund, Nikolinka!" flüsterte er wie im Gebet, die Hände mit dem darin erstarrten roten Wollentuch pathetisch vor sich hin streckend.

Nikolaus lächelte hilflos und schwach und wußte es nicht, daß aus seinen jetzt getrübten Adleraugen seltene Tränentröpfchen geizig rannen.... Und in diesem Augenblick trat aus der dunklen Ecke ans Licht die greisenhaft zitternde, hilflose Gestalt desjenigen, der sein Vater war, und dessen ganzes Leben ihm verhaßt und unverständlich geworden.

Und plötzlich wurde es ihm verständlich.

Mit ebendemselben Liebeswahnsinn, der auch seinen stärksten Haß durchglühte, stürzte er auf seinen Vater zu, Nina mit sich reißend. Und alle drei, in einen lebenden, schluchzenden Knäuel ineinander geflochten, die Herzen entblößt und erschüttert, vereinten sich auf einen Augenblick zu einem großen Wesen, mit einem Herzen, einer Seele....

„Er bleibt!" rief heiser, triumphierend die Alte. „Er bleibt!"

„Mein Freund, Nikolinka!" flüsterte Fenogen wie im Gebet.

„Ja! Ja!" schrie im Schluchzen Nikolaus, ohne klar zu verstehen, wem, worauf, wieso er solche Antwort gebe. „Ja! Ja!" wiederholte er, die zitternden Hände der Greisin mit Küssen bedeckend, die in stummer Zärtlichkeit sein Haupt und sein Gesicht streichelte....

„Ja! Ja!" rief er noch immer.... Und schon fühlte er in seiner Seele das unerbittlich drohende, kurze, dumpfe „Nein!" aufsteigen und alles überwachsen....

Schon rückte die Nacht heran, und das ganze große Haus, von der Gesindestube an bis zum Salon der Herrschaften, erstrahlte in festlicher Beleuchtung. Die Leute plauderten munter und lärmend, und die wertvollen, zerbrechlichen Sachen hatten ihre scheue Angst verloren; von ihren erhöhten Plätzen aus schauten sie stolz auf die eifrig laufenden Menschen und kehrten ihre Schönheiten furchtlos heraus; und alles, schien es, war in diesem Hause nur dazu da, um ihnen zu dienen und ihrer wertvollen Schönheit zu huldigen.

Der Hausherr, Nina und der Student saßen immer noch in Großmamas Zimmer und sprachen von ihrem Glück oder lauschten ihm schweigend.

Fenogen, der in der Freude noch ein bißchen getrunken hatte, trat in den Hof, um im Freien sein erhitztes Haupt zu kühlen; und während er noch seine rötliche Glatze strich, auf der die Schneekörnchen schmolzen wie auf einer glühenden Herdplatte, erblickte er staunend — Nikolaus! Ein kleines Bündel in der Hand, trat dieser hinter der Ecke hervor, an der der „Eingang für Dienerschaft und Lieferanten" sich befand, und war unangenehm überrascht, als er plötzlich Fenogen vor sich sah.

„Ah, Fenogen, altes Tier!" sagte er leise ... „nun begleite mich zum Tor."

Die Straße war ganz menschenleer und ihre beiden Enden verschwammen im weißlichen Luftmeer des langsam und lautlos fallenden Schnees. Vor Fenogen stehen bleibend und ihn mit seinen hervortretenden großen Augen streng und fest anblickend, legte Nikolaus die Hand auf des alten Dieners Schulter und sagte langsam, wie man ein Kind belehrt: „Sag' dem Vater, ich ließe ihn grüßen und ich sei ... fortgegangen."

„Wohin?!"

„Einfach fort. Leb' wohl." Nikolaus klopfte dem Diener auf die Schulter und ging. Fenogen aber wußte auch ohne Worte, wohin Nikolaus ging, und mit der ganzen Kraft seiner alten Anhänglichkeit packte er ihn am Arm.

„Ich laß dich nicht! So wahr Gott heilig ist, ich laß dich nicht!"

Nikolaus schob ihn beiseite und blickte ihn erstaunt an. Fenogen aber faltete die Hände wie zum Gebet und flehte mit schluchzender Stimme: „Nikolinka! Einziger Freund! Spuck' auf das Ganze ... gehen Sie nicht! Nu, was willst du dort? Geld ist da. Drei Fabriken, vier Häuser. Aktien schneiden wir alle Tage ..." wiederholte er sinnlos der alten Wirtschafterin ständige Worte.

„Was plapperst du da?" Nikolaus zog die Brauen zusammen und schritt rasch aus. Fenogen aber, ganz festlich in seinem neuen Frack, ganz außer Rand und Band und wie zerbrochen, trabte keuchend hartnäckig hinter ihm her, faßte ihn an den Händen und flehte wie im Gebet: „Nun, dann ... ich auch.... Nimm mich mit.... Was denn, um Gottes willen! Täubchen du.... Zu den Räubern? — Gut; zu den Räubern denn!" Und verzweifelt schwang er die Hand wie zum ewigen Abschied von allen ehrlichen Leuten.

Nikolaus blieb stehen und blickte schweigend auf den alten Diener: und in diesem Blicke blitzte etwas so Furchtbares, kalt Grausames und Verzweifeltes auf, daß Fenogens Zunge mitten in der Bewegung stecken blieb und die Füße ihm plötzlich am Schnee klebten, wie angewurzelt.

Nikolaus' hohe Gestalt dämmerte noch in der Ferne und wurde immer kleiner, als schmölze sie im schneeigen Dunst. Noch einen Augenblick, und für immer verschwand er in jener unbekannten, unheildrohenden Ferne, aus der er so unerwartet aufgetaucht war. Nichts Lebendes sah man mehr im menschenleeren Raume, und Fenogen stand immer noch da und schaute aus. Der Hemdkragen war weich geworden und klebte ihm am Halse; die Schneekörnchen schmolzen langsamer auf seiner erkalteten Glatze und rannen zusammen mit den Tränen über das breite rasierte Gesicht....

Verantwortlich für die Redaktion: Frau Klara Zetkin (Zundel), Wilhelmshöhe, Post Degerloch bei Stuttgart.
Druck und Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G.m.b.H. in Stuttgart.

# Für unsere Mütter und Hausfrauen

Nr. 8 ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ Beilage zur Gleichheit ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ 1917

**Inhaltsverzeichnis:** Seelenkult und Opferwesen. III. (Schluß.) Von B. S. — Ein lesenswerter Roman. Von -hl-. — Feuilleton: Der letzte Schuß. Von August Strindberg.

## Seelenkult und Opferwesen.

III. (Schluß.)

Neben den Speise- und Geleitopfern nehmen auch jene Opfer eine breite Stelle ein, die, wie es scheint, nur den Zweck hatten, dem Gott einen angenehmen „Geruch" zu verschaffen. Der Gedanke, daß der Geist oder Gott die Opfer nur riecht, nicht wirklich verspeist, lag nahe, sobald mit der steigenden Kultur der Gottes- und Seelenbegriff immer vergeistigter wurde. Im Alten Testament finden wir zahllose Stellen, wo vom lieblichen Geruch der Fett- und Brandopfer die Rede ist. Auch Noah opfert „zum lieblichen Geruch" für seinen Gott. Ich mag eure Opfer nicht riechen, sagt der erzürnte Gott einmal. Die Geistwesen sättigen sich also am Geruch. Diese Vorstellung führte zum „Räucheropfer". Zumal in den Zonen, wo wohlriechende Hölzer und Harze aller Art wachsen, lag es nahe, dem Gotte davon ins Opferfeuer zu streuen. Die noch nicht sehr hochstehenden Zulus verbrennen ihren Seelen wohlriechende Substanzen. Schon im grauesten Altertum bildete der Handel mit Wohlgerüchen aus Arabien und Afrika eine Haupteinnahmequelle der Völker, die zur See oder zu Lande Handel trieben. Auch das zeremonielle Rauchen der Friedenspfeife bei den Indianern wird ursprünglich ein Räucheropfer gewesen sein. Es ist möglich, daß die Ureinwohner Amerikas erst durch das Räucheropfer auf die erregenden Wirkungen des Tabakgenusses aufmerksam gemacht worden sind. Das antike Weihrauchopfer hat sich in der christlichen Kirche bis auf den heutigen Tag erhalten.

Alte Geschichtschreiber erzählen uns von einem Keuschheitsopfer, das angeblich in Babylonien-Assyrien, sowie in Phönizien den Göttern von den Jungfrauen gebracht werden mußte. Man hat über diesen Gegenstand sehr viele Betrachtungen angestellt. Doch scheinen die antiken Schriftsteller einem Mißverständnis zum Opfer gefallen zu sein oder eine irgendwo bestehende lokale Sitte verallgemeinert zu haben. Denn die Jungfräulichkeit findet im allgemeinen bei Völkern der Unkultur und frühen Halbkultur nicht die hohe Wertung wie in späteren Zeiten und bei uns. Im Gegenteil. Die besondere Einschätzung der Jungfräulichkeit ist erst eine Folge der entwickelten Eigentumsverhältnisse und der Herrschaft des Mannes. Erst als es galt, das Erbrecht der Kinder festzulegen, als sich die Einzelfamilie unter väterlicher Gewalt bildete, da begann der Ehemann Wert darauf zu legen, daß seine Braut zum mindesten nicht schwanger war, daß sein Weib den Geschlechtsverkehr streng auf seine Person beschränkte. Jetzt stieg die Jungfräulichkeit, die Keuschheit im Preise. Aber eben deshalb konnte sie auch kein Gegenstand allgemeiner Opfersitte werden. Denn Mädchen, die sich im Tempel preisgaben, galten von da ab als Sklavinnen des Gottes, die bürgerliche Ehe war ihnen verboten. Tatsache ist, daß es an allen großen Tempelstätten des Altertums solche „heilige" Buhldirnen in Menge gab, teils Sklavinnen, teils Freie, die sich aus irgendeinem Grunde diesem Beruf ergeben hatten. Und es mag sein, daß dann ihre Enthaltung nicht vom Geschlechtsverkehr, sondern von der bürgerlichen Ehe als ein Opfer betrachtet wurde, denn der Erlös dieser Prostitution floß in die Tempelkasse. Es mag sein, daß sich die Sitte da und dort zu einer Preisgabe im Tempel des Urahns, des Volksgottes, entwickelt hat. Von einem allgemeinen sogenannten Mylittadienst im alten Orient hat die wissenschaftliche Forschung bis jetzt nichts entdeckt.

Eine andere Erscheinung, die da und dort zu etwas wie einem Keuschheitsopfer geführt haben kann, ist die bei allen Naturvölkern bestätigte religiöse Scheu vor dem unbekannten, lebengebärenden Organismus des Weibes. Der Wilde hat keine Ahnung von dem inneren Vorgang der Zeugung, er weiß nicht einmal, daß sein eigener Same es war, der das Weib befruchtete. Er hält den Vorgang für das Wirken oder die Wiederfleischwerdung eines Geistes. Zumal der Akt der Entjungferung flößte ihm eine derartige Scheu ein, daß vielfach der Priester eingreifen mußte.

Nicht zu vergessen ist eine dritte Möglichkeit. In der ursprünglichen Gentilverfassung sind Männer und Frauen einander gemeinsam. Das fruchtbarste Weib ist das angesehenste. Es kamen die Übergangszeiten, wo sich da und dort die Einzelfamilie auf Grund erbeuteten oder sonstwie erworbenen Eigentums von der Sippe trennte und sich selbständig ansiedelte. In diesem Falle, so scheint es, ist als Entgelt an die Sippe die Preisgabe der Frau vor der Ehe an die Geschlechtsgenossen gefordert worden. Es war eine Gegenleistung an die Gesamtheit für die eingetretene Einzelehe. Mit der Zeit hatte nicht mehr die Gesamtheit das Anrecht auf diese Leistung, sondern nur noch der Geschlechtsälteste, der sich mehr und mehr zum Häuptling und Herrn der Sippe emporwarf. Noch im europäischen Mittelalter besaß daher der Grundherr — häufig ein Bischof — das sogenannte „Recht der ersten Nacht" bei allen seinen Hörigen und Bauern.

Die Entwicklung vom ursprünglichen, blutigen und düsteren Seelenkult bis zu den milderen Andachtsübungen und Zeremonien der höheren Religionen ist, um die Hauptpunkte zu wiederholen, kurz folgender:

Das dürftige Leben des Urmenschen ist eine ununterbrochene Kette von Kampf und Gefahren. Er sieht sich fortgesetzt umlauert und überfallen von unerklärlichen, unsichtbaren Feinden. Das Erlebnis von Tod und Traum hat den Seelenbegriff entstehen lassen, und nun schreibt der Mensch alles, was ihm geschieht, dem verborgenen, feindseligen Walten des Geisterheeres zu. Seine Zaubereien genügen nicht, um sich der Geister zu erwehren. Er sucht sie abzuhalten, gnädig zu stimmen, indem er ihnen von dem opfert, was er selbst hat, das heißt er fastet, er opfert Tier und Menschen.

Mit der Entwicklung einer eigentlichen Gütererzeugung, fester Formen menschlicher Zusammenarbeit und menschlichen Zusammenhalts zu Schutz und Trutz beginnt die dumpfe Furcht vor den bösen Geistern etwas abzunehmen. Ihnen treten auch „gute Geister" zur Seite, die Abgeschiedenen der Sippe, der engeren Familie, der gewaltige Urahn des Stammes; der Geist irgendeines großen Helden oder Königs. Aber auch deren Hilfe muß noch durch reichliche Opfer gewonnen werden. Das Menschen-, zumal das Kinderopfer, das strenge Fasten, das Opfer von den Erstlingen der Ernte und des Viehbestandes, die besten Stücke von jeder Mahlzeit dienen diesem Zwecke.

Je weiter sich die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Formen des Lebens entwickeln, je gesicherter die Existenz des einzelnen wird, je mehr die sozialen Pflichten gegen Geschlecht, Volk, Staat in den Vordergrund treten und den Menschen von der alles überwuchernden Furcht vor den unsichtbaren und unberechenbaren Geistern befreien: desto leichter nimmt er es mit den kultischen Forderungen, desto mehr ändert er das Bild seiner Geister und Götter nach der gütigen, gerechten und milden Seite, die guten Götter werden schließlich mächtiger als die bösen. Hatte man erst begonnen, mit Furcht und Zittern, die Geister um ein Teil ihres Opfers zu prellen oder ihnen nur Nachbildungen hinzulegen, so fand man das gar bald ganz in der Ordnung, denn ein Geistwesen lebe ja doch nur vom Duft und dem Ansehen der Dinge.

Von diesem Entwicklungspunkt aus ist nur noch ein kleiner Schritt zu jener höchsten Stufe, die die Religion erreicht hat, die neben den materiellen Opfern vor allem sittliche Opfer verlangt, Tugenden. Hier werden noch religiös verkleidet die Bedürfnisse und Forderungen hochentwickelter Gesellschaftsformen ausgedrückt. Für das Wohl eines modernen Staatswesens ist es zum Beispiel von weit höherer Bedeutung, wie die Bürger sich zu einander und zu der herrschenden Ordnung verhalten, ob sie sich sittlich und tugendhaft benehmen, als daß sie mit den übersinnlichen Mächten auf gutem Fuße stehen. Jedoch auch die bürgerliche Gesellschaft ist noch nicht genügend Herr über ihre wirtschaftlichen und staatlichen Verhältnisse. Auch sie sieht sich noch vielen dunkeln Zufällen gegenüber: Verwicklungen, Krisen und Kriegen, und weiß sich angesichts ihrer nicht anders zu helfen als durch die Flucht ins Übersinnliche. Daher das Aufflammen nicht nur der Religiosität in unseren Tagen, sondern fast mehr noch so vieler abergläubischer Gebräuche, Gebräuche des Opferwesens, die man längst überwunden wähnte. Die Furcht vor dem Unbekannten, Unberechenbaren im Leben des einzelnen wie der ganzen Gesellschaft beweist sich auch im Weltkrieg als die psychologische Wurzel alles Kultes. Der Klassencharakter kommt hinzu!!

Erst die planmäßige, sozialistische Wirtschaftsordnung, die Freiheit und Gleichheit aller Menschen, der dadurch gewaltig gesteigerte Fortschritt der Wissenschaften und allgemeiner Bildung werden jene Furcht vor dem Unberechenbaren, jene kindlichen Versuche, durch

die Hilfe übersinnlicher Mächte seinen Zweck zu erreichen, aus den Herzen der Menschen verbannen. Nicht natürlich in jenem seichten Sinn, als ob der Menschheit eines Tages alle Lebensrätsel offen daliegen würden, als ob mit dem Sozialismus eine Zeit käme, wo man alle Wahrheit in der Schule lernen und wie handliche Münze bei sich herumtragen könnte. Die Rätsel des Lebens und des Weltalls sind unendlich. Aber je mehr wir von ihnen erkennen, je mehr wir unseren eignen Lebenskreis beherrschen lernen, desto mehr wird statt der Furcht vor übersinnlichen Geistwesen und der Hoffnung auf ihre Hilfe jene ruhige, ihrer Schranken bewußte, forschende Liebe zu allem Seienden unsere Herzen erfüllen. Unser Geist wird dann stolz und demütig, andächtig und frei das Menschenmögliche zu erreichen suchen und das noch Unmögliche vorbereitend der Zukunft anheimgeben. B. S.

o o o

## Ein lesenswerter Roman.

In dem Roman von Hermann Horn: „Der arme Buchbinder" (Berlin, Verlag Egon Fleischel & Co.) tritt eine starke Begabung an die Öffentlichkeit, eine Begabung, der es vor allem gegeben ist, mit wenigen sicheren Strichen charakteristische Situationen und Persönlichkeiten vor unser Auge zu stellen. Der Held des Romans ist ein „armer Buchbinder", ein junger Proletarier der Großstadt, dessen Sehnsucht nach einem besseren, reicheren Lebensinhalt an den unbeugsamen Tatsächlichkeiten dieser kapitalistischen Ordnung zerschellt. Leopold Stettner, so heißt der Buchbinder, fühlt in sich die Begabung zum Schriftsteller und Dichter. Jahrelang müht er sich um bessere Bildung und Entwicklung seines Talents.

Aber der arme Buchbinder ist keine fest zupackende, das Leben kernhaft angreifende Kämpfernatur. Er ist überhaupt keine Kämpfernatur. Er ist im Grunde eine jener äußerst feinfühligen, reizbaren Naturen, die sich nie recht mit dem Leben abfinden können. Einer jener weichen, früh sich zerreibenden Menschen, über die das Schicksal hinauswächst, und die es zum Spielball seiner Launen macht. Solche Menschen werden nicht fertig mit dem Leben. Sie wollen das Größte, aber sie packen alles falsch an, sie zerfleischen sich, weil sich das Leben in ihre Träume nicht fügt. Der „arme Buchbinder" strebt qualvoll nach Erlösung aus dem Proletarierdasein. Er fühlt alle seine Ketten und Hemmnisse. Er will nicht „unterkriechen", er will nicht, wie die anderen, mit einem kleinen Philisterglück, mit einer kleinen, geborgenen Abhängigkeit sich abspeisen lassen. Er baut sich seine Welt der Phantasie. Er will sein Glück erzwingen mit den Mitteln, die ihm erlaubt und recht dünken. Irgendwo in seinem Innern gärt unbewußt das proudhonistische Wort: Eigentum ist Diebstahl. Vielleicht kommt irgendwelche unglückliche Vererbung hinzu, ein Mangel an Hemmungsvermögen, kurz, er wird das Opfer augenblicklicher Triebe und Eingebungen.

In der Schauspielerin Frau Rosee tritt ihm das bessere, inhaltvollere Leben, wie er glaubt, verheißend entgegen. An der Seite dieses Weibes glaubt er die ganze Welt in die Schranken fordern zu können. Phantasie und Leidenschaft lassen ihn keine Hemmnisse erblicken. Wenn Frau Rosee will, so geht es, muß es gehen. Er fühlt die Kräfte in sich. Und wie alle schwachen Naturen sieht er in der Geliebten das Traumbild seiner Leidenschaft. Er glaubt es nicht, er will's nicht glauben, daß sie es vorzieht, mit ihrem gutmütigen, schwatzhaften Manne fortzugehen, statt mit ihm den Sprung ins abenteuerlich Dunkle zu wagen. Das leidige Geld! Der Plan zu einem Verbrechen keimt im Hirn des armen Buchbinders. Hemmungslos gibt er sich ihm hin. In halbem Dämmerzustand geschieht von jetzt ab alles: der raffinierte Diebstahl in der Verlagsanstalt, wo er beschäftigt ist, die Beschuldigung eines anderen, das hartnäckige Leugnen trotz der erdrückenden Fülle der Beweismomente, die gegen ihn sprechen. Nur eines schlägt ihn nieder, daß die geliebte Frau das zugesandte Geld nicht angenommen, sondern ausgeliefert hat. Die Seelenstimmung in der Untersuchungshaft, die Verhandlung, die Strafgefangenschaft, das alles wird vom Verfasser meisterhaft geschildert, wirkt erschreckend lebendig, wahrhaft und in seiner nüchternen Objektivität anklägerisch.

Der arme Buchbinder tappt von jetzt ab ganz im Finsteren, er versteht die Welt nicht, und sie versteht ihn nicht. Niemand, nicht einmal der kluge gütige Rechtsanwalt, der ihn verteidigt, findet den Schlüssel zur Seele dieses Menschen, findet den Punkt, von dem aus man ihn lehren könnte, das Leben anzufassen und zu meistern. Es muß noch einmal verhandelt werden, schreit der Verurteilte auf, in dem wirren, dumpfen Gefühl, daß alles, was gesagt worden ist, was die Zeugen, die Richter, sein Verteidiger, ja was er selbst gesagt hat, den Kern der Sache gar nicht trifft. Für sich selbst, für die ganze Welt möchte er Klarheit, warum er zum Verbrecher wurde, werden mußte.

Nach seiner Entlassung zeigt sich ein Lichtblick. Ihm soll durch die gütige Hand eines wohlgesinnten reichen Mannes die Gelegenheit gegeben werden, sich selber zu leben, sein Talent auszubilden. Ein unglücklicher Zufall vereitelt das. In dem bereits zerrütteten Gemüt des Buchbinders reift der dumpfe Entschluß, dem ganzen verfehlten Dasein ein Ende zu machen. Aber irgendeine von den Stützen der Gesellschaft soll mit. Auch jetzt wieder geschieht alles halb im Dämmerzustand: das lauernde Warten auf den hartherzigen Kommerzienrat, das blinde Attentat auf die fürstliche Kutsche. Und wiederum die Untersuchung, die Gerichtsverhandlung, die Tatsache, daß keiner von all den Menschen, die mit dem Verbrecher zu tun bekommen, in seiner Seele zu lesen vermag. Der Verteidiger kommt der Lösung vielleicht am nächsten. Das Henkerbeil macht allem ein Ende. In einem Abschiedsbrief an die einst so geliebte Frau hat der Buchbinder versucht, über sich Klarheit zu geben. Aber das, was er sagt, ist mehr ein Stammeln und Andeuten. Der Verfasser weiß, daß man die feinsten Verwicklungen einer Menschenseele nicht in klare verstandesmäßige Worte auflösen kann. Ein ungeklärter Rest bleibt, der den Leser zwingt, darüber nachzudenken, sich auch nach Schluß des Buches mit dem „armen Buchbinder" weiter zu beschäftigen.

Gewiß, dieser Buchbinder ist eine pathologische Natur, keine typische Erscheinung. Aber der Roman ist trotzdem mehr als die interessante künstlerische Verwertung einer Abnormität. Es ist immer und überall die Ungunst der sozialen Verhältnisse, die den Boden und die Atmosphäre so gestaltet, daß die Pflanze nicht gedeihen kann, daß gerade das, was an dem „armen Buchbinder" gut und fruchtverheißend war, zum Unheil für ihn und die anderen ausschlagen mußte. Schritt für Schritt wird hier ein edles Leben zermürbt, zersetzt, vergiftet, wird ein feinfühliges, allzu widerstandsloses Gemüt in den Abgrund krankhafter Verwirrung getrieben. Dieser arme Verbrecher ist ein Edelwild, das von der kapitalistischen Ordnung, sowohl von ihren böswilligen wie wohlwollenden Vertretern, niedergehetzt und zur Verzweiflung getrieben wird.

Gut geschaut und plastisch dargestellt, oft mit ganz wenigen, aber charakteristischen Strichen, sind die Nebenfiguren des Romans. Vor allem Frau Rosee, gleich dem Buchbinder ein Kind der niedersten sozialen Schichte, gleich ihm an Geist und Gemüt über viele emporsteigend, aber doch nicht tief genug veranlagt, um in der Ehe mit dem gutmütigen, geschwätzigen Herrn Rosee ein gewisses Genügen zu finden. Die geistige Atmosphäre der Staatsanwälte und Richter, die Gestalt des Gefängnisgeistlichen und manches andere sind äußerst treffend geschildert. Scharf tritt hervor, daß die bürgerliche Gesellschaft kein Organ hat für die eigentümliche Seelenverfassung des Proletariers, selbst ihren besten Vertretern, wie in der Person des jüdischen Verteidigers oder des jungen Arztes im Krankenhaus, geht das Verständnis dafür ab. Sie alle, die helfen möchten, stehen wie vor einem Rätsel. Zwei Ebenen sind es, die sich nicht schneiden, zwei Welten, zwischen denen die Brücke abgebrochen ist. Auch für viele seiner eigenen Klassengenossen ist der „arme Buchbinder" nur ein „überspannter Kerl". So für jenen frischlebigen sozialdemokratischen Schlossergesellen, dem Typus so manchen Parteimannes, der, ohne dem Wesen des Sozialismus als Lebensmacht näher gekommen zu sein, ganz in der äußeren Organisations- und Agitationsarbeit aufgeht. Die einzige Sorge dieses Mannes ist, man könne die Tat des „armen Buchbinders" der Partei in die Schuhe schieben. Hermann Horns Roman verdient es, in Proletarierkreisen viel und nachdenklich gelesen zu werden. -hl-

## Feuilleton

### Der letzte Schuß.

Von August Strindberg.

An einem der letzten Oktobertage des Jahres 1648 herrschte viel Leben und Treiben in den Straßen der kleinen Stadt Lindau am Bodensee. Dieses schwäbische Venedig, das auf seinen drei Inseln vor Bayerns Küste schwimmt, war lange von dem schwedischen Feldmarschall Wrangel belagert worden, der in den letzten Jahren mit den Franzosen zusammen operiert hatte und nun in dem befestigten Lager oben auf der Höhe im Dorfe Eschach lag.

Die Friedensunterhandlungen, die schon vier Jahre dauerten, hatten noch immer nicht zu einem Waffenstillstand geführt; erst kürzlich hatte Königsmark Prag gestürmt. Doch beschleunigte dieses Ereignis die Unterhandlungen in Osnabrück und Münster, und das Gerücht von einem bevorstehenden Frieden war bis nach Schwaben gelangt.

Lindau hatte seit mehreren Monaten alle Schrecken einer Belagerung erlitten. Während der letzten Tage war das Bombardement von Eschach eingestellt worden, und der Bürgermeister, von einem heimlichen Ausflug nach Bregenz zurückgekehrt, hatte sich am Nachmittag des genannten Tages nach dem Gasthof „Zur Krone" begeben, denn das Rathaus war geschleift, um vielleicht einen Bekannten zu treffen, der nicht auf die Wälle gezogen war. In den Sälen hatte er keinen Menschen gefunden, und in ziemlich niedergeschlagener Stimmung ging er hinaus auf die Terrasse, um einen Blick über die Stadt zu werfen und zu sehen, was die Schweden in ihrem Lager am anderen Ufer machten.

Glatt lag der Bodensee da, und des hohen Säntis schneeige Gipfel spiegelten sich von Sankt Gallen her darin; dunstigblau wie eine Abendwolke sah der Rand des Schwarzwaldes im Westen aus, und im Süden drängte sich der Rhein zwischen Vorarlberg und Rätikon, bis er mit seinen lehmgelben Wellen durch die blaugrünen Wogen des Sees zog. Doch der Bürgermeister hatte kein Auge für diese Art Schönheit, denn in den letzten acht Tagen war er halb verhungert, und länger als einen Monat entbehrte, litt und kämpfte er. Er sah nur hinunter auf die Uferstraße, wo im Volksgewimmel der gemütliche Bayer sich mit dem scheltenden Württemberger und dem lebhaften Badenser drängte; er konnte sehen, wie das Volk in die Franziskanerkirche strömte, um die Gnadenmittel zu nehmen. Und unten am Ufer bemerkte er eine Gruppe Menschen, die auf den See hinaus starrte, wo einige Fässer mit der schwachen Strömung trieben. Man war eifrig bemüht, diese mit Bootshaken und Leinen ans Land zu ziehen.

„Was habt ihr da, Leute?" rief der Bürgermeister von der Terrasse herab.

„Das ist ein Geschenk von den redlichen Schweizern in Sankt Gallen!" antwortete eine Stimme.

„Wahrscheinlich Wein oder Most, der im See gelegen und auf westlichen Wind gewartet hat, um von Romanshorn herüber zu kommen," fiel eine andere Stimme ein.

Der Bürgermeister zog sich von der Terrasse zurück und ging hinein in den Wirtshaussaal, um sich dort hinzusetzen und auf den Ausgang des Strandgutfischzugs zu warten.

In dem scheinbar unbeweglichen Antlitz des hochgewachsenen Bayern lag Kummer, Sorge und Gram. Seine große Faust, die auf der Eichenplatte des Tisches ruhte, öffnete und schloß sich, als ob sie zwischen Fortgeben und Festhalten wäge; und sein Fuß, dessen Zehen das Hirschleder der Stulpenstiefel sprengen zu wollen schienen, stampfte den ungefegten Boden, daß eine Staubwolke wie aus einer Tabakspfeife rauchte. Doch er hatte keine Ruhe, stillzusitzen. Und im nächsten Augenblick stieß er seinen Haudegen in den Boden, um gleich darauf aus der Tasche von Korduanleder, die das Stadtwappen in Silber trug, ein paar gewaltiger Schlüssel hervorzuziehen, die er in einem unsichtbaren Schlüsselloch probierte, als ob er eine Tür so zuschließen wollte, daß sie niemals wieder geöffnet werden könnte. Und dann setzte er das Schlüsselrohr an den Mund und blies einen Appell, den zu lernen er gute Zeit gehabt hatte während der langen Belagerung mit ihren zurückgeschlagenen Angriffen und mißlungenen Ausfällen.

Da hörte man laute Schritte und das Klirren von Waffen auf der Treppe. Der Bürgermeister steckte augenblicklich die Schlüssel ein, knipste das Schloß zu und warf den Riemen so herum, daß die Tasche auf den Rücken kam. Dann setzte er sich in eine Stellung, die einem Verteidigungszustand glich, als wisse er, wer durch die Tür eintreten werde.

„Gottes Frieden, Herr Platzmajor," begrüßte er den eintretenden Offizier, der seinen zerfetzten Sturmhut mit dem verräucherten Federbusch auf eine Bank schleuderte.

„Willkommen, Herr Bürgermeister," grüßte der Major zurück und setzte sich an die andere Seite des Tisches.

Es blieb eine lange Weile still, als ob die beiden Kämpfer luden, um einander niederzuschießen. Schließlich brach der Major das Schweigen, um brüsk zu fragen:

„Was sagten die Bregenzer?"

„Keinen Sack Mehl, keinen Schoppen Most, ehe die Stadt ihre Schlüssel übergeben hat! sagten die Bregenzer."

„Nuun?

„Nuun?" wiederholte der Bürgermeister mit drohenden Blicken. „Ihr wollt die Schlüssel nicht übergeben?"

„Nein, tausendmal nein, millionenmal nein!" donnerte der Bürgermeister und sprang auf vom Stuhl, blutrot im Gesicht.

„Wißt Ihr," fragte der Major, „daß die Leichen die Stadt verpesten, seit der Schwede den Kirchhof von Eschach genommen hat?"

„Ich weiß!"

„Wißt Ihr, daß alle Pferde und Hunde der Stadt geschlachtet worden sind?"

„Ich weiß. Und ich weiß auch, daß mein eigener Packan, mein Begleiter seit zwanzig Jahren, seit ich Frau und Kind verlor, der erste war, der sein Leben hergeben mußte!"

„Wißt Ihr, daß der See gestiegen ist, daß die Keller voll Wasser sind und kein Mensch mehr dort Zuflucht suchen kann, wenn das Bombardement fortgesetzt wird?"

„Ich weiß," antwortete der Bürgermeister.

„Wißt Ihr, daß unser Wein, der auf den Hügeln draußen wächst, auf Hoierberg, bei Schachten, bei Eichbühl, reif zur Ernte ist und daß Schweden und Franzosen sich schon wie die Stare auf die Weinberge geworfen haben?"

„Ich weiß! Aber wißt Ihr, daß der Friede schon am heutigen Tage geschlossen werden kann, daß er vielleicht schon geschlossen ist, und daß wir die Ehre retten können, wenn wir noch einen Tag mit der Kapitulation warten?"

„Einen Tag noch," wiederholte der Major. „Einen Tag noch! So haben wir seit drei Monaten gesprochen, und inzwischen sterben unsere Kinder. Ihr wißt vielleicht nicht, daß die Kühe keine Milch mehr geben, seit sie das Moos von den Dächern, das Laub von den Bäumen, ja den Dünger aus den Pferdeställen gefressen haben, an den leeren Mehlsäcken lecken und ihren eigenen Urin trinken! So weit ist es gekommen, und nun schreien die Kinder nach Milch."

„Die Kinder! Sprecht mir nicht von Kindern, mir, dessen einzige Tochter vor der Mutter Augen zu Tode geschändet wurde! Damals war ich es, der um Hilfe bettelte, aber vergebens; da fehlte Euch der gute Wille. Zur Hölle mit den Kindern! Warum brachtet Ihr sie nicht fort über den See, ehe der Schwede seine Prahme aufs Wasser setzte!"

„Ein wildes Tier seid Ihr, Bürgermeister, und kein Mensch! Ihr hättet vielleicht am liebsten gesehen, daß man sie in Säcken ertränkt oder sie gegessen hätte, wie man in Böhmen tat, als Friedland dort hauste!"

„Ja, wir sind wilde Tiere unter wilden Tieren geworden während der dreißig Jahre voll Morden und Brennen, Rauben und Huren. Krieg konnte man das noch nennen, solange der schwedische König lebte und ‚Soldaten' führte, aber nachher sind sie Brandstifter und Straßenräuber geworden, die verwüsten, um zu verwüsten. Hunnen, Goten und Vandalen, die aus Wut zerstörten, weil sie nichts hervorbringen konnten. . . ."

Ein Schrei von der Gasse her hinderte den Major, zu antworten, und lockte die Streitenden hinaus auf die Terrasse. Dicht gedrängt um die eben aufs Land gezogenen Fässer, schlugen einige Küfer die Böden der Gefäße ein, so daß der Inhalt auf die Straße rann.

„Was ist das, was ihr dort unten habt?" rief der Major.

„Ach, es ist nur Milch, die uns die geizigen Schweizer statt Wein geschickt haben," wurde von unten herauf geantwortet.

Ein Weib mit einem Kind auf dem Arm kam hinzu, und als sie den weißen Strom auf die Gasse fließen sah, fing sie an fürchterlich zu schreien und setzte ihr Kind auf die Steine, um es trinken zu lassen. Von ihrem Schreien angelockt, kamen bald mehrere Mütter herbei, und wie durstige Ferkel griffen die Kleinen mit ihren Händen nach den Steinen, als ob es die weichste Mutterbrust wäre, und leckten die süße Milch auf, während die Mütter Flüche ausstießen über die rohen Männer, die an weiter nichts dächten als an sich selbst.

„Herr Bürgermeister!" nahm der Major das Gespräch wieder auf, von dem widerwärtigen Schauspiel noch mehr aufgebracht; „laßt uns auf das Dach gehen und sehen, was der Schwede macht; nachher sprechen wir dann von unserer Sache. Wie Ihr seht, sind alle Bande zerrissen; der eine nimmt, was der andere festzuhalten nicht Macht hat; Familien drohen sich aufzulösen, und die jungen Leute leben bunt durcheinander: jeden Augenblick kann man einen Aufstand befürchten. . . ."

Der Bürgermeister hörte nicht darauf, sondern ging die Bodentreppe hinauf, bis er durch eine Luke zwischen den Dachstühlen auf die treppenförmigen Absätze der Giebelmauer hinauskroch. Daran kletterte er hinauf bis auf den Giebel, der von einer Fahnenstange gekrönt wurde, an der man ein Fernrohr befestigt hatte. Unter ihm zeigte die Stadt ihre ganze Verwüstung. Nicht ein einziges heiles Dach war zu sehen; kein Baum in den alten Gärten, alle waren zu Futter oder Brennholz draufgegangen; an der Uferseite

waren alle Häuser abgerissen, alle Gärten umgegraben, um Material zu den Schießwällen zu liefern. Und auf den Straßen streiften zerlumpte hungrige, schmutzige Menschen mit wilden Gebärden umher, alle jedoch augenscheinlich auf dem Wege zum Gasthof „Zur Krone", um den das Volk sich schon zu scharen begann.

Der Bürgermeister legte nun das Auge an das Fernrohr, das nach der Uferseite gerichtet war.

Da reihte sich Hügel an Hügel mit kleinen weißen Bauernhöfen unter steilen Dächern, von geplünderten Apfelbäumen und Weinbergen umgeben. Und mitten darin eingeschlossen Eschach mit dem schwedischen Hauptquartier. Um die blaugelben Feldzeichen herrschte eine ungewöhnliche Bewegung, und Soldaten schienen etwas mit den Kanonen vorzuhaben, die der Bürgermeister während der langen Belagerung wohl kennen gelernt hatte. Ja, er hatte sogar den schlimmsten Bestien in der ersten Wallbatterie Namen gegeben. Einen großen Flegel aus rotem Kupfer, der gerade in die bemalten Fenster der Stadtkirche eingeschlagen, hatte er den „roten Hund" genannt. Links ein großer Mörser, der den Namen „Donnerbüchse" bekam, war ein richtiges Speigatt, wenn er auszuspeien begann. „Des Teufels Großmutter" titulierte er eine dritte, die aus schwedischem Eisen und des Königs eigene Erfindung sein sollte. Und so weiter. Doch hinter dem Wall auf einer Gartenterrasse sah er den Feldmarschall mit seinen Offizieren sitzen und „Seewein" trinken, ihren Wein, den sie gebaut und gekeltert und den sie, dumm genug, in den Kellern am anderen Ufer zurückgelassen hatten. Zwischen Glas und Pfeife betrachteten die hohen Herren eine Zeichnung, die jedoch keine Karte zu sein schien; was den Bürgermeister an ein Gerücht erinnerte, nach dem Wrangel das bayerische Schloß Aschaffenburg auf seine Güter an einen See in Schweden hatte versetzen wollen; als sich das aber nicht machen ließ, habe er sich von einem Architekten Zeichnungen von dem Gebäude anfertigen lassen, nachdem er erst Möbel, Hausgerät und Merkwürdigkeiten ausgeräumt.

Der Anblick des Weines und des Tabaks reizte einen Augenblick des Bürgermeisters niedrigere Triebe, die so lange unterdrückt gewesen waren; aber bald regte sich wieder allgewaltig sein Haß und sein Kummer, seit einem Menschenalter genährt. Für die, welche kein Essen und Trinken mehr hatten, die nichts Liebes mehr besaßen, keinen Frieden, blieb nur die Ehre; und an der Leiche seiner Tochter, die er selbst getötet hatte, damit sie nicht Teufelsjunge aus Teufelseiern gebäre (welches Geheimnis er nicht als Grund für seine Halsstarrigkeit anführen konnte), hatte er geschworen, daß er die Schlüssel der Stadt nicht übergeben werde, solange er am Leben sei.

Jetzt sah er eine Rauchwolke aus dem „roten Hund" aufsteigen, hörte etwas über seinem Kopfe sausen und dann unten in der Uferstraße einschlagen, wo es mit lautem Geschrei begrüßt wurde.

„Die Schlüssel, Bürgermeister, oder wir sind verloren!" rief der Major unten von der Giebeltreppe.

„Auf Euren Platz, Herr Major, hinaus auf die Wälle, oder Ihr werdet gehängt!" antwortete der Bürgermeister.

„Die Schlüssel her! Oder wir kommen und holen sie!" brüllte der Major.

„Kommt nur und holt sie!"

Eine Menge Köpfe krochen durch die Dachluke, und anhaltendes Geschrei nach den Schlüsseln der Stadt ertönte.

„Geht herunter vom Dach; sie zielen auf uns!" rief der Bürgermeister dem Volke zu, das auf die Mauern zu klettern begann, um sein Drohen in Tat umzusetzen.

Im nächsten Augenblick verschwand die Fahnenstange, zersplittert wie ein Kienspan, und die Splitter flogen der Kugel nach, die durchs Dach schlug.

Der Bürgermeister drehte sich halb herum und wäre gefallen, wenn er sich nicht auf sein großes Schlachtschwert gestützt hätte.

Nun richtete er sich auf und blieb auf der obersten Platte stehen wie eine steinerne Statue auf einer Domkirche. Das Volk jedoch, welches das mutige Benehmen seines Bürgermeisters mit einem Jubelruf begrüßt hatte, wurde von neuem von seiner Furcht getrieben, einen Anlauf gegen den zu wagen, der die Schlüssel der Stadt besaß, ohne die eine förmliche Übergabe der Stadt nicht geschehen konnte.

Mit Hilfe der Unzufriedenen wagte der Major einen letzten Angriff gegen den unerschütterlichen Bürgermeister. Dazu stieg er die gefährliche Treppe hinan, zog sein Schwert und forderte den Bürgermeister auf, herunterzusteigen oder sich zu verteidigen, wo er stand.

Aber es zeigte sich bald, daß dessen Stellung uneinnehmbar war, und überzeugt von der Unmöglichkeit, ihn zur Übergabe zu zwingen, wandte sich der Major an die Volksmenge und fragte dreimal hintereinander, ob sie ihm das Recht einräumten, die Stadttore aufbrechen und die weiße Fahne hissen zu lassen.

Und als seine Frage mit brausenden Jarufen beantwortet wurde, ging er denselben Weg zurück, den er gekommen war, um sich, vom Volkshaufen begleitet, auf die Wälle zu begeben.

Der Bürgermeister, der allein zurückgeblieben war und einsah, daß alle Hoffnung auf Rettung der Stadt aus war, schien zuerst zusammenzubrechen; doch gleich richtete er sich wieder auf, als habe er einen Entschluß gefaßt. Mit zitternder Hand öffnete er die Tasche, nahm die großen Schlüssel heraus, und nachdem er ein Kreuz geschlagen hatte, warf er sie so weit in den See hinaus, wie er konnte. Als sie in der Tiefe verschwunden waren, fiel er wieder auf die Knie und faltete die Hände zu einem langen und leisen Gebet.

Er hätte sich in dieser Stunde taub machen mögen, doch während er Gott und die heilige Jungfrau anrief, war es ihm, als hörte er Axthiebe gegen das Stadttor, durch das die Feinde hereinkommen würden, um zu plündern und zu schänden, zu hängen und zu brennen.

Nach einer Weile leisen Betens gewahrte er jedoch, daß auf der ganzen Stadt Stille lag und die Kanonade aufgehört hatte. Nur von den Wällen her war ein schwaches Geräusch zu hören, als sprächen alle auf einmal; das Summen verstärkte sich und ward zu einem Getöse, das gleich darauf in ein Jubelgeschrei ausbrach.

Er erhob sich aus seiner knienden Stellung und sah eine weiße Fahne im schwedischen Hauptquartier wehen. Dann erklang ein Trompetenstoß und ein Paukenwirbel, was in gleicher Weise von den Wällen Lindaus beantwortet wurde. Und dann waren die Axthiebe gegen das Tor zu hören. Ein Boot stieß ab vom schwedischen Lager. Die Feldmusik spielte auf dem anderen Ufer. Und nun ging ein Ruf durch die Straßen der Stadt; zuerst undeutlich, wie die Wogen sich an den Uferklippen brechen, Lärm ohne Bedeutung, Schreien ohne Sinn. Aber es kam näher, und nun konnte er das letzte Wort „geschlossen" unterscheiden, ohne noch zu wissen, ob damit die Kapitulation gemeint war oder was sonst.

Schließlich erklang der Ruf immer deutlicher, da die Volksmenge sich in die Uferstraße wälzte, und Hüte und Mützen schwenkend riefen sie zu ihrem mutigen Bürgermeister hinauf:

„Der Friede ist geschlossen!"

* * *

Te Deum laudamus! wurde am Abend in der Franziskanerkirche gesungen, während die Einwohner der Stadt sich an den Weinfässern berauschten, die man von den Dörfern am Ufer geholt hatte.

Als die Messe zu Ende war, saßen der Bürgermeister und der Major bei einer Kanne „Seewein" in der „Krone".

Im Dachbalken, mitten im Saal, sah man die schwarze Kugel, welche die Fahnenstange niedergerissen hatte und durch Dach und Zwischendecke gedrungen war.

Der Bürgermeister betrachtete die dunkle Kugel, die mit ihren blanken Schrammen dem Vollmond glich, der aus sturmzerrissenen Wolken hervortritt, und er lächelte, lächelte zum ersten Male seit zehn Jahren. Doch gleich fuhr er zusammen, als habe er etwas Böses getan.

„Der letzte Schuß!" sagte er. „Lange her, seit dem ersten in Prag, ein ganzes Menschenalter. Und seitdem hat Böhmen zwei Millionen Menschen von seinen drei verloren; und in der Rheinpfalz ist nur der fünfzigste Teil der Einwohner übrig geblieben; Sachsen verlor eine Million von zwei; Augsburg zählt nicht mehr als achtzehn von seinen achtzigtausend. Und in unserem armen Bayerland verschwanden vor zwei Jahren hundert Dörfer in Rauch und Flammen. Hessen betrauert siebzehn Städte, siebenundvierzig Schlösser und vierhundert Dörfer. Alles wegen der Augsburgischen Konfession! Wegen der Augsburgischen Konfession ist Deutschland verwüstet, zerstückelt, von allen Meeren abgesperrt, ohne Luft gelassen, erstickt, verendet. Finis Germaniae."

„Es war wohl nicht die Augsburgische Konfession, die das getan hat," wandte der Major ein. „Hört nur den Franzosen dort im schwedischen Lager, wie er seine Messe hält als guter Katholik, und sagt dann, ob Luther und der Papst den Krieg veranlaßt haben! Nein, es war wohl etwas anderes!"

„Ja, es mag wohl auch etwas anderes gewesen sein!" antwortete der Bürgermeister, leerte sein Glas und ging heim, um ruhig zu schlafen — zum ersten Male seit dreißig Jahren — seit dreißig langen furchtbaren Jahren!

Verantwortlich für die Redaktion: Frau Klara Zetkin (Zundel), Wilhelmshöhe, Post Degerloch bei Stuttgart.
Druck und Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G.m.b.H. in Stuttgart.

# Für unsere Mütter und Hausfrauen

Nr. 9 ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ Beilage zur Gleichheit ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ 1917

**Inhaltsverzeichnis:** Werden. Gedicht von E. Gr. — Kranken- und Wöchnerinnenhilfe der organisierten Berliner Proletarierinnen. Von Luise Kähler. — Ein schlimmer Feind der Frauen. Von Schwester Lydia Ruehland. — Friedensbotschaft. Von Romain Rolland. — Feuilleton: Im Kriegsgebiet. Von einem im Felde.

## Werden.

Zwei Sonnen lösten sich vom Raum.
Aus sternenfernen Weiten
Zwang sie unheimlich magische Gewalt zusammen.
Glutwirbelnd
Verschmolzen sie in eins. —

Ein Weltenbrand! —
Und aus dem Brodelchaos,
Aus dem Gischt und Dampf taucht eine neue Sonne,
Größer, strahlender,
Und sieghaft nimmt sie ihre Bahn. — —

Wir trafen uns. —
Zwei Gluten flammten ineinander
Und lohten hoch empor,
Ein leuchtendes Triumphsanal der Liebe. —

Mein Weib ward Mutter. —
Ein neues Leben quillt in ihrem Schoße.
Geheimnisvoll in tausend Schleier eingehüllt,
Formt sich's dem Tage der Geburt entgegen. — —

Du! —
Meine Hoffnung, du!
Mein Unterpfand der Zukunft!
Werde stark und stolz und schön —
Und werde trotzig —
O, werde du ein Sonnenkind! — E. Gr.

○ ○ ○

## Kranken- und Wöchnerinnenhilfe der organisierten Berliner Proletarierinnen.

**Was wir erlebten, hat bewiesen, daß die Genossinnen Berlins recht taten, sich der Kranken und der werdenden Mütter anzunehmen.**

Als zu Kriegsanfang unsere Hilfsaktion einsetzte und unsere Abteilung für Kranken- und Wöchnerinnenfürsorge ins Leben gerufen wurde, stellte sich eine stattliche Reihe Genossinnen zur Verfügung. Nicht nur, um Recherchen zu machen, sondern auch, um das schwere Amt einer Krankenpflegerin zu übernehmen. Zwei parteigenössische Ärztinnen veranstalteten in ihrem selbstgeleiteten Mutterheim in dankenswerter Weise einige Kurse, die Anweisungen über Kranken-, Wöchnerinnen- und Säuglingspflege gaben. Schwer war das Amt unserer Pflegerinnen, denn nicht nur die Kranke, die Wöchnerin und das Neugeborene sollten gepflegt werden, auch für die Familie galt es zu sorgen: Das Essen für Mann und Kinder zu bereiten, den Haushalt in Ordnung zu halten und sich der Kleinen anzunehmen. Unsere Fürsorge wendete sich ja nicht nur den Kriegerfrauen zu, sondern auch arbeitslosen Familien.

Überall sah es traurig aus, viel Elend zu mildern, manche Träne zu trocknen war unser Bestreben. Wir waren glücklich, helfen zu können. Unsere Arbeit allein tat es natürlich nicht, hinzu kam das tröstende Wort und die offene Hand. In reichlichem Maße konnten wir im ersten Kriegsjahr geben, denn verschiedene Vereine, bessergestellte Genossinnen und insbesondere die „Konsumgenossenschaft von Berlin und Umgegend" hatten uns Mittel zur Verfügung gestellt, die uns dies ermöglichten. Wie schnell wurden Wöchnerinnen gekräftigt, weil sie von uns 20 bis 40 Liter Milch und, wenn nötig, noch mehr erhielten. Vom Tag ihrer Meldung an verloren wir die Schwangeren nicht mehr aus den Augen. Deshalb war auch die Arbeitsleistung unserer Genossinnen ungeheuer. In den ersten vier Monaten hatten sich über 500 Pflegebedürftige gemeldet, und alle konnten versorgt werden. Es wurde nicht nur für das kommende Kindchen die Wäsche besorgt, nein, auch die Mutter und die übrigen Kinder wurden eingekleidet, wenn es not tat. Wie sauber lagen unsere Wöchnerinnen in ihrem Bett, und oft ist unseren Genossinnen von Hebammen versichert worden, es sei eine Lust, mit ihnen zu arbeiten. Unermüdlich, wie eine Mutter für ihr Kind sorgt, waren sie um ihre Pfleglinge bemüht. Nebenher verrichteten einige Genossinnen noch Näharbeiten, und wahre Wunder entstanden unter ihren Händen. Aus alten Sachen wurden neue gemacht, nie gab man ein Stück aus der Hand, das nicht sofort gebraucht werden konnte. Da wurden Anzüge, Kleider, Hemden, Schürzen, Mäntel, Mützen angefertigt, und alles auf das netteste hergerichtet. Hübsch sollten unsere Kinder aussehen! Hübsch sollte es auch in den Haushaltungen sein. Aber ach, was für „Haushaltungen" fanden unsere Genossinnen? Einige Beispiele mögen dies zeigen:

Der Vater, ein Arbeiter, ist im Krieg. Vor dem Krieg ist er lange arbeitslos gewesen. Die vier Jungen sind Prachtkerle, die Mutter ist schwanger. Das Hausgerät besteht aus einem großen Bett, sonst nur aus Kisten und Kasten, die Tisch und Stühle ersetzen. Der kleinste zweijährige Junge liegt in einem viel zu kleinen Blockwagen, so daß das Köpfchen niedrig gebettet ist und die Beinchen oben rausgucken. Hier galt es schnell zu helfen. Nicht 24 Stunden, und Mutter hatte ihr Bett für sich allein, und für je zwei Kinder war gleichfalls eins besorgt. Tisch und Stühle, dazu ein wirklich schönes Sofa konnten wir beschaffen. Kein Wunder, daß die Freude in der Familie groß war.

Ein anderer Fall. Der Vater im Krieg, die Mutter liegt zu Bett. „Wir haben ein Schwesterchen bekommen," so tönt es uns wie aus einem Munde von den Kindern entgegen. Ihrer acht zählt die Familie. Das älteste, ein zwölfjähriger Junge, ist das reine Hausmütterchen. Er sorgte für alles — nur Brot hatte er heute abend nicht mehr haben können, denn Geld war nicht da, und die geschenkte Marke war unverwendbar, weil bei dem betreffenden Bäcker das Brot ausgegangen war. „Junge, lauf, hier sind 50 Pfennige," sagt unsere Genossin, „hole bei einem anderen Bäcker ein Brot." Sie brauchte es nicht zweimal zu sagen. Als dann die Genossin die Kinder ermunterte, sie sollten sich ordentlich satt essen — sonst durfte nur eine Schnitte gegessen werden —, da war der Jubel groß. Diese Kinder waren trotz ihrer großen Armut lustig und vergnügt. Wenngleich die Mutter schon vor dem Krieg mitverdient — Bandagen genäht — hatte, war es den Eltern doch nicht möglich gewesen, ihr Dasein besser zu gestalten. Die kleine abgearbeitete Frau lag in ihrem Bett, jetzt von Sorgen gequält, wie es weiter werden solle. Die einzigen Bettstücke hatte die Wöchnerin. Die Kinder lagen wohl in Bettstellen, darin lagen aber statt Betten Säcke, über die tagsüber roter Kattun gebreitet war, der nachts als Zudecke diente. Auch hier wurde so schnell wie möglich nach besten Kräften geholfen.

Ganz verstört kam ein junges Mädchen zu uns, um für ihre Nachbarin, eine junge Kriegerfrau, Hilfe zu erbitten. Diese hatte in der Nacht entbunden, für das Kindchen war weder Hemdchen noch Jäckchen da, man hatte es einfach in ein Tuch gehüllt. Wir gaben sofort Säuglingswäsche mit und besuchten später die junge Mutter. Die Wohnung war eine Küche, als Möbel darin eine Feldbettstelle, ein Stuhl und ein Reisekorb. Die Wöchnerin lag buchstäblich nur halb im Bett, weil sie fürchtete, das Kindchen sonst zu erdrücken. Hier galt es, vor allem für Mutter und Kind sofort eine ordentliche Lagerstätte zu beschaffen. Bei den späteren Besuchen trafen wir den jungen Vater hochbeglückt, daß nicht nur für sein Kind, sondern auch für sein Frauchen gesorgt worden war.

Eines Tages wurde eine schwangere Blinde zu uns geführt, ihr Bräutigam war gleichfalls blind. Der Krieg hatte verhindert, daß die beiden sich geheiratet hatten. Er hatte die Arbeit des Mannes so verringert, daß er kaum sein eigenes Leben fristen konnte. Die Schwangere ernährte sich durch Verkauf von Band und Zwirn, außerdem erhielt sie von der Armenverwaltung eine kleine Unterstützung. In ihrer Freude, bei uns Hilfe zu finden, erklärte sie: „Sie sind meine einzige Rettung, überall bin ich abgewiesen worden, weil ich Almosenempfängerin bin." Das Mutterglück der Armen war kurz, das Kindchen starb nach drei Wochen. Zwei Jahre haben wir der Blinden zur Seite gestanden, und noch heute holt sie sich ab und zu Rat bei uns.

Von der Entbindungsanstalt Ziegelstraße wurden wir telephonisch angerufen. Eine Frau wünschte unseren Rat und unsere Hilfe. Fünf Tage waren seit der Entbindung vergangen, und nun sollte sie die Anstalt verlassen. Sie konnte unmöglich allein mit ihrem Kindchen nach Hause fahren. Flugs wurde die Genossin, die für die Pflege in Betracht kam, per Rohrpost herbeigerufen, ein Auto genommen, und in Decken wohl verhüllt brachten wir Mutter und Kind nach Hause. Das Bett wurde bezogen, die Stube gewärmt, und nachdem die Pflegerin für die Wöchnerin gesorgt hatte, machte sie in der Wohnung alles blitzeblank.

Eine Pflegerin wurde verlangt für eine schwerkranke Frau, die eine Fehlgeburt hinter sich hatte. Eine Familie fahrender Leute. Bei Kriegsausbruch hatten sie ihren großen Zirkus in Ostpreußen lassen müssen und waren nun aller Barmittel beraubt nach Berlin gekommen. Ein Töchterchen von neun Jahren hatte bis jetzt fürs Muttchen gesorgt. Der Mann, von früh bis abends unterwegs, kam stets mit einer Einnahme nach Hause, die fast nur aus Pfennigen bestand. Eines Tages klagte er weinend unserer Genossin: Die Pfennige sind bitterer erworben, als wenn ich schwere Arbeit verrichten müßte, sie sind ersungen. Da wußte unsere Genossin genug. Sie ging 8 Wochen als Pflegerin in der Familie ein und aus, und oft ist der Ausspruch gefallen: „Sie sind unser guter Engel."

Wie viele Fälle erschütternder Not könnten hier noch aufgezählt werden. Doch genug. Bei den meisten Wöchnerinnen mußte die Erstlingswäsche gegeben werden. Jedesmal beschlich uns ein wehes Gefühl, wenn wir daran dachten, welche Wäscheanschaffung einer Proletariermutter empfohlen, welche gute Ratschläge ihr erteilt werden. Ach, die Arbeiterfrauen würden wohl alle danach handeln, wenn sie nur wüßten, wo dazu hernehmen. Der überraschend aufgezogene Weltkrieg hatte die Lage der werdenden Mütter verschlimmert, denen wir beistanden. Sie waren rat- und hilflos. Auf ihren Lippen war die bange Frage, was nun werden sollte, wo Brot, wo Existenzmittel hernehmen, woher eine Hebamme bekommen ohne Bezahlung, ohne Inanspruchnahme der Armenverwaltung. Wir nahmen ihnen diese Sorgen ab. Auf eine Eingabe an das Ministerium des Innern wurde uns die Antwort, daß die verbündeten Regierungen ersucht seien, Anordnungen zu treffen, daß die unentgeltliche Zuweisung von Hebammen an Frauen, deren Männer im Felde stehen oder durch den Krieg arbeitslos geworden sind, nicht als Armenunterstützung behandelt wird, die den Verlust öffentlicher Rechte nach sich zieht. Das aber gemäß der Rechtsauffassung, die sich auf das Reichsgesetz vom 15. März 1909 und die entsprechenden Landesgesetze stützt, wie dies in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" am 21. August 1914, Nr. 197 dargelegt worden ist.

Anfang Dezember 1914 trat die von uns schon lang geforderte Reichswochenhilfe in Kraft. Kam sie erst auch nur den Kriegerfrauen zugute, so war sie doch ein Schrittchen vorwärts. Sofort spürten wir die Folgen: die Gesuche um Pflegerinnen wurden weniger. Als dann im April 1915 die Reichswochenhilfe weiter ausgedehnt wurde auf die Kriegerbräute und die in den Krankenkassen Versicherten, ging die Arbeit noch mehr zurück. Unsere Genossinnen brauchten nun nicht mehr zu pflegen. Immer mehr Schwangere kamen dem guten Rat nach, im Krankenhaus niederzukommen, da die Reichswochenhilfe zur Bestreitung der Unkosten ausreiche. Unsere Hilfe konnte sich auf das Geben von Wäsche und sonstiger Sachen beschränken. Es war auch gut so. Unsere Genossinnen nehmen unentgeltlich die schwere Arbeit der Pflege auf sich. Bei der Länge des Krieges bedeutet das ein immer schwereres Opfer. Auch aus ihren Familien wurden die Männer eingezogen, und unsere Genossinnen mußten fürs tägliche Brot arbeiten. Die Zahl der Helferinnen wurde kleiner und kleiner, und jetzt ist es nur noch ein Häuflein Weniger, die sich immer wieder der verantwortungsreichen Arbeit widmen.

Mit der Zeit sind neue Sorgen an uns herangetreten durch die Erhöhung der Kurkosten in den Krankenhäusern, der die Nichterhöhung der Reichswochenhilfe gegenübersteht. War es früher ein einfaches Rechenexempel, den schwangeren Frauen nachzuweisen, wie vorteilhaft die Entbindung im Krankenhaus wäre, so stoßen wir jetzt auf Widerstand. Die Reichswochenhilfe für die ersten 10 Tage mit Hinzuziehung des Hebammengeldes reicht nicht aus, um die Kurkosten zu decken. Hoffentlich werden wie in Leipzig, Halle und Königsberg die Krankenkassen eine Erhöhung des täglichen Krankengeldes respektive Wöchnerinnengeldes eintreten lassen. Namentlich aber müßte das Reich hier eingreifen. Für Mutter und Kind wäre es dringend erforderlich. Gerade jetzt bei der schwierigen Milch- und Nahrungsversorgung wäre beiden am besten geholfen, wenn die Schwangeren ihre Niederkunft im Krankenhaus abwarten könnten.

Nicht oft genug kann betont werden, daß das Durchkommen für die werdenden Mütter jetzt besonders schwer ist. Früher erhielten manche auf Gesuch, auch unsererseits, vom „Vaterländischen Frauenverein" eine Frühunterstützung von wöchentlich 3 Mk. vom dritten Monat der Schwangerschaft an. Diese Unterstützung ist schon seit 1915 bedeutend eingeschränkt worden. Die Schwangeren erhalten sie jetzt erst vom siebenten Monat an. Auch nicht immer in bar, sondern in Naturalien, zum Beispiel Kohl, Puddingpulver, Soße zu Gulaschkartoffeln usw. Da solche Eßwaren für Schwangere weniger geeignet sind, auch nur ein Teil der Schwangeren diese Unterstützung erhält, haben wir an das Kriegsernährungsamt den Antrag gestellt, daß den Frauen der Minderbemittelten vom dritten Monat der Schwangerschaft an wöchentlich ein Pfund Haferflocken oder ein Pfund andere Suppenpräparate zugänglich gemacht werden sollten. Antwort ist leider noch nicht erfolgt, jedoch hoffen wir, daß der bescheidenen Forderung entsprochen wird. Andere Gesuche an Behörden usw. sind in großer Zahl eingereicht und auch stets befriedigend erledigt worden.

Nur ein kleiner Bruchteil vom Erlebten und Erwirkten ist hier wiedergegeben worden. Er beweist, daß unsere Tätigkeit einem dringenden Bedürfnis entsprochen hat. Vielen Wöchnerinnen, ob ledig oder verheiratet, ist geholfen, viele Kranke sind gepflegt worden. Viel Not wurde gemildert, Verzagte wurden aufgerichtet, Verzweifelte mit neuem Lebensmut erfüllt. Wir wünschen unsere Tätigkeit mindestens bis zum Kriegsende fortzusetzen. Deshalb müssen nicht nur unsere wackeren Genossinnen treu und opferbereit bleiben, sondern wir bedürfen auch der weiteren Förderung unseres Werks durch die Freunde, die uns seither mit Geldmitteln beistanden. Wir ersuchen, es uns weder an Mitteln noch an persönlicher Arbeit fehlen zu lassen.

Luise Kähler.

o o o

## Ein schlimmer Feind der Frauen.

Von Schwester Lydia Ruehland.

Nicht oft und eindringlich genug kann man die Frauen darauf hinweisen, welch tückischer Feind der Alkohol ist. Er begnügt sich nicht damit, unmittelbar offen blühendes leibliches und seelisches Leben zu würgen. Seine zerstörende Kraft wirkt über die zunächst ergriffenen Opfer weiter, Geschlecht nach Geschlecht schädigend, dem Verderben überliefernd. In Nummer 2 wurde ausgeführt, daß der Alkohol das menschliche Keimplasma entwertet. Welche entsetzliche Folgen das für die Kinder von Alkoholikern hat, lernt man oft genug kennen, wenn man beruflich und praktisch sozial arbeitet und die Schattenseiten des Lebens anders sieht als nur aus der Vogelschau. Der Menschheit ganzer Jammer packt den, der den Schleier hebt. Ein Bild dazu: Ostern stand vor der Tür. Ich hatte den Auftrag, ein 18jähriges Mädchen nach Jena zu Binswanger zu bringen. Ich holte die Kranke von Marburg aus der Beobachtungsklinik für Geisteskranke. Gern hätte ich den Transport auf den Tag nach dem Feste verschoben, denn das Mädchen hatte Tobsuchtsanfälle, und wir bekamen infolge lebhaften Reiseverkehrs kein Einzelabteil. Aber es fehlte an Platz in der Beobachtungsklinik, und so mußte ich am ersten Osterfeiertag das Mädchen holen. Ein hübsches, frisches Menschenkind, das durchaus nicht den Eindruck einer Geisteskranken machte. Ich blätterte in den mitgeführten Akten: Vater ist Alkoholiker, Mutter in der Arbeitsanstalt. Wenige Worte nur, aber eines Menschen Schicksal war damit besiegelt und in ihnen begründet. Das Endziel war das Irrenhaus. Das Mädchen war auffallend ruhig, die vielen Menschen wirkten wohl stark auf sein Gemüt ein, es mußte neue und immer wechselnde Eindrücke aufnehmen. Nur ab und zu frug es mich eindringlich: „Nicht wahr, Schwester, meine Mutter ist keine Dirne — und mein Vater soll ein Strolch sein, ein Vagabund————?" Diese Worte hatte die Kranke vor ihrer Unterbringung in Marburg von liebloser Seite in ihrem Heimatdorf hören müssen; sie waren haften geblieben. Das unglückliche Kind empfand die Kränkung derer, denen es sein Leiden verdankte, als etwas Tiefschmerzendes, das bewies die immer wiederholte Frage.

Ein anderer Fall: Ein kleiner dreijähriger Junge, schwer rhachitisch, mit allen Anzeichen, sich zum Krüppel auszuwachsen, soll in ein Krüppelheim. Der Vater war kein eigentlicher Trinker, er fand nur am Samstag den Weg schwer nach Hause, die Mutter, eine sehr ordentliche und bildhübsche Frau, eine anerkannte Dorfschönheit, litt schwer unter den Verhältnissen, die immer mehr rückwärts gingen, denn der Mann verjubelte an dem einen Tag so ziemlich den Verdienst der Woche. Eine schleichende Krankheit, die eines Tages galoppierend wurde, erlöste die junge Frau. Der Mann ging vierzehn Tage später schon wieder auf Freiersfüßen und fand auch ein Liebesobjekt, denn es gibt leider Frauen, die alles Frauenstolzes bar sind. Aber niemand kümmerte sich um das

kleine Kerlchen daheim. Das saß in seiner Bettstatt, und nur ab und zu kam eine mitleidige Nachbarin und gab ihm eine Brotrinde und eine Suppe.

Die Hebamme meldete den Fall. Da das Dorf zu meinem Bezirk gehörte, sollte ich das Kind in ein Krüppelheim bringen. Lange genug dauerte es, ehe die Sache in Gang kam, denn die wenigen Freibetten in diesen Anstalten sind nie frei, wenn man sie nötig hat. Fast immer scheitert eine sofortige Unterbringung an dem Fehlen des klaren Nachweises: „Wer bezahlt die Unterhaltskosten?" In dem Falle zahlte nach vielen Schwierigkeiten der Vater, die Gemeinde und eine Stiftung je einen Bruchteil der Kosten. An einem glutheißen Augusttag ging die Reise los. Die gutherzige Hebamme trug das Kind bis zur Bahn, schweißtriefend natürlich, denn man hatte dem Bübchen seine sämtlichen Kleidungsstücke an den Leib gezogen, sogar die dicke gestrickte Wollmütze mit den Ohrenklappen fehlte nicht. Ich nahm im Abteil dem Kind alles ab, Stück für Stück. Es hatte zur Folge, daß ein Herr und eine Dame auf der nächsten Station das Coupé wechselten, tief entrüstet, denn „so was gehört doch nicht in die zweite Klasse". Unterwegs bot ich dem Kind an, was ich mitgenommen hatte, falls es unruhig werden sollte: Schokolade, Apfelsine, eine trockene Brotrinde. Es griff nur nach der letzteren, diese Nahrung kannte es, die unbekannten Dinge lehnte es ab. Es war ein erschütterndes Häuflein menschliches Elend, was da vor mir saß, in die Wagenecke gedrückt! Denn das arme Kind stand auch geistig auf niederster Stufe. Nur ein paar herrliche klarbraune Augen söhnten mit dem abstoßenden Äußeren des Bübchens aus, und diese Augen waren das einzige Erbteil seiner Mutter, sie waren menschlich, Körper und Gebaren hatten etwas, das an ein Tier gemahnte. Auf einmal rollten aus diesen Augen still und lautlos dicke Tränen. Kein Laut, kein Schrei nach Kinderart kam über die Lippen, der kleine dreijährige Junge weinte, wie nur ein Mensch in tiefster Resignation weinen kann, wenn ihm das Leben alles genommen und nichts gelassen hat. Als wir ausstiegen, brannte die Sonne unbarmherzig auf uns nieder. Kein Wagen war an der Station, die Anstalt lag auf der Höhe in halbstündiger Entfernung. Zwei gutmütige Frauen trugen mir das schwere, weil unbeholfene Kind im Waschkorb hinauf. Als ich da oben im Krüppelheim alle die vielen großen und kleinen verkrüppelten Menschenkinder beieinander sah, da stieg in mir gegen die Eltern, die solchen Nachwuchs gezeugt, ein Haß auf, der nicht abwog, ob er recht oder unrecht ist.

Wer Elendsbild auf Elendsbild geschaut hat, wie auch beim Alkohol die Sünden der Väter an den Kindern heimgesucht werden, dem wird es unbegreiflich bleiben, wie Eltern — auch in unseren Reihen — ihren Kindern im Wirtshaus Bier zu trinken geben können. Würde der Vater dem Sechsjährigen eine Zigarre anbieten? Das Beste ist, die meisten Kinder wollen gar kein Bier, sie verziehen den Mund, denn gar bitter ist der Tropfen, von dem sie sich viel versprechen, weil die Erwachsenen das Bier genießen und weil sie „nur ein Schlückchen" nehmen dürfen. Das „Schlückchen zum Kosten" reizt zum Verlangen nach mehr, und nicht immer haben die Eltern die Einsicht und Kraft, dem Verlangen mit einem bestimmten Nein! zu antworten. Vielzuviele sind in dem alten Aberglauben aufgewachsen, daß der Alkohol nähre und stärke und „ein Schlückchen" dem Kinde nichts schade. Sie vermögen nicht mehr, sich zu besserer Einsicht und zum richtigen Handeln durchzuringen.

Ein hoffnungsreicher Wandel zeigt sich in unserer Jugend. Sie beginnt klar den Zusammenhang zu erfassen, der besteht zwischen dem Kampf gegen den Alkohol und dem Kampf für die Befreiung der Menschheit aus unwürdiger Sklaverei und für all die herrlichen Ziele, die sich im Sozialismus einen und verwirklichen. Unsere Jugend, auf deren Schultern augenblicklich ein gut Teil Pflichten liegt, die sonst die Älteren zu erfüllen hatten, diese Jugend hat bereits in ihren Organisationen, wie selbst die Gegner anerkennen müssen, dem Teufel Alkohol den Kampf angesagt. Sie hält es vielfach für unter ihrer Würde, mit Alkohol ihre Vergnügen zu „heben", ihre Köpfe „aufhellen" zu lassen. Und wer schon bei Jugendveranstaltungen war, weiß, wie voll Leben, Lust, Witz und Verstand sie sind, trotzdem kein Alkohol geschenkt wird oder besser: eben deshalb. Unsere Jugend wird, wenn sie heranwächst, auch dafür sorgen, daß alkoholfreie Volkshäuser gebaut werden. Heute steht und fällt die Rentabilität der meisten Volkshäuser, Waldheime und dergleichen Einrichtungen mit dem Verbrauch an alkoholischen Getränken. Dank der schamlosen Ausbeutung und starken Reklame des Alkoholkapitals sind die meisten Wirtschaften gezwungen, Alkohol zu schenken. Und die meisten Arbeiter und Arbeiterfrauen glauben noch dem schlechten Märchen von der nährenden oder gesundheitfördernden Kraft des Alkohols. Da wird es einen harten Kampf kosten, bis die alte Welt überwunden ist. Aber um den Alkohol und seinen Erzeuger, das Alkoholkapital, zu besiegen, gilt es vor allem, die Masse des Volkes und zumeist jede Mutter aufzuklären über die zerstörenden Wirkungen des Giftes. Gerade uns als Sozialdemokraten muß es klar werden, daß wir kein denkklares, energievolles, kampffreudiges Geschlecht heranziehen können, solange wir zu allem anderen Elend der kapitalistischen Wirtschaftsordnung unsere eigenen Kinder bereits im Mutterleib und später in zarten Kinderjahren aus Unkenntnis und Vorbedacht langsam vergiften und lebensschwach machen. Wahrlich, die arbeitenden Massen bedürfen aller geistigen und körperlichen Fähigkeiten zum Kampfe für ihre Befreiung als Klasse. Sie haben schon der Sorgen und Nöte genug, sie bedürfen nicht des falschen „Sorgenbrechers" Alkohol, der ihre Armut noch verschärft, ihren Jammer steigert. Zumal die proletarischen Frauen haben allen Grund, sich dagegen zu wehren, daß die Sorgen um Brot und Familie durch den Alkohol noch drückender werden. Ein Tor, wer seine Rute selber bindet.

o o o

## Friedensbotschaft.

**Von Romain Rolland.**

In dem Abgrund von Jammer, in dem Europa versinkt, sollten alle, die eine Feder führen, es mit ihrem Gewissen nicht vereinbar halten, ein Leiden mehr zu dem Berg von Leiden oder neuen Haß in den verzehrenden Strom von Haß zu tragen. . . .

Ich habe mir die Aufgabe gestellt, den feindlichen Brüdern Europas nicht das Schlechteste, sondern das Beste, was ihnen gehört, in Erinnerung zu bringen — die Gründe, die auf eine liebreichere Menschheit hoffen lassen.

Für die große Zahl derer, die sich durch den Glauben an einen Fortschritt ohne Rückschlag hatten einlullen lassen, war das Erwachen hart, und nun fallen sie von den widersinnigen Zuchtlosigkeiten eines faulen Optimismus in den Taumel eines Pessimismus ohne Grenzen. Sie sind nicht gewohnt, den Blick unbeirrt auf das Leben zu richten. Eine Mauer bequemer Illusionen versperrte ihnen die Aussicht auf den schmalen Weg der Menschheit, der sich am Felsen in die Höhe windet. Der Stein bröckelt stellenweise ab und der Boden gibt nach.

Dennoch müssen wir empor. Wir werden vorwärts kommen! Unsere Väter haben ganz anderes erfahren! Wir haben es nur zu sehr vergessen. Unsere Jahre liefen, abgesehen von einigen Stößen, auf weichen Rädern. Aber stets sind die ruhigen Zeiten weniger häufig gewesen als die Zeiten der Prüfung, und was heute geschieht, ist nur für jene unerhört, die in der unerhörten Unbekümmertheit einer nicht vorwärts noch rückwärts schauenden Gesellschaft dahinträumten. . . . Der Mensch verbannt die lästigen Ereignisse gern aus der Erinnerung. Aber in der Weltgeschichte ist Ruhe selten gewesen, und die größten Geister sind nicht aus ihr hervorgegangen. Schauen wir furchtlos in den entfesselten Strom.

Wer den Rhythmus der Geschichte vernimmt, dem mündet alles zum gleichen Zweck, das Schlechteste wie das Beste. . . . In Jahrhunderten wurde die Einheit Frankreichs durch die Kämpfe zwischen den Provinzen geschmiedet. Jede Provinz, jedes Dorf war einmal das Vaterland. Jetzt läßt der Krieg, der das Blut Frankreichs und Deutschlands mischt, die beiden Völker dieses Blut aus demselben Glase trinken, für ihre künftige Einigung. Ob sie sich auch grimmig zerfleischen, ihr Ringen bindet sie. Was sie auch tun mögen: diese Armeen, die sich bekämpfen, sind sich innerlich näher als vorher, da sie sich nicht gegenüberstanden. Zahlreiche Zeugnisse von den beiden Fronten haben uns deutlich den gegenseitigen Wunsch gezeigt, trotz des Kampfes in den Augen der anderen zu lesen; diese Leute, die sich von Schützengraben zu Schützengraben belauern, um sich aufs Korn zu nehmen, sind vielleicht einander feind, aber nicht mehr fremd. . . .

Das gigantische Chaos, worin, wie zu der Zeit, da die Erde sich in glühendem Flusse bildete, heute alle menschlichen Elemente der drei alten Kontinente aufeinanderstoßen, ist eine Rassenchemie, worin durch die Gewalt und den Geist, durch Krieg und Frieden, die künftige Vereinigung der beiden Welthälften bereitet wird, der beiden Hemisphären des Gedankens, Europas und Asiens. Es ist keine Utopie: seit manchen Jahren kündet sich diese Annäherung durch tausend verschiedene Zeichen an: geistige und künstlerische Beziehungen, Politik, Interessen. Und der Krieg hat diese Bewegung noch beschleunigt. . . .

Es entstehen mitten im Kampfe Stiftungen für den geistigen Völkerfrieden, gleich Leuchttürmen, die den einsamen Schiffen den

fernen Hafen zeigen, wo sie Seite an Seite ankern werden. Die Menschheit befindet sich am Eingang eines Weges. Der Eingang ist eng, man drängt sich, um durchzukommen. Aber ich sehe die große Straße der Menschheit breiter werden und allen Raum bieten. Ein tröstlicher Anblick in den Schrecken der Stunde! Das Herz leidet, aber der Geist wandelt im Licht. . . .

Mut, Brüder! Noch können wir hoffen, trotz allem. Die Menschen, ob sie wollen oder nicht, marschieren unserem Ziel entgegen — selbst die, die ihm den Rücken zuzuwenden glaubten. Im Jahre 1897, zu einer Zeit, da die Ideen des internationalen Friedens zu triumphieren schienen, sprach der weise Renan zu mir die prophetischen Worte: Sie werden eine große Reaktion erleben. Alles, wofür wir eintreten, wird zerstört zu sein scheinen. Aber man lasse sich nicht beunruhigen. Der Weg der Menschheit ist ein Bergpfad: er steigt in Windungen, und es scheint zuweilen, als ob man rückwärts komme. Aber es geht immer aufwärts!

## Feuilleton

### Im Kriegsgebiet.

Von einem im Felde.

Der lange Transportzug hält am Bahnhof der Garnisonsstadt. Die Mannschaften stehen feldmarschmäßig auf dem Bahnsteig, umdrängt von Frauen, Geschwistern, Eltern, Kindern und Freunden. Das Zeichen zum Einsteigen ertönt; im Handumdrehen sind die Wagen bis auf den letzten Platz gefüllt. Jeder richtet sich an seinem Platze ein, so gut er kann. Rucksack und Gewehr, Lederzeug und Brotbeutel, und was sonst noch an Habseligkeiten der Krieger bei sich führt, werden verstaut. Bald ist der letzte Abschied genommen, sind die letzten Worte gewechselt. Der Zug setzt sich in Bewegung. Auf Wiedersehen! ruft die Menge. Die jüngeren Soldaten, die noch nie draußen waren, juchzen und schreien. Die älteren Männer, die das Furchtbare draußen schon kennen, sind ernst und schweigsam. Auf Wiedersehen! Schon in wenigen Tagen wird mancher, der heute noch gesund und warm aus dem Abteilfenster winkt, zerfetzt und blutend am Boden liegen. Wen mag es treffen? Dunkel und schwer wie die Herbstnacht, die herandämmert, schwebt das Schicksal über dem Zug. Gleichgültig und hart rollten die Räder hinaus in die Finsternis.

* * *

Es ist Nacht. Die Räder rollen und stampfen. Das Auge entdeckt nichts von der Gegend, durch die wir fahren. In der Mitte des Wagens brennt trüb die kleine Flamme. Wir sind müde und schweigsam geworden. Einige haben ihre Wolldecke vom Tornister geschnallt und auf den Boden zwischen die Bänke gebreitet. Dort liegen sie mit dem Mantel zugedeckt und schlafen. Einer träumt unruhig, murmelt einige unverständliche Worte und wälzt sich auf die Seite. Träumt er von den Gefechten, die er schon mitgemacht? vom Minenfeuer, von dem atemlosen Ausharren im Stollen? vom mörderischen Sturmangriff? Eine dunkle Narbe, die vom Kopf übers Gesicht läuft, verrät, daß der Tod ihn schon einmal gesucht hat. Einmal ist er ihm entronnen. Man hat ihn verbunden und gepflegt, er ist wieder felddienstfähig. Zum zweitenmal fordert man von ihm, daß er dem Tod ins Auge schaue. Hinten im Wagen hebt einer zu singen an:

Und die Vögelein im Walde
Die singen gar so wunderschön.
In der Heimat, in der Heimat
Da gibt's ein Wiedersehen.

Die Gedanken der Schlafenden wie der Wachenden weilen in der Heimat.

* * *

Ein nebeliger Morgen graut. Wir fahren durch unbekannte Gegenden. Hohe bewaldete Bergkuppen grüßen ins Wagenfenster, finstere Tannen, gelbe Buchen. Ein Fluß fließt rasch, vom Regen geschwollen, heimatwärts. Im Tale, das breiter wird, tauchen gewaltige Hochöfen auf. Ihre Schlote ragen wie dunkle Riesenkämme in die heller werdende Landschaft. Bald sind wir mitten in einem brausenden Industriezentrum, darüber Tag und Nacht schwere Rauchfahnen wehen. Alles schaut aus den Fenstern. Sieh da, die ärmlichen, verrußten Mietkasernen der Bergleute und Hüttenarbeiter! Dort die gewaltigen Hüttenwerke, wie riesige Trutzburgen! Hier sind die Schachteingänge; Drahtseilbahnen fördern unaufhörlich das Erz zutage. Aus den Walzwerken glüht Feuerschein und tönt unaufhörlich der Klang des Eisens. Eisen, Eisen, wohin man schaut! Eisen und Kohle! Und riesenhafte Bahnanlagen mit fahrenden Güterzügen und Lokomotiven. Riesenkrahnen! Und dann wieder Schmelzöfen! Ein gewaltig-düsteres Panorama, das sich unauslöschlich dem Hirn einprägt. Diese Industrie ist Vorspiel und Hintergrund des Krieges. Weil hier tausend Hände sich regen, Tag und Nacht, Nacht und Tag, weil diese Eisenmassen zutage gefördert und verarbeitet werden, weil hier eine Menge Weiber, Männer, Kinder sich in Schweiß und Armut mühen, darum . . . darum ist dieser Krieg so ungeheuer groß und schrecklich geworden. Wenn hier einmal alles still läge . . . wenn diese riesigen Anlagen nur Werke des Friedens schüfen, wenn diese wimmelnde, fleißige Masse nicht mehr nur dienen wollte, sondern auch den Zweck ihrer Arbeit selbst bestimmte . . . Wenn . . . Der Zug rollt weiter und weiter. Die Morgensonne sprüht ihr Gold auf die verschwindenden Hochöfen.

* * *

Die zweite Nacht unterwegs. Etwa alle acht Stunden hält der Zug an irgend einem Bahnhof, die Mannschaften steigen aus und erhalten Verpflegung. Postkarten sind unterwegs geschrieben worden, Schaffner, Landstürmer werden bestürmt, sie doch ja in den Kasten zu werfen. Noch sehe ich an einem kleinen deutschen Bahnhof ein strammes zwölfjähriges Mädchen mit langen braunen Zöpfen, wie sie von Wagen zu Wagen eilte, die Schulmappe in der einen Hand, mit der anderen die zahllosen Karten in Empfang nehmend, die aus allen Fenstern ihr noch zugereicht wurden. Sie steckt sie eifrig in die Mappe, die ganz dick davon wird. Und zweifellos bringt sie alle gewissenhaft sofort zur Post. Eitle Hoffnung! Eure Lieben in der Heimat, Kameraden, erhalten diese Karten erst, wenn ihr schon lange an Ort und Stelle seid. Früher werden sie nicht befördert. So will es das militärische Interesse.

Bald liegt die Grenze hinter uns. Fremdartige kleine Bahnhöfe fliegen vorüber, mit fremdartigen Namen, aber deutsches Personal und deutsche Landstürmer stehen auf dem Bahnsteig. Es ist, als ob mit der anderen Sprache das letzte Band mit daheim durchschnitten wäre. Die Soldaten schauen sich an: Jetzt wird's ernst.

* * *

Frankreich! Wir fahren durch sanftes Hügelland. Kleine Dörfer mit niederen roten Backsteinhäusern, stattliche „Fermes" mit hohen Scheunen, von roten Backsteinmauern eingeschlossen, saftige Viehweiden, durch Hecken von einander geschieden, braune und schwarzgefleckte Viehherden! Bilder des lieblichsten Friedens! An den Straßen lange, schlanke Pappelreihen. Fast in jedem Dorf ein schmuckes Schlößchen, von hochstämmigen Parkbäumen umgeben. — Einer, der beim Vormarsch dabei gewesen, erzählte von den Gefechten vor zwei Jahren.

Seht, die ersten zerschossenen Häuser und Gehöfte! Ein Soldatenfriedhof! Alte Schützengräben, von Brombeersträuchern überrankt, mitten im Wald! — Wir halten lang an einem Bahnhof. Ein Zug, gedrückt voll mit belgischen Arbeitern, lauter jungen, kräftigen Burschen, rollt langsam an uns vorbei. Die Belgier und wir verständigen uns mit Gebärden und einigen französischen Brocken. Die belgischen Jungen lachen vergnügt und rufen: „Nix in Krieg." Jeder trägt einen großen wollenen Schal um den Hals und hat die Mütze verwegen aufs Ohr oder in den Nacken gestülpt.

* * *

Der dritte Tag unterwegs. An einem kleinen Bahnhof steigt unser Transport aus. Wir horchen auf: Die ferne Schlacht grollt und donnert in unseren Ohren. Auf einer verschlammten, ausgefahrenen Straße marschieren wir dem dumpfen Donner entgegen. Unaufhörlich jagen Autos an uns vorbei, schwere Lastwagen knarren, Munitionskolonnen und Bagagen kommen und gehen. Dazwischen Reiter und Fußgänger, Radfahrer und fauchende Motorräder. Der Dreck und Schlamm spritzt an uns hoch. Oft ist kaum Platz zum Ausweichen. Öd und traurig dehnt sich das sanftgewellte Land. Schwere Kolonnen sind über die Wiesen gefahren; an Stelle des grünen Graswuchses sind nur regengefüllte Radfurchen, Schlamm und Schmutz. Dort steht ein Getreidefeld, grau und verfault. Es geht auf den Winter, aber Rüben und Kartoffeln sind noch im Boden. Mit wieviel Fleiß und Hoffnungen wurden diese Felder noch im Frühjahr bebaut! Jetzt fahren schwere Wagen hinüber zu dem Munitionspark, der fast unsichtbar im Walde steht. Die Räder reißen Rüben und Kartoffeln aus dem Boden; sie werden zerstampft, zertreten. Rechts einige hohe Kommieten! Niemand wird das Getreide dreschen. Truppen kommen und biwakieren darin. Der Wald drüben ist zerhauen und gelichtet.

(Schluß folgt.)

Verantwortlich für die Redaktion: Frau Klara Zetkin (Zundel), Wilhelmshöhe, Post Degerloch bei Stuttgart.
Druck und Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G.m.b.H. in Stuttgart.

# Für unsere Mütter und Hausfrauen

Nr. 10 ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ Beilage zur Gleichheit ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ 1917

**Inhaltsverzeichnis:** Die Frankfurter Kriegsküchen. Von Theodor Thomas. — Bürgerliches Recht: Der Arbeitsverdienst als Vorbehaltsgut der Ehefrau. Von F. Kl. — Für die Hausfrau. — Feuilleton: Aus Hannibal und Scipio. Dramatische Szene von Franz Grillparzer. — Im Kriegsgebiet. Von einem im Felde. (Schluß.)

## Die Frankfurter Kriegsküchen.*

Einer freundlichen Einladung der Redaktion nachkommend, will ich in den folgenden Darlegungen den Versuch unternehmen, unsere Frankfurter Kriegsküchen zu schildern. Um nicht gleich von vornherein mißverstanden zu werden, sei mir eine Bemerkung im voraus gestattet. Ich sehe in den hiesigen Küchen keine unfehlbare Einrichtung, bin mir vielmehr ihrer Mängel durchaus bewußt. Deshalb wäre es mir nicht recht, wenn ihre Beschreibung etwa als ein Lobgesang aufgefaßt werden sollte. Es liegt mir nichts ferner, als einen solchen anzustimmen. Aber gerade weil unsere Einrichtungen Fehler und Mängel haben, ist es mir lieb, darüber zu sprechen; schon aus dem Grunde, weil dann die Genossinnen anderswo daraus lernen können, wie es nicht gemacht zu werden braucht.

Wie sind unsere Kriegsküchen entstanden? Schon lange, ehe das Wort „Massenspeisung" geprägt worden ist, wenigstens in dem Sinn, wie es heute aufgefaßt wird, bestanden in Frankfurt die Küchen. Bereits im September 1914 öffnete die erste Einrichtung dieser Art ihre Pforten, die zweite und dritte taten es im Dezember des gleichen Jahres. Die Küchen wurden damals geschaffen, weil wir uns klar waren, daß es gewisse Kreise gibt, denen man zunächst nur auf diese Weise helfen kann, Kreise, die selbst von „barem Geld" nicht leben können, um diese Wendung zu gebrauchen. Es gibt nämlich Leute, denen nichts oder wenig hilft, was man ihnen gibt. Leute, die keine Möglichkeit zum Kochen haben oder immer erwerbstätig von zu Hause weg sind und deshalb nicht zur Nahrungsbereitung kommen. Andere, die bei dem stark geschmälerten Einkommen nicht in der Lage sind, zu wirtschaften, oder die über den Wert eines warmen, gut durchgekochten Mittagessens eigene Gedanken haben und sich deshalb mit wertlosen Surrogaten behelfen.

Wir stellten dies in der Kriegsfürsorge an den Kindern fest, die bald genug durch ihr Aussehen verrieten, daß zu Hause etwas nicht in Ordnung war. Da half keine Zugabe von Nahrungsmitteln, sondern wir erkannten: hier konnte nur dadurch geholfen werden, daß wir selbst zum Kochen übergingen. Nachdem wir uns im Prinzip darüber klar waren, entstand die Frage, wie die Küchen einzurichten seien.

Das Eintopfgericht habe ich mit allen erdenklichen Mitteln bekämpft; ich freue mich noch heute, daß ich es getan habe. Diese durcheinander gekochte Suppe ist vielleicht nicht minderwertiger als unsere Mahlzeit, aber diese hat den Vorzug, daß sie auf die Dauer mehr befriedigt. Wir geben auf die Portion ¾ Liter Suppe, ½ bis ¾ Pfund Gemüse, ⅛ Pfund Fleisch und ½ Pfund Kartoffeln. Fleisch gibt's freilich nur dreimal in zwei Wochen, und oft muß dafür einmal Fisch aushelfen, aber die übrige Ration bleibt fest. Weiter rechnen wir 8 bis 10 Gramm Fett; früher 12 bis 15 Gramm, als wir noch im freien Handel Fett bekamen. Das ist etwas anderes, als je en Tag eine durcheinander gekochte Suppe essen zu müssen, die auf die Dauer unerträglich wird. Zudem hat unser System noch für sich, daß wir viel mehr Abwechslung bieten können und wöchentlich kaum zweimal Gerichte gleicher Art verabreichen. Es kommt ferner hinzu, daß es uns bei der Abgabe von Suppe, Fleisch, Gemüse und Kartoffeln möglich ist, viel mehr Ersatzmittel zu verwenden. So Fische gekocht und gebacken, Sojama in jeder Form, Kartoffeln in der verschiedensten Zubereitung usw. Dann kommt noch die, sagen wir freundlichere Form der Mahlzeit hinzu, wenn man jedes Gericht gesondert erhält. Der Magen freut sich bekanntlich auch über die Aufmachung der Speisen, und die Wirkung trägt viel zum Appetit bei, was wir jeden Tag beobachten können.

Ein weiterer Umstand, an dem wir hier festgehalten haben, ist der Kampf gegen die sogenannte Gulaschkanone. Wenn die meisten Städte bei der „Massenspeisung" von dem System der Gulaschkanonen abgegangen sind oder gleich feststehende Küchen eingerichtet haben, so hat unser gutes Beispiel ein bescheidenes Teil dazu beigetragen, denn Hunderte von Städtevertretern haben unsere Einrichtungen besichtigt. Unser Küchensystem hat den Stadtbezirk zur Grundlage. Wir haben heute 22 Bezirksküchen und können morgen die doppelte oder dreifache Zahl errichten, wenn Bedarf dafür vorhanden ist. Wir haben also eine sehr bewegliche Form der Einrichtung, die sich den Verhältnissen anpaßt. Weiter haben wir überall auf Verbindung mit Speisesälen Wert gelegt, um auch denen den Tisch decken zu können, die kein eigenes Heim haben, oder es nicht erreichen können. Die Eßräume sind in hellen Farben gehalten — meistens Turnhallen, die Licht, Luft, freundliche Bilder und ebensolche Bedienung haben.

Wenn der Gedanke der Kriegsküchen richtig erfaßt wird, so muß das größte Gewicht darauf gelegt werden, den Betrieben alles zu nehmen, was ihnen den Charakter einer Wohltätigkeitsanstalt geben könnte. Keine Listen, keine Karten, keine Kontrolle, kein lästiges Nachprüfen darf vorkommen. Jedermann muß den Eindruck haben: hier bist du in einer öffentlichen Anstalt, hier bist du nicht bloß geduldet, hier bist du im guten Recht. Bei der Kriegsküche ist der erste Fehler — er wurde auch in Frankfurt gemacht —, daß zu viel reglementiert wird. Er erklärt sich daher, daß die private Kriegsfürsorge die Küchen einrichtete und der Institution damit ihren Charakter aufprägte. Besser ist es, die ganze Einrichtung durch die Gemeinde zu schaffen. Wir haben in Frankfurt inzwischen die Drangperiode der Anfänge glücklich überwunden. Heute bekommt jeder, der essen will, ohne Kontrolle seine Berechtigungskarte.

Die Kosten des Essens haben in zwei Jahren eine auffallende Steigerung erfahren. Es wird die Leserinnen der „Gleichheit" interessieren, um wieviel sie in die Höhe gegangen sind. Folgende Übersicht der Durchschnittskosten pro Portion in den einzelnen Monaten zeigt es:

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| Oktober | 1914 | 16,6 Pf. | Oktober | 1915 | 22,2 Pf. |
| November | " | 17,4 " | November | " | 26,2 " |
| Dezember | " | 16,5 " | Dezember | " | 33,3 " |
| Januar | 1915 | 16,2 " | Januar | 1916 | 33,6 " |
| Februar | " | 15,4 " | Februar | " | 31,6 " |
| März | " | 18,2 " | März | " | 31,8 " |
| April | " | 20,5 " | April | " | 33,5 " |
| Mai | " | 21,1 " | Mai | " | 33,3 " |
| Juni | " | 19,2 " | Juni | " | 33,7 " |
| Juli | " | 21,2 " | Juli | " | 40,6 " |
| August | " | 20,5 " | August | " | 44,1 " |
| September | " | 20,2 " | September | " | 37,3 " |

Nach Abrechnung verschiedener erhöhter Aufwendungen ergibt sich daraus eine Steigerung der Kosten von etwa 120 Prozent. Danach kann man sich ausrechnen, was der private Haushalt jetzt aufbringen muß, der keinen Masseneinkauf, kein Massenkochen, keine mietfreien Räume und keine ehrenamtliche Arbeit hat. Die vorstehenden Zahlen sind auch deshalb wertvoll, weil sich die Güte des Essens, vom Fett- und Fleischverbrauch abgesehen, fast gleich geblieben ist. In der Küche des kleinen Mannes merkt man die Preissteigerung der Lebensmittel nicht so stark, weil die Hausmutter die Zusammensetzung der Speisen nach und nach dem Geldbeutel anpaßt und damit ihren Nährwert stufenweise immer mehr verringert.

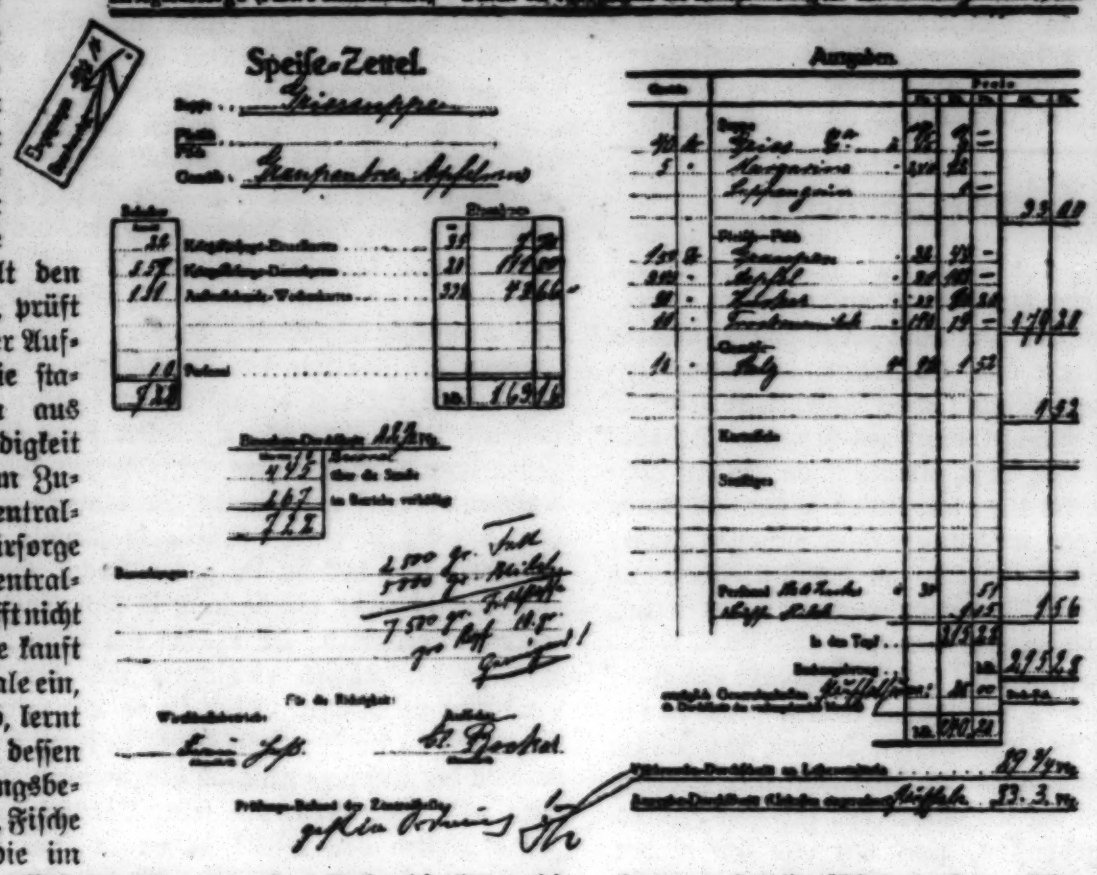
Wie hoch ist die Gegenleistung unserer Gäste? Wir haben diese in zwei Klassen geteilt: in Kriegerfamilien und Nichtkriegsteilnehmer. Diejenigen Gäste, deren Leben durch den Krieg unmittelbar berührt wird, bekommen das Essen für 20 Pf., alle übrigen müssen 33⅓ Pf. zahlen. Nimmt man den Monat September 1916 als Vergleich, so kostete uns die Portion rund 38 Pf. Eine Kriegerfrau mit drei Kindern hat also für 60 Pf. in Wirklichkeit für 1 Mk. 14 Pf. Speisen im Topf; wenn sie daheim kochen müßte, so ließe sich der Mittag kaum für 1 Mk. 40 Pf, herstellen.

Die Küchen sind so eingerichtet, daß etwa 2000 Portionen ihre Höchstleistung ist. Wir haben festgestellt, daß dieses Quantum das Höchstmaß dessen sein muß, was eine Küche leisten sollte. Mehr herzustellen ist zwar möglich, doch leidet dann die Übersicht, die Kontrolle, und es kommt schließlich auf die fabrikmäßige Zubereitung hinaus. Lieber eine Küche mehr einrichten, als von den vorhandenen eine größere Leistung verlangen, das liegt im Interesse der Angestellten und Gäste.

Die Leitung unserer Kriegsküchen ist ehrenamtlich, ebenso in den meisten Fällen die Verteilung der Speisen. Das hat seinen

* Dieser Artikel ist schon vor längerer Zeit geschrieben worden, ehe in Frankfurt a. M. und anderwärts über die Frage der Kriegsküchen debattiert wurde. Dies zur Erklärung, warum der Verfasser auf die umstrittenen Punkte nicht eingeht.

Vorteil in bezug auf den Ton, der in den Eßsälen herrscht. Die Angestellten sollen so beschäftigt werden, daß auf je 100 Portionen eine Arbeitskraft kommt. Sämtliche Küchen unterstehen einer Zentralküchenverwaltung, der sie täglich einen Wirtschaftsbericht liefern müssen. Dieser sieht so aus (siehe beistehendes Formular):



Kriegsfürsorge (Abt. Familienhilfe) – Bezirk der Kommission des Bezirks K für den 21. August 1916

Speise-Zettel.

Suppe: Reissuppe

Fleisch-Fisch:

Gemüse: Frankfurter Apfelkraut

Ausgaben.

Die täglichen Berichte werden zu Monatsberichten verarbeitet, die man ihrerseits zu gemeinsamen Übersichten zusammenstellt, die der Stadt, den Stadtverordneten, der Presse usw. zur Verfügung stehen. Die Küchenverwaltung regelt den Einkauf, die Verteilung, prüft die Berechtigung größerer Aufwendungen, arbeitet die statistischen Berechnungen aus und schätzt die Notwendigkeit neuer Küchen, immer im Zusammenhang mit den Zentralinstanzen der Kriegsfürsorge und der Stadt. Die Zentralküchenkommission beschafft nicht nur die Lebensmittel, sie kauft die Kessel, richtet die Lokale ein, schließt Verträge usw. ab, lernt das Personal an, regelt dessen Vergütung, die Anstellungsbedingungen usw. Gemüse, Fische und alle die Waren, die im freien Handel zu haben sind, werden von der Bahn direkt an die Küchen verteilt. Die sogenannten Schlüsselwaren, das sind solche, die das Reich verteilt, werden von der Stadt an die Küchen abgegeben im Verhältnis der Teilnehmer. Erst nachdem unsere Küchen von allen Waren 4 Prozent erhalten haben, werden die übrigen 96 Prozent den Geschäften zugeteilt.

Wie stark ist die Beteiligung an der „Massenspeisung"? Sie ist zwar ständig im Steigen, aber doch benutzen nur über 15000 Personen täglich unsere Küchen oder mit Einschluß anderer Einrichtungen etwa ein Zwanzigstel der Frankfurter Bevölkerung. Beachtenswert ist, daß die Zahl der Gäste sofort steigt, wenn der freie Handel nichts auf den Markt bringt, und daß der Andrang nachläßt, sobald es wieder etwas zu kaufen gibt. Ein Beweis dafür, daß man unsere Kriegsküchen zum Teil nur als Ausweg in der Not betrachtet und sie sofort meidet, wenn man sich anders helfen kann. Es liegt dies im Gefühl, in der Auffassung unserer Arbeiter, die allen Einrichtungen ähnlicher Art mit großem Mißtrauen gegenüberstehen. Vielleicht kommt in diesem Auf und Ab auch eine stark entwickelte Liebe zur Häuslichkeit zum Ausdruck. Die Möglichkeit liegt außerdem sehr nahe, daß selbst bei beschränkten Geldmitteln der eigene Herd, an dem eine Kochkünstlerin schaltet und waltet, schmackhaftere Gerichte gibt, als unsere Küchen sie liefern, weil die Hausmutter mehr Rücksicht auf die Wünsche und den Geschmack der einzelnen nehmen kann als die gemeinschaftliche Einrichtung.

Aus alledem kann man schließen, daß eine Zwangsmassenspeisung, wie sie von verschiedenen Parteiblättern gefordert wird, starken Widerständen begegnen würde. Nach meinen zweijährigen Erfahrungen meine ich übrigens, daß eine solche Zwangsmassenspeisung leider technisch nicht durchführbar ist, dagegen müßte man dahin drängen, daß in den Wirtschaften, Hotels usw. nur noch ein einziges Gericht, ähnlich dem in der Kriegsküche, abgegeben wird. Dadurch würden geradezu ungeheuerliche Ungleichheiten beseitigt und manche Hindernisse auf dem Wege zur Zwangsspeisung weggeräumt. Weiter ist es wichtig, daß Lebensmittel, wie Fleisch, Gemüse, Kartoffeln, besseres Fleisch, Geflügel, Obst usw. gerecht und zu erschwinglichen Preisen verteilt und in gutem, unverdorbenem Zustand erhalten würden. Es dürfte nicht vorkommen, daß, wie geschehen, Hunderttausende von Zentnern wichtiger, wertvoller Nahrungsmittel verderben, die uns im Frühjahr fehlen werden. Jeder Haushalt würde dann genügend zum Kochen haben. Maßregeln in der aufgezeigten Richtung wären der beste Regulator. Die Massenspeisung müßte nebenhergehen, aber sie ist kein unfehlbares Mittel zur Beseitigung aller Not, aller Ungleichheiten der Lebenshaltung von reich und arm.

Die Frankfurter Kriegsküchen benötigen einen Zuschuß von rund 50000 Mk. monatlich, ein Betrag, der noch wesentlich steigen wird. Dabei sind die Küchen zum Teil in mietfreien Räumen untergebracht, und viel Arbeit ist ehrenamtlich. Wir haben in Frankfurt die Einheitsküche durchgeführt und auf die Mittelstandsküche nach Berliner Muster verzichtet. Eine einzige Küche inmitten der Stadt ist für die kaufmännische Bevölkerung länger geöffnet als die übrigen und hat höhere Preise, weil die betreffenden Unkosten von den Gästen getragen werden müssen. Hier kostet das Essen wöchentlich 4 Mk. Besonders gekocht wird außerdem für 4000 unterernährte Kinder, die viel mehr Nährwerte erhalten, als sonst festgesetzt ist. Alles in allem versuchten unsere Kriegsküchen den größten Übeln entgegenzuwirken. Die von ihnen abgegebenen Mahlzeiten schützen, wie ärztliche Gutachten beweisen, vor Unterernährung, ein Mehr vermögen sie allerdings nicht zu leisten. Für schwerarbeitende Personen ist die verabfolgte Portion nicht ausreichend, sie müssen zwei Portionen essen oder tüchtig mit Brot nachhelfen — wenn sie es haben.

Wie allen Maßnahmen, zu denen sich die heutige Gesellschaft entschließt, um dem Elend breitester Massen zu steuern, hängt auch den Frankfurter Kriegsküchen das Odium der Halbheit an, das Odium von Reformen, die nur unvollkommen durchgeführt werden. Aber das ist nicht die Schuld derer, die die Kriegsküchen und ähnliche Einrichtungen leiten, sondern die Verantwortung fällt auf jene, die die heutige Gesellschaft mit ihren Fehlern und Gebrechen mit allen Mitteln erhalten wollen. Wir müssen mit dem rechnen, was um uns ist, und müssen davon die verhältnismäßig günstigsten Umstände in den Dienst der Massenspeisung stellen. Auch sie hilft mit zur Lösung der Aufgabe, die brennende Not großer Volksschichten etwas zu lindern.

Theodor Thomas.

o o o

## Bürgerliches Recht.

**Der Arbeitsverdienst als Vorbehaltsgut der Ehefrau.** Die Bestimmungen des Bürgerlichen Gesetzbuches über das Güterrecht in der Familie unterscheidet „eingebrachtes Gut" und „Vorbehaltsgut". Unter dem eingebrachten Gut ist vor allem dasjenige Vermögen zu verstehen, das eine Frau mit in die Ehe einbringt, so die Haushaltungsgegenstände usw. Sodann gehört zum eingebrachten Gut aber auch, was die Frau durch außergewöhnliche Vorkommnisse während der Ehe erwirbt, zum Beispiel durch Erbschaft, Schenkung usw. Der Ehemann hat das Recht, das eingebrachte Gut in Besitz zu nehmen, also es zu benutzen und zu verwalten. Er darf aber nach § 1375 des Bürgerlichen Gesetzbuches nicht ohne Zustimmung seiner Frau über das eingebrachte Gut verfügen. Das ist ihm nach § 1376 nur gestattet hinsichtlich geringerer Geldbeträge und verbrauchbarer Sachen.

Zum Vorbehaltsgut der Frau, auf das sich die Verwaltung und Nutznießung des Mannes nicht erstreckt, gehören vor allem die ausschließlich zum persönlichen Gebrauch der Frau bestimmten Sachen, insbesondere Kleider, Schmucksachen und Arbeitsgeräte. Diese Dinge sind Vorbehaltsgut, auch wenn sie der Mann aus seinen Mitteln gekauft hat. Weiter gehört zum Vorbehaltsgut, was die Frau durch ihre Arbeit oder durch den selbständigen Betrieb eines Geschäfts erwirbt. Zu diesen Erwerbsarbeiten gehören jedoch nicht die Verrichtungen der Frau im Hauswesen und was sie nebenher im Geschäft des Mannes schafft. Zu solcher Tätigkeit ist die Frau nach den Verhältnissen, in denen die Eheleute leben, ohne besondere Entschädigung verpflichtet. Nur was die Frau darüber hinaus selbständig erwirbt, gehört ihr. Weil der selbständige Arbeitsverdienst der Frau Vorbehaltsgut ist, so ergibt sich namentlich, daß der Mann über ihn keinerlei Verfügungsrecht hat. Er kann zum Beispiel den Lohn der Frau nicht sich auszahlen lassen. Forderungen an den Mann können nicht gegen die Lohnforderungen der Frau aufgerechnet werden usw. Diese Bestimmungen bewirken, daß es für eine große Zahl von Ehen in der Praxis nicht das Recht des Mannes auf Verwaltung und Nutznießung gibt, sondern daß faktisch Gütertrennung besteht. Dabei dürfen jedoch die § 1371 und 1427

des Bürgerlichen Gesetzbuches nicht vergessen werden. Nach ihnen ist die Frau verpflichtet, dem Manne zur Bestreitung des ehelichen Aufwands einen Beitrag zu leisten. Was als von der Frau durch die selbständige Tätigkeit erworben anzusehen ist, richtet sich nach dem Einzelfall. Als solche Tätigkeit gilt eine Beschäftigung bei einem fremden Arbeitgeber in einer Fabrik usw., oder als Aufwartung und anderes mehr. Wenn die Frau im Geschäft des Mannes gegen Entgelt arbeitet, so wird die Gegenleistung ebenfalls Vorbehaltsgut. Zu ihm gehören noch die Unfall-, Invaliden- und Altersrenten, das Krankengeld, das die Frau erhält, und ähnliche Bezüge. Bei Geschenken ist die Entscheidung zweifelhaft; sie gehören zum Arbeitsverdienst, wenn sie eine Entschädigung für Arbeitsleistung darstellen, wie zum Beispiel die Trinkgelder einer Kellnerin.

Streitig kann nun sein, ob die aus Arbeitsverdienst erzielten Spargroschen auch Vorbehaltsgut bleiben, wenn die Frau eine anderweitige Ehe eingeht. Eine Frau in E. besaß zum Beispiel ein solches kleines Vermögen, das sie in einem Sparkassenbuch angelegt hatte. Ihr neuer Ehemann, der etwas viel Geld verbrauchte, verlangte das Buch. Es wurde ihm verweigert, da die Gefahr bestand, daß nach Aushändigung das Geld bald verbraucht sein würde. Die Frau begründete die Verweigerung der Herausgabe damit, daß sie das Geld in der voraufgegangenen Ehe durch Zeitungsaustragen mühsam erworben habe, und daß es somit zu ihrem „Vorbehaltsgut" gehöre. Der Mann klagte vor Gericht und erhielt in allen Instanzen recht. In der Begründung der letzten Entscheidung heißt es: „Das Vermögen der Frau wird durch die Eheschließung der Verwaltung und Nutznießung des Mannes unterworfen. Dieser ist berechtigt, die zum eingebrachten Gut gehörigen Sachen in Besitz zu nehmen, und die Frau ist verpflichtet, sie ihm herauszugeben. Er kann auch verlangen, daß der Bestand des eingebrachten Gutes durch Aufnahme und Vorlegung eines Verzeichnisses festgestellt werde. Vorbehaltsgut ist, was die Frau durch ihre Arbeit während der Ehe erwirbt. Was sie vorher erworben hat, ist eingebrachtes Gut. Also ist das fragliche Sparkassenbuch eingebrachtes Gut der Beklagten. Sie muß das Buch wie ihre anderen Sachen an den Kläger herausgeben."

Die nämliche Auffassung wird auch von anderen Gesetzesauslegern geteilt. In dieser Beziehung enthält zweifellos das Gesetz noch eine große Lücke. Es müßte eine Bestimmung aufgenommen werden, nach der nachweislich durch Arbeitsverdienst erworbenes Vermögen immer Vorbehaltsgut bleibt, auch wenn die Frau eine neue Ehe eingeht. Allerdings enthält das Gesetz, darauf sei ausdrücklich hingewiesen, eine Anzahl Bestimmungen, die die Frau gegen die Gefahren schützen, die ihr daraus entstehen können, daß der Mann Verwalter und Nutznießer ihres Vermögens ist. Verfügungen über das eingebrachte Gut, zu denen der Mann ohne Zustimmung der Frau berechtigt ist, soll er nur zum Zwecke „ordnungsmäßiger Verwaltung" vornehmen dürfen. Das zum eingebrachten Gut gehörende Geld hat der Mann für die Frau verzinslich nach den Vorschriften anzulegen, die für die Anlegung von Mündelgeldern gelten. Über den Stand der Verwaltung hat er der Frau auf Verlangen Auskunft zu erteilen. Rechtsgeschäfte und Maßnahmen über das eingebrachte Gut, zu denen die Zustimmung der Frau erforderlich ist, darf der Mann nicht ohne diese Zustimmung ausführen. In besonderen Fällen kann das Amtsgericht zu Anordnungen angerufen werden. Man sieht, die Frau hat auch unter den heutigen unvollkommenen Bestimmungen doch immerhin eine Reihe von gesetzlichen Rechten, sie muß sie aber kennen und zu handhaben verstehen. F. Kl.

o o o

## Für die Hausfrau.

**Fischrogen als wertvolles Nahrungsmittel.** Wo immer sich eine Gelegenheit bietet, sollte man in diesen schwierigen Zeiten zur Ernährung die Eier der Fische heranziehen, die man Rogen nennt. An vielen Orten kommt jetzt nordischer Rogen von großen Seefischen in Fässern, eingesalzen in den Handel. Besonders gut ist aber der in Dosen konservierte und nur leicht gesalzene Rogen, der als Forskerogen in Norwegen unter Staatskontrolle fabriziert wird. Leider ist er heute schon drei- bis viermal so teuer wie vor einem Jahre, wo man das Pfund noch für 60 Pf. kaufen konnte. In Anbetracht seines außerordentlichen Nährwerts kann der Einkauf von Rogen dennoch empfohlen werden, besonders wenn es sich um die Ernährung von Kranken und Schwachen handelt, die einer besonders leichtverdaulichen Kost bedürfen. Fischrogen enthält über 30 Prozent Stickstoffsubstanz und etwa 16 Prozent Fett nebst etwa 3 Prozent Lezithin, das ein wichtiges Nährmittel für Gehirn und Nerven ist. Der stark gesalzene Faßrogen muß vor der Verwendung erst gehörig gewässert werden. Bei dem Büchsenrogen ist dies nicht nötig.

Suppe mit Rogen. Gewässerter Faßrogen ist eine sehr gute Zutat zu einer mit reichlichem Suppengemüse, aber ohne Salz gekochten Kartoffelsuppe. Man zerrührt ihn in der fertigen Suppe, läßt das Gericht noch einmal aufkochen und probt auf Salzgeschmack.

Marinierter Rogen. Gewässerter Faßrogen wird in Scheiben geschnitten und mit verdünntem Essig, den man vorher aufkochen und erkalten ließ, mit gehackten Zwiebeln und Pfeffergurken sowie einer Prise Paprika einige Stunden zum Durchziehen hingestellt. Ebenso behandelt man ungewässerten Büchsenrogen.

Rogen als Brotaufstrich. Büchsenrogen kann man ohne jede weitere Zutat als feinen Brotbelag verwenden. Man kann ihn aber auch mit geriebener oder feingehackter Zwiebel und etwas Zitronensaft wie den vornehmen Kaviar verspeisen, am besten auf Weißbrot. Will oder muß man einen gestreckten Brotaufstrich herstellen, so mischt man unter ein Viertelpfund feinzerrührten Rogen einen großen geriebenen Apfel, eine halbe geriebene Zwiebel, ein wenig Zitronensaft oder guten Essig, eine Prise Zucker, etwas Pfeffer oder Paprika, Salz und nach Belieben einen Eßlöffel Öl und eine geriebene gekochte Kartoffel. Einen anderen Brotaufstrich stellt man in der Weise her, daß man in drei Eßlöffel geschmolzener Butter oder in zwei Eßlöffel Öl auf gelindem Feuer so viel Mehl hineinrührt, als das Fett aufnimmt. Diese ganz helle Mehlschwitze kocht man mit einem Viertelliter Wasser glatt und löst einen Brühwürfel oder einen gestrichenen Teelöffel voll Ochsena darin auf. Als Würze wird geriebene Zwiebel, Zitronensaft oder ein Löffel Essig und ein wenig Salz verwendet. Die dickliche Sauce nimmt man vom Feuer und gibt unter fleißigem Rühren anderthalb Blatt in wenig Wasser geweichte weiße Gelatine hinein sowie drei Eßlöffel Rogensaft und etwa ein Viertelpfund Büchsenrogen. Nach dem Erkalten hat man einen ebenso ausgiebigen wie wohlschmeckenden Brotaufstrich.

Gebratener Rogen. In Scheiben geschnittener Büchsenrogen wird in wenig Butter leicht angeröstet und als Beilage zu Gemüse, wie zum Beispiel Weißkohl, grüne Bohnen, gereicht.

Rogen mit Senfsauce. Scheiben von Büchsenrogen werden in der fertigen Senfsauce erhitzt.

Rogen mit Zwiebelsauce. Auch hier werden Rogenscheiben in der fertigen Sauce erhitzt. Zur Streckung kann man auch eine beliebig kleine Menge von Rogen in reichlicher Zwiebelsauce zerrühren und Pellkartoffeln dazu essen. Der Rogensaft kann mitverwendet werden. M. Kt.

## Feuilleton

### Aus Hannibal und Scipio.

**Dramatische Szene von Franz Grillparzer.**

Grillparzer hat eine dramatische Szene hinterlassen: Hannibal und Scipio. Sie beginnt mit einem Gespräch der beiden Feldherren über den Friedensschluß zwischen Karthago und Rom. Wir geben aus dem Fragment das Folgende wieder:

**Hannibal:** Teils eigner Antrieb, teils Karthagos Auftrag,
Das Mitleid fühlt ob des vergoss'nen Bluts ...
**Scipio:** Fühlt' es das Mitleid auch bei Kannä schon?
Am Trasimen und ...? Doch verzeih die Unterbrechung.
**Hannibal:** Teils eigner Wille, teils Karthagos Auftrag,
Das Mitleid fühlt ob des vergoss'nen Bluts,
Bestimmt mich, dich zu sehen, mit dir zu sprechen,
Eh noch der Schlag geschehn, den wir bereitet.
Die Welt hat Krieg und braucht den Frieden.
Der Pflug will auch sein Recht, nicht bloß das Schwert.
Rom und Karthago haben sich gemessen
Und beiderseits zu stark gefunden; drum
Laß uns die Kämpfer trennen, eh der Atem,
Im Streit entgehend, beide niederstreckt.
Will Rom den Frieden, wohl, so sprech' es nun.
**Scipio:** Den Anbot tut sonst, wer die Ware bietet.
Es ist der Friede gut, und Gutes nimmt man
Wohl auch aus Feindes Hand. Sag' an den Preis!
**Hannibal:** Sizilien sei Roms. Mäht ab die Ernten,
Die römisch und karthagisch Blut gedüngt.
Der Punier holt sich Korn auch anders her.
**Scipio:** Du gibst uns unser Eigentum!
**Hannibal:** Noch habt
Ihr Hannibaln den Kaufpreis nicht gelöst.
**Scipio:** Wozu der Streit? Nun gut, ihr gebt Sizilien!

**Hannibal:** Doch Spanien bleibt unser, bleibt Karthagos,
Und Tod dem Römer, der im Handelsschiff,
Der sich aus Gallien schleicht in unser Land!
Das laß uns unterzeichnen, und dann gut.
**Scipio:** Sprichst du im Ernst?
**Hannibal:** Mit Römern scherzt' ich nie.
**Scipio:** Spricht so Karthago?
**Hannibal:** So spricht Hannibal.
Es ist mein Land, mir dankt es, was es ist.
Da ist kein Berg, an dem ich nicht gesiegt,
Da ist kein Strom, der nicht mein Heer getragen,
Kein Feld, das meiner Sorge Spur entbehrt,
Kein Mensch, der zitternd oder hoffend mich nicht kennt.
Hispanien war meines Geistes Wiege,
Von dort her zog ich aus, um Rom zu fällen,
Dort dacht' ich meine Siege, meinen Ruhm,
Hispanien muß bleiben, wem es ist.
**Scipio:** Denkt auch Karthago so?
**Hannibal** (auf die Brust schlagend): Hier ist Karthago.
**Scipio** (auf seine Brust zeigend): Hier ist nicht Rom, sonst gönnte Scipio
Dem alten Helden, was ihm Rom verweigert. [wohl
Hispanien ist unser, oder Krieg!
**Hannibal:** So sei's. Geh zu den Deinen.
**Scipio:** Leb' wohl!
**Hannibal:** Du gehst? Du gehst so ruhig? Junger Mann, dünkt
Hannibal dir denn so wenig,
Daß du mit Ruhe gehst zum Streit gen ihn?
**Scipio:** Roms Beste glaubst du jene Feldherrn? Kaum!
Zum mindesten die besten Krieger nicht.
Sie waren Konsuln, und zu anderm noch
Als bloß zum Fechten waren die erwählt.
Vom Wechsel frei und unaufhaltsam, wie
Der Wesen Kreis im Umschwung der Natur.
Geht unsers Staates immer kreisend Rad;
Das einzelne wird wohl erwägt, das Ganze
Wie Winter sich und Sommer, Herbst und Lenz
Mit Sturm und Sonne, Frucht und Blüte folgen —
Bleibt sich in ewig gleichen Bahnen gleich!
Auch schwache Führer liebt mein Staat zu haben,
Damit der Starke nicht zum Stärksten werde,
Und lieber sei ein Varro selbst besiegt,
Als daß ein Konsul mit der Siegerfaust
An seinen Busen schlag' und rufe: Hier ist Rom.

## Im Kriegsgebiet.

Von einem im Felde. (Schluß.)

Das Dorf, in dem unser Bataillon liegt, ist voll Truppen und grundlosem Schmutz. Die Kompagnie liegt in einer Scheuer und einigen Anbauten. Der Abend dämmert. Beim Licht der elektrischen Taschenlampe wird der neuangekommene Ersatz eingeteilt und den Leuten ihr Lager zugewiesen. Da liegen wir nun unterm Ziegeldach einer Scheuer im feuchten Stroh. Wind und Regen streichen durch die Dachsparren. Wir nehmen die Wolldecken und Zelttücher und wickeln uns ein. Wir sind so müd. Die Füße in den nassen Stiefeln schmerzen.

Die Schlacht drüben donnert immer heftiger. Die Engländer beginnen zu „trommeln". Ich schleiche hinaus auf eine Anhöhe beim Dorf. Der westliche Horizont liegt in dauernd aufzuckendem Feuerschein. Es ist, als ob ein Ungeheuer dort liege und mit feurigen Flügeln auf und ab schlage. Immerfort steigen Leuchtkugeln auf und fallen nieder in steilem Bogen. Und die Schlacht donnert, donnert, rollt und grollt unaufhörlich.

* * *

Am nächsten Morgen, bei Tagesgrauen, geht's hinaus, um Artilleriestellungen zu bauen. Die Straße führt über ein Bahngeleise, das bei Nacht beschossen wurde. Die frischen Erdtrichter gähnen hüben und drüben. Da und dort liegen Blindgänger. Ein Baum am Wege ist in der Mitte durchgeknickt. Mitten in die Straße ist eine schwere Granate gefahren, sie hat den festen Boden aufgerissen. Auch in das Dorf nahebei sind Geschosse gefallen. Zehn Pferde und acht Mann sind tot. Hier ist eine Mauer durchschlagen, dort ein Dach abgedeckt. Schutt liegt auf der Straße.

Die Zivilbevölkerung hat den Ort zu räumen. Weiber und Kinder hocken schon im Sonntagsstaat auf den Fuhrwerken, die das Militär liefert. Sie schauen stumpf und gleichgültig drein. Zuviel an Elend und Schrecken hat diese Bevölkerung im Kriegsgebiet schon erlebt. In den leeren Häusern liegt nun ihre Habe zerstreut. Nur das Nötigste können sie mitnehmen. Soldaten eilen in die verlassenen Wohnungen, holen sich Decken und Pfannen, Stühle, Teller, Kissen, vor allem aber die kleinen, eisernen Öfen. In wenigen Tagen werden hier ja doch nur Schutthaufen übrig sein. Der Soldat holt sich noch rasch vom herrenlosen Gut, was er zur Ausbesserung seiner feuchten, windigen Quartiere bedarf.

* * *

Wir graben und schippen an dem Artillerieunterstand. Der Himmel wird heiter. Weiße Federwölkchen ziehen unschuldig durchs Blau. Ein leises Rattern über unsern Köpfen. Flieger! Wir schauen hinauf. Ein Engländer und dort einige Deutsche. Bald kommt es zum aufregenden Luftkampf. Wir bewundern die leichte Gewandtheit der Bewegungen. Wie sich die eisernen Vögel umkreisen, aufeinander zustoßen, einander entfliehen und in schönem Bogen zurückkehren. Dabei das ferne trockene Knattern der Maschinengewehre in den Lüften. Es sieht so harmlos aus, als ob alles nur Spiel wäre. Und geht doch auf Leben und Tod.... Der Engländer scheint schwer getroffen. Er eilt den eigenen Linien zu, einen Schweif von schneeigweißen Auspuffgasen hinter sich drein ziehend. Was wollte der Engländer? Wir werden's bald erfahren. Wenige hundert Meter rechts von uns bullert aus gutem Versteck ein 21-Zentimeter-Geschütz. Der Luftfalke hat ihn entdeckt und Meldung darüber erstattet. Es vergehen einige Stunden. Fesselballone hängen regungslos in der Luft. Ganze Fliegergeschwader ziehen über uns heran und vorüber. Schrapnellwölkchen zeigen noch lange nachher ihren Weg. Da heult etwas über unsere Köpfe. Der trocken scharfe Knall eines Einschlags. Ein brauner Springbrunnen aus Erden fährt hoch. Dreck und Splitter zischen bis zu uns. Und schon wieder ein Einschlag, und schon wieder. Kinder, das geht ums Leben! Hinab in den Stollen! Etwa zwei Dutzend Schüsse. Manche davon hart bei unserer Arbeitsstelle. Nun ist Ruhe. Heraus und wieder an die Arbeit! Schippen und graben! Endlich ist's genug. Wir schreiten müde zurück ins kalte, feuchte Quartier, wo uns wenigstens eine heiße Suppe erwartet. Die schlürfen wir gierig.

* * *

So geht's nun Tag für Tag. Beim Frühschein, oft vorher, hinaus zum Stollenbau; im frühen Winterabendzwielicht matt und durchfeuchtet nach Hause. Klare Tage mit Fliegergefahr und heftiger Beschießung wechseln ab mit nebeligem Regenwetter, Schlamm und Schmutz. Wir stehen im gelben Lehmwasser. Die Kleider werden nicht mehr trocken. — Unweit unserm Arbeitsplatz liegt ein toter Gaul, ein Schimmel. Der Kadaver ist häßlich aufgetrieben und ekelerregend. Niemand schafft ihn weg. Vorbeiziehende Arbeitskommandos orientieren sich nach dem weithin sichtbaren weißen Fleck.

Jeden Tag mehren sich die Granatlöcher. Sie gleichen aufgebrochenen Eiterbeulen am kranken Leib der Mutter Erde. Ja, diese Erde ist krank, zu Tode matt. Ihr sonst so frisches Antlitz ist zerkratzt, zerbeult, zerlöchert. Der trübe Winterhimmel vollendet die trostlose Stimmung. Nichts Freudiges, nichts Frohes! Wohin das Auge reicht, der Wahnsinn der Zerstörung. Und auch das, was der Krieg aufbaut, die Baracken und Pionierparks, die schmalen Feldeisenbahnen und Verladeplätze, auch sie sind ja nur um der Zerstörung willen, notdürftig und für flüchtigen Gebrauch. Man möchte sich freuen über die Findigkeit und Gewandtheit der Truppen, die selbst in Erdhöhlen an Hohlwegen sich halbwegs wohnlich einzurichten verstehen, wenn nicht der Gedanke störte, daß das alles zusammengezimmert ist aus Trümmern und Überresten zerstörter Wohlfahrt.

* * *

Erde und Luft heulen heute, stöhnen und jammern. An der Front ist Großkampftag. Wie die Geschütze bellen! Abschuß und Einschlag, langhinrollender Donner, Heulen, Sausen und Miauen der Geschosse. Wie mag es denen ums Herz sein in den Schützengräben! Wir haben sie oft genug betrachtet, wenn sie in kleinen Trupps aus der Stellung zurückkehren. Sind das noch Menschen? Mit dem Lehm der Schützengräben überzogen vom Stahlhelm bis zu den Füßen. Im Gang und Haltung trotzige Gleichgültigkeit. Diese Menschen haben abgerechnet mit dem Leben. Sie kommen aus dem Schlund der Hölle. Sie wenden nicht den Kopf, wenn ein Geschoß an der Straße einschlägt, wo sie jetzt gehen. Diese bleierne Gleichgültigkeit! Diese starren Augen! Es wird Tage dauern, bis sie wieder Menschen sind. So sollten die Daheim sie sehen. Stummes Grauen würde ihnen ins Herz schleichen. C'est la guerre, sagen ergeben die Einwohner des Landes, wenn sie die zerstörten Felder betrachten oder das Haus ihrer Kindheit, die Stätte ihres Fleißes, vielleicht Glückes verlassen. C'est la guerre. Sie wissen, daß sie nur Trümmer finden werden, wenn sie je zurückkehren. Welche Hölle liegt in diesen Worten: Das ist der Krieg! Welche Einöde und tödliche Kälte!

Verantwortlich für die Redaktion: Frau Klara Zetkin (Zundel), Wilhelmshöhe, Post Degerloch bei Stuttgart.
Druck und Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G.m.b.H. in Stuttgart.

# Für unsere Mütter und Hausfrauen

Nr. 11 ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ Beilage zur Gleichheit ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ 1917

**Inhaltsverzeichnis:** Die toten Acker. Gedicht von Otto Krille. — Krieg und jugendliches Verbrechertum. Von Hedwig Wachenheim. — Zwei Große über die Beziehungen der Völker. — Feuilleton: Der Nebel. Von Selma Lagerlöf.

## Die toten Aecker.

Sie tragen weder Halm noch Frucht,
Von tausend Mutterherzen verflucht,
Die leeren Aecker mit blutiger Saat;
Entsetzen und Tod ist ihre Mahd.
Hier naht mit Leichenhauch der West
Und bleicht die Gräser mit giftiger Pest,
In Feuerwirbeln der Tag erwacht,
Und berstende Sterne sät die Nacht.
Und die Wolke bricht aus der Hölle Schoß
Mit weißen, würgenden Fäusten los
Auf die jungen Leben in Graben und Schacht
In schweigender, waffenloser Schlacht. —
Von Qual gepflügt, von Schmerzen dürr,
Blutregen auf Schollen und Drahtgewirr,
Von Pulver und Weheschrei umdampft,
Mit Händen tief zum Grund verkrampft,
Mit des Sterbens trauriger Last bedeckt,
Ihr geschlagener Leib sich windet und streckt.
Hier sproßt kein Frühling, hier funkelt kein Mai,
Fernab zieht des Sommers Fülle vorbei,
Wenn des Herbstes schwankender Segen bricht,
Die toten Aecker kennen ihn nicht.
Sie tragen in rostig-bleiernem Glanz
Der unseligen Menschheit Dornenkranz.

Otto Krille (im Felde).

○ ○ ○

## Krieg und jugendliches Verbrechertum.

Die hohe Ziffer der jugendlichen Verurteilten in Deutschland findet ihre Erklärung in den wirtschaftlichen Verhältnissen, die ungezählte Unglückliche oft schon von der Geburt an einer verständigen und liebevollen Erziehung berauben und der Verwahrlosung preisgeben, ferner in einer ungenügenden sozialen Jugendpflege und den Mängeln der Strafrechtspflege. Es wurden in Deutschland Jugendliche zwischen 12 und 18 Jahren verurteilt: 1882 31 000, 1892 47 000, 1902 51 000, 1906 55 270, 1912 54 958. Den Rückgang der Kriminalität führt Professor Liszt zurück auf den Ausbau der Fürsorgeerziehung, die erfolgreiche Tätigkeit der Jugendgerichte und die erweiterte Anderung des Strafaufschubs im Zusammenhang mit dem Ausbau der Schutzfürsorge. Im Jahre 1912 waren 9,5 Prozent aller Verurteilten im Deutschen Reiche Jugendliche. Dabei muß bemerkt werden, daß diese Statistik keineswegs alle durch Jugendliche verübten Vergehen oder Verbrechen erfaßte, da nicht alle straffälligen Jugendlichen strafmündig und nicht alle strafmündigen Jugendlichen zu bestrafen sind.

Durch den Schluß der Reichstagssession im Frühjahr 1914 fiel der Entwurf eines Gesetzes über das Strafverfahren gegen Jugendliche unter den Tisch. In ihm war versucht worden, die sich in der Praxis als notwendig und vorteilhaft erwiesenen Methoden im Strafverfahren gegen Jugendliche gesetzlich festzulegen. Eine allgemeine gesetzliche Grundlage sollte das erhalten, was von Theoretikern und Praktikern der Jugendfürsorge im Interesse einer besseren Erziehungsmöglichkeit für die kriminellen Jugendlichen gefordert wurde, und was bis dahin schon vereinzelt im Verwaltungswege geschaffen worden war. Trotz dem Titel beschränkte sich der Gesetzentwurf nicht auf eine Anderung des Verfahrens gegen Jugendliche, sondern er griff auch in das materielle Recht ein. Alle berechtigten Wünsche der Jugenderzieher hat er indessen keineswegs berücksichtigt.

Der Deutsche ist mit 12 Jahren strafmündig, das heißt, nur wer beim Begehen einer strafbaren Handlung das 12. Lebensjahr vollendet hat, kann strafrechtlich verfolgt werden. (§ 55 des Reichsstrafgesetzbuchs.) Hat der Jugendliche zwischen dem 12. bis 18. Lebensjahr eine strafbare Handlung begangen, so ist er jedoch freizusprechen, wenn er beim Begehen die zur Erkenntnis der Strafbarkeit erforderliche Einsicht nicht besaß. Hat er die Einsicht, so muß er verurteilt werden. (§ 56 des Reichsstrafgesetzbuchs.) Es kommen für die Jugendlichen allerdings nicht dieselben Strafen in Betracht wie für die Erwachsenen. Statt der Todesstrafe oder lebenslänglichem Zuchthaus Gefängnis zwischen 3 und 15 Jahren; statt lebenslänglicher Festungshaft solche von 3 bis 15 Jahren; bei Zuchthaus- oder anderen Strafen ist die Strafe zwischen dem gesetzlichen Mindestbetrag und der Hälfte des Höchstbetrags der angedrohten Strafe zu bestimmen und statt Zuchthaus Gefängnisstrafe zu geben. Bei leichten Fällen von Vergehen oder Übertretungen können die Richter auf bloßen Verweis erkennen, es darf nicht auf Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte erkannt und keine Polizeiaufsicht verhängt werden. Die Freiheitsstrafe ist in bestimmten Anstalten oder Räumen zu verbüßen. (§ 57 des Reichsstrafgesetzbuchs.) Auf Grund der § 55 und 56 des Reichsstrafgesetzbuchs kann das Vormundschaftsgericht für alle Straffälligen bei Delikten eine besondere Erziehung anordnen, aus der die Fürsorgeerziehung sich ableitet. Vom vollendeten 18. Lebensjahr ab gilt der Deutsche vor dem Strafgesetzbuch nicht mehr als jugendlich.

Die Reichstagskommission, die den Entwurf über das Strafverfahren gegen Jugendliche vom Herbst 1913 zu beraten hatte, änderte das geltende Recht, indem sie die Strafmündigkeit vom 12. auf das 14. Lebensjahr hinaufsetzte. Sie stieß dabei auf kein sonderliches Widerstreben der Regierung, trotzdem schon damals die Kriminalität der 12- bis 14jährigen nicht im Sinken begriffen war. Damit wurde anerkannt, daß dem Schulkind bessere Erziehung und nicht Belangung durch das Gericht not tut. Durch die Hinaufsetzung der Strafmündigkeit sollte verhindert werden, daß Schulkinder wegen Vergehen, die auf Rechnung ihrer kindlichen Unerzogenheit zu setzen sind, vor das Gericht gestellt oder gar mit einer Strafe belegt werden, die sie vielleicht gar nicht als Strafe empfinden, deren Makel sie aber ihr ganzes Leben lang tragen.

Das heute geltende Recht bestimmt, daß der jugendliche Täter nicht verurteilt werden kann, wenn er beim Begehen einer Handlung die zur Erkenntnis ihrer Strafbarkeit erforderliche Einsicht nicht besaß. Wenn jedoch genügende Verdachtsmomente vorhanden sind, so muß er vom Staatsanwalt angeklagt werden. Man wollte erreichen, daß die Jugendlichen nicht wegen jeder Kinderei vor Gericht gestellt werden müssen, daß Jugendliche, auf die eine Gerichtsverhandlung schädlich einwirken würde, überhaupt nicht vor Gericht zu bringen sind. Deshalb wurde dem Gesetzentwurf ein Paragraph des Inhalts eingefügt, daß von einer Klage gegen Jugendliche abzusehen sei, wenn die Verschuldung und die Folgen der Tat geringfügig sind. Eine öffentliche Klage dürfe gegen einen Jugendlichen überhaupt nicht erhoben werden, wenn Erziehungs- und Besserungsmaßregeln einer Strafe vorzuziehen wären. Damit war die Strafverfolgung in das Ermessen des Staatsanwalts gestellt, der vor seiner Entschließung Gericht und Vormundschaftsbehörde hören und mit Hilfe von Vereinen und Ärzten Ermittlungen anstellen sollte. Angesichts dieses Umstandes war es um so bedauerlicher, daß der Entwurf keine Jugendstaatsanwälte vorsah und nur bei Amts-, nicht auch bei Landgerichten Jugendgerichte, ferner daß er keine Personalunion zwischen Vormundschafts- und Strafrichter schuf, der dann auch über die Erziehungsmittel zu entscheiden gehabt hätte. Es fehlten auch in dem Entwurf die bedingte Verurteilung, von der die Jugendrichter für den erzieherischen Einfluß viel Vorteile erhofften, und die Möglichkeit, die Strafe zu löschen.

Aber immerhin war der Entwurf und was der Reichstag hineinarbeitete ein Fortschritt und wies deutlich den Weg, auf dem gegangen werden sollte: Vermeidung des gerichtlichen Verfahrens bei noch nicht 14jährigen und in solchen Fällen, wo Erziehungs- und Besserungsmaßregeln als vorteilhaft geboten erscheinen. Der Entwurf war ein kleiner Schritt zu dem Ziele, Erziehung, Pflege, Fürsorge für die Jugend an Stelle der Strafe zu setzen; den gerichtlichen Apparat auszuschalten, der gerade für den kriminellen Jugendlichen häufiger Sensation als Strafe ist; die Freiheitsstrafe zu beseitigen, die dem Kinde und Jugendlichen keine Förderung, sondern Abgestumpftheit oder Zusammenbruch bringt; die Geldstrafe beiseite zu schieben, die oft von dem abgezogen werden muß, was dem Jugendlichen zur Erziehung brennend not tut.

Der Krieg hat eine starke Steigerung der Kriminalität der Jugendlichen gebracht, und nicht nur eine steigende Kriminalität, sondern auch wachsende Verwilderung und Verwahrlosung. Ein Wunder, wenn es anders wäre. Der Vater ist im Feld, die Mutter auf Arbeit, wer soll das Kind, den Jugendlichen leiten und führen? In der Schule ist Unregelmäßigkeit im Unterricht zur Regel geworden; es fehlt an Lehrern, infolge des häufigen Lehrerwechsels kann das einzelne Schulkind kaum eingehende Beobachtung und erziehliche Einwirkung erfahren. Jugendfürsorge und Jugendpflege, die Doppeltes leisten müssen, leiden an Helfermangel. Die Kriegserregung, die sich der Erwachsenen bemächtigt hat, ergreift besonders stark die Jugend, reizt sie, stachelt ihre Phantasie, bringt sie aus dem Geleise. Ungewohnte Not, das Stehen vor den Lebensmittelgeschäften verleitet zu ungesetzlicher Abhilfe. Die Jugendlichen werden zu verantwortungsvollen Stellungen, zu Vertrauensposten herangezogen, denen sie nicht gewachsen sind. Dazu kommen die nicht mehr gesetzlich geregelten und geschützten Arbeitsverhältnisse: zu lange Arbeitszeit, häufig bei gesundheitsschädlichen Verrichtungen oder in gesundheitsschädlichen Betrieben. Trotz höheren Verdienstes schlechtere Ernährung als in Friedenszeiten. In Zeiten einer Teuerung wie der gegenwärtigen und angesichts der häufigen Notwendigkeit, Mutter und Geschwister zu unterstützen, ist sicher die Behauptung im allgemeinen unrichtig, daß der Verdienst der Jugendlichen zu hoch und für sie selbst gefährlich sei. Aber ebenso ist es in manchen Fällen richtig, daß der plötzlich höher entlohnte Jugendliche zur richtigen Verwendung des Geldes angehalten und erzogen werden muß. Man darf bei der Bewertung der ganzen Sachlage nicht aus dem Auge verlieren, daß die äußeren Verhältnisse einen viel stärkeren Einfluß auf die körperliche, geistige und sittliche Entwicklung des Menschen in der Jugend ausüben als in den späteren Jahren. In einer Zeit, die so viel ausschaltet, was die Jugend zu einer gesunden Entwicklung braucht, muß man es mithin als unvermeidliche, selbstverständliche Folgeerscheinung erkennen, wenn die Störung der Entwicklung sich in einer steigenden Deliktziffer Jugendlicher zeigt.

Die Deutsche Zentrale für Jugendfürsorge gibt an Hand der Überweisungen der Gerichte an sie Zahlen über die Kriminalität der Jugendlichen in Berlin. Schon im Winter 1914 bis 1915 zeigte sich eine Steigerung der Kriminalität besonders bei den 12- bis 16jährigen, während bei den 16- bis 18jährigen eine Verminderung eingetreten war, die wohl nicht allein auf den Heeresdienst dieser Altersklasse zurückzuführen ist, wie die Deutsche Zentrale dies meint. Aus ihren Mitteilungen ergibt sich folgendes Bild der Neueingänge:

| | 12- bis 14jährige | | | 14- bis 16jährige | | | 16- bis 18jährige | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | 1913 | 1914 | 1915 | 1913 | 1914 | 1915 | 1913 | 1914 | 1915 |
| Erstes Vierteljahr . | 30 | 53 | 98 | 66 | 115 | 160 | 172 | 194 | 76 |
| Zweites . . . | 54 | 73 | — | 127 | 122 | — | 136 | 182 | — |
| Drittes . . . | 50 | 38 | — | 83 | 101 | — | 137 | 104 | — |
| Viertes . . . | 32 | 85 | — | 102 | 137 | — | 120 | 108 | — |

In der Nummer vom 1. Dezember 1915 veröffentlichten die Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Jugendfürsorge die Ergebnisse einer Rundfrage bei Jugendgerichtshilfen anderer Städte. Sie zeigen dasselbe Bild. Der preußische Kultusminister sagte allerdings in einer Rede im Preußische Abgeordnetenhaus am 16. März 1916 dazu:

„. . . Sie (die obige Statistik) ist nicht vollständig und ergibt überdies sogar selbst, daß die Kriminalität der Jugend neuerdings an einzelnen Stellen herabgegangen ist. Damit stimmt ein Vericht des Berliner Magistrats überein, nach welchem 12- bis 14jährige Knaben in dem ersten Kriegsjahr bedeutend besser stehen als in früheren Jahren. Nur die Hälfte der Kriminalfälle gegenüber der Friedenszeit ist vorgekommen, und die erste Hälfte des zweiten Kriegsjahres läßt darauf schließen, daß die Dinge im zweiten Kriegsjahr wieder so liegen werden wie in der Friedenszeit, aber nicht schlimmer."

Der sächsische Staatsminister Dr. Beck dagegen sprach von „der Zuchtlosigkeit der Jugend". Landgerichtsdirektor Minde gibt in der „Deutschen Strafrechtszeitung" (Heft 11 und 12 vom November und Dezember 1915) aus einer erstinstanzlichen Strafkammer eines Landgerichts im rheinisch-westfälischen Industriebezirk folgende Zahlen: 1913 48 Strafsachen gegen Jugendliche und 58 Verurteilungen, 1914 125 Strafsachen gegen Jugendliche und 183 Verurteilungen, 1916 (die ersten zehn Monate) 155 Strafsachen gegen Jugendliche und 256 Verurteilungen.

Um der wachsenden Kriminalität der Jugendlichen und ihrer „Zuchtlosigkeit" zu steuern, sind während des Krieges von Behörden verschiedene Maßnahmen getroffen worden. Soweit sie bis Mai 1916 bekannt waren, wo dieser Artikel geschrieben wurde, seien davon die folgenden genannt: Entschließungen des bayerischen Ministeriums des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten, der Ministerien des Innern in Württemberg und Baden, des Kultusministeriums in Sachsen; Anordnungen verschiedener Bezirksregierungen, Schul- und Ortspolizeibehörden und Magistrate; Verfügungen des Oberkommandos in den Marken und des Gouvernements Metz, der stellvertretenden Generalkommandos in Kassel, Allenstein, Altona, Stettin, Danzig, Münster, Posen, Königsberg, Koblenz, Hannover, Frankfurt a. M., Straßburg, Stuttgart, Saarbrücken, Magdeburg, München und Nürnberg, Verfügungen, die zum Teil auch für die in den betreffenden Bezirken liegenden Festungsgouvernements gelten; ferner ein Aufruf des Gouverneurs von Breslau. Seit dem angegebenen Datum ergingen noch Verfügungen der Generalkommandos Leipzig, Dresden und Altona, sowie einige ergänzende Anordnungen der schon erwähnten Generalkommandos.

Sind die angeordneten Maßregeln geeignet, der Kriminalität der Jugendlichen wirklich erfolgreich entgegenzuwirken? Um diese Frage zu beantworten, werden wir sie in einem folgenden Artikel näher betrachten und namentlich die Maßregel prüfen, die den Zivil- und Militärbehörden meist als der feste Grundpfeiler des Jugendschutzes gegen Vergehen und Verbrechen erscheint: den Sparzwang.

Hedwig Wachenheim.

o o o

## Zwei Große über die Beziehungen der Völker.

Goethe hat sich wiederholt klar und bestimmt zu jener großzügigen weltbürgerlichen Gesinnung bekannt, die in der Geschichte ein Ruhmestitel des Liberalismus aus den Anfängen des bürgerlichen Emanzipationskampfes bleibt. Hätte Goethe darüber geschwiegen, so würde sein Lebenswerk laut von seinem weltbürgerlichen Empfinden und Denken zeugen. Einen weiteren Beitrag zu vielen Goetheworten über die Beziehungen zwischen den Kulturvölkern enthält das Januarheft der Deutschen Rundschau. Der verstorbene Oberbibliothekar des Goethe-Schiller-Archivs, Paul v. Bojanowski, berichtet darin über die Entstehung der Goethebüste des französischen Bildhauers David d'Angers. In Verbindung damit führt er Äußerungen Goethes über die Gefühle an, mit denen die Völker einander zu betrachten und zu werten pflegen.

Der französische Bildhauer hatte bei einem gemeinsamen Essen die Frage der nationalen Sympathien und Antipathien aufgeworfen. Er erzählte, daß in Frankreich die Werke Byrons, Goethes und Schillers die Anschauungen der gebildeten Kreise über die Engländer und Deutschen ganz wesentlich beeinflußt hätten. Seine Darlegungen gaben Goethe Anlaß, sich über die angeborene Verschiedenheit des Fühlens und Begreifens zu verbreiten, eine Verschiedenheit, die sowohl einzelnen Menschen wie ganzen Gruppen, Stämmen, Völkerschaften eigentümlich sei. Neigungen und Stolz, verkehrte Ansichten oder leidenschaftliche Überhebung kommen darin, so führte Goethe aus, zum Ausdruck, und die Verschiedenheiten des Fühlens und Begreifens würden mit der Zeit bei der blinden Menge zu unübersteiglichen Grenzen, die die Menschheit trennen, wie Gebirge oder Meere die Landschaft abschließen. Aus diesem Stande der Dinge gehe für die Gebildeten und Besseren die Pflicht hervor, ebenso mildernd und versöhnend auf die Beziehungen der Völker einzuwirken, wie die Schiffahrt zu erleichtern oder Wege über Gebirge zu bahnen. Der Freihandel der Gefühle und Begriffe steigere ebenso wie der Verkehr mit Erzeugnissen den Reichtum und das allgemeine Wohlbefinden der Menschheit.

Als Goethe David für die empfangene Marmorbüste dankte, schrieb er in dem gleichen Sinne: „Kaum hatten wir das Glück gehabt, Ihre Bekanntschaft zu machen, so merkten wir schnell in Ihnen einen Mann, dessen Seele von allem durchdrungen ist, was mit der Menschheit zusammenhängt, und dessen bedeutender Geist überallhin drängt, wo er Bestrebungen bemerkt, die darauf hingerichtet sind, den Menschen dem Menschen näherzubringen und durch gegenseitige Achtung ein Band zu schaffen, geeignet, eine gewisse Art von allgemeinem Gleichgewicht herzustellen, das freilich immer schwer zu erreichen oder zu erhalten sein wird, wegen des beständigen Kampfes der Sonderinteressen. In denselben Empfindungen haben wir die Marmorbüste empfangen, die Sie uns freundlichst angeboten haben."

Ähnliche Gedanken wie Goethe äußert der große Schweizer Gelehrte Jakob Burckhardt. In seiner Kultur der Renaissance heißt es in einem Kapitel, das von der Moralität handelt: „Man wird viele einzelne Kontraste und Nuancen zwischen den Völkern nachweisen können, die absolute Summe des Ganzen aber zu ziehen, ist menschliche Einsicht zu schwach. Die große Verrechnung von Nationalcharakter, Schuld und Gewissen bleibt eine geheime, schon weil die Mängel eine zweite Seite haben, wo sie dann als nationale Eigenschaften, ja als Tugenden erscheinen. Solchen Autoren, welche den Völkern gern allgemeine Zensuren, und zwar bisweilen im heftigsten Ton schreiben, muß man ihr Vergnügen lassen. Abendländische Völker können einander mißhandeln, aber glücklicherweise nicht richten. Eine große Nation, die durch Kultur, Taten und Erlebnisse mit dem Leben der ganzen neueren Welt verflochten ist, überhört es, ob man sie anklage oder entschuldige: sie lebt weiter mit oder ohne Gutheißen der Theoretiker."

Im Zeitalter des Weltkriegs, der systematisch gezüchteten nationalen Überhebung, der gewissenlosen Völkerverhetzung verdienen Äußerungen wie die vorstehenden besondere Beachtung. Sie müssen auch die „blinde Menge", um mit Goethe zu reden, zum mindesten anregen, die Augen zu öffnen, selbst zu sehen und zu denken, statt die rohen und törichten Schimpfereien der chauvinistischen Hetzblätter gedankenlos gläubig nachzuplappern.

## Feuilleton

### Der Nebel.*

Von Selma Lagerlöf.

An einem Herbstmorgen im Jahre 1914, dem ersten des großen Krieges, lagerte dichter Nebel über der stillen und friedlichen Gegend, wo der Friedliebende sich niedergelassen hatte, weitab von dem Gelärm der Welt. Der Nebel war jedoch nicht so dicht und nahe, daß er den Friedliebenden gehindert hätte, seine Besitzung zu übersehen, den Garten und das Wohnhaus mit allen Nebengebäuden. Aber der Blick des Friedliebenden konnte nicht darüber hinausdringen. Er sah weder Felder, noch Hügel und Wälder. Die ganze Umgegend war verschwunden. Der Friedliebende hätte wähnen können, daß er ein einsames Inselchen bewohne, weit, weit draußen im Weltmeer.

Ein so eng begrenzter Horizont war für ihn ein außerordentliches Ereignis, etwas so Ungewöhnliches, daß von dem Eindruck seine Augen geradezu schmerzten. Es lag etwas Niederdrückendes in der Empfindung, daß die Blicke nicht frei nach allen Himmelsrichtungen schweifen konnten, und während der Friedliebende an jenem Morgen seinen gewohnten Spaziergang durch den Garten unternahm, fühlte er sich unruhig und erregt wie angesichts einer drohenden Gefahr.

Unwillkürlich runzelte er die Stirn und gab sich alle Mühe, mit dem Blick die Nebelmassen zu durchbrechen. Vergebens. Er mußte sich damit begnügen, die nächstliegenden Dinge anzuschauen. Zuerst übler Laune, suchte er sich dann damit zu trösten, daß er etliche feuerrote Ebereschenblätter bewunderte, denen die feuchte Luft den Glanz alten Kupfers verlieh. Hierauf wurde seine Aufmerksamkeit von taubenetzten Spinnengeweben gefesselt, die über einem Beet schon halbverwelkter Erdbeeren hingen. Der Friedliebende sagte sich, daß diese Spinnengewebe gleichsam der Schleier der Herbstschönheiten seien, und er frug sich, ob von ihnen vielleicht ehemals, in längst versunkenen Zeiten, die alternden Frauen gelernt hatten, ihre fliehende Schönheit hinter perlenbestickten Schleiern zu verbergen.

Diese Vorstellung ergötzte ihn, seine üble Laune verflog, und aufs neue interessiert beschaute er die Dinge rings um sich. Vor ihm stand ein alter Apfelbaum, mit Spätlingsfrüchten beladen, unter deren Last sich die Äste tief bogen. Der Friedliebende war erstaunt, den Baum außerordentlich schön zu finden. Jedesmal bis jetzt, wenn er durch seinen Garten gebummelt war, hatte ihn dieser Baum durch seine Häßlichkeit abgestoßen. Er war niedrig und dick. Seine Äste standen rechtwinklig zum Stamm, sie waren steif und plump. Aber diesen Morgen neigten sie sich, mit leuchtenden Äpfeln beladen, in anmutigen Bogen zur Erde. Ein Beweis, daß sie ebenso kräftig wie geschmeidig waren. Der Friedliebende begriff, daß für die erdrückende Bürde des Baumes die unförmige Dicke der Äste eine Notwendigkeit war.

Und plötzlich fühlte der Friedliebende sich mit dem Nebel ganz und gar ausgesöhnt. Es deuchte ihm, daß die Einengung seines Gesichtskreises seine Aufmerksamkeit gezwungen hatte, an kleinen Dingen zu haften, an denen sich zu erfreuen er bis zu diesem Tage verabsäumt hatte. Damit man genau sieht, damit man versteht, was man sieht, so dachte er, ist es jederzeit notwendig gewesen, daß der Blick sich dem Nahen zuwendet.

Die Wahrheit dieser Feststellung wurde ihm noch einmal auf dem neuen Pfade zu Gemüte geführt, auf dem er jetzt vorwärts schritt. Er entdeckte hier einige reife Brombeeren, die letzten des Jahres, die bis dahin allen Blicken entgangen waren. Es war, als ob der Nebel seinen Gesichtssinn verschärft hätte; sofort bemächtigte sich der Friedliebende der beiden kleinen glänzenden Dinger. Gleichzeitig und zum erstenmal an jenem Morgen vernahm er Laute, die von der Welt draußen an sein Ohr schlugen. Eine starke und rauhe Stimme schrie durch den Nebel: „Herrgott, erbarme dich der Kriegführenden! Ach ja, erbarme dich der Kriegführenden!"

Der Friedliebende blieb stehen und lauschte. Die Worte klangen deutlich aus dem Nebel, aber er sah niemand.

„Herrgott, erbarme dich der Kriegführenden und hilf ihnen. Ach ja, erbarme dich der Kriegführenden, ihr Geschick ist traurig! In den Schützengräben fließt das Blut wie Wasser. Ach, Herrgott, erbarme dich ihrer."

Der Friedliebende, der in friedliche und angenehme Gedanken versunken war, machte eine Bewegung der Ungeduld. Da war wieder dieser Krieg! Es war also wirklich nicht möglich, ihn zu vergessen, ihn nur für einen Augenblick zu vergessen! Wenn man seine Aufmerksamkeit auf etwas anderes lenken wollte, so schien die Natur selbst eine Stimme anzunehmen und an das Grausige zu erinnern, das wider die Menschheit losgelassen war. Und abermals hörte der Friedliebende in dem Nebel schreien: „In den Schützengräben fließt das Blut wie Wasser! In den Gefilden liegen die Leichen übereinander wie Getreidegarben. Ach ja! Herrgott, erbarme dich der Kriegführenden!"

Sicherlich war das wieder das wahnsinnige Weib, das ohne Ruh und Rast betend und singend in der Gegend umherschweifte, und das nun versuchte, Gott für die einander bekriegenden Großmächte zu erweichen. Ohne Zweifel wanderte die Wahnsinnige den Weg entlang, der zum Waldrand da oben führte, und den man in dem Nebel nicht sehen konnte. Des Weibes Flehen war rührend, aber trotzdem konnte der Friedliebende sich eines Lächelns nicht erwehren, wenn er sich vorstellte, daß dieses armselige Geschöpf durch seine Gebete dem Weltkrieg Halt gebieten wollte.

„Erbarme dich der Kriegführenden, auf daß sie Frieden schließen!" psalmodierte die Wahnsinnige weiter. „In den Schützengräben fließt das Blut wie Wasser."

Der Friedliebende blieb stehen und lauschte dem Flehen, so lange er konnte. Dann zuckte er die Schultern und setzte seinen Spaziergang fort.

Wahrhaftig! Die Zeiten waren so hart, daß jeden die Lust anwandeln konnte, sich auf Wegen und Stegen die Todesangst vom Herzen zu schreien, die einen umkrallt hielt.

Der Friedliebende seufzte bei dem Gedanken an den Kampf, an dem gewissermaßen die ganze Menschheit beteiligt war, und der die ganze Erde mit Verwüstung bedrohte. Wenn es sich wenigstens um eine Überschwemmung oder einen Vulkanausbruch gehandelt hätte! In diesem Falle würde ja das Unheil nicht weniger groß sein, aber man stände nicht unter der niederdrückenden Idee, daß die Katastrophe von Menschen heraufbeschworen worden war. Man brauchte nicht zu denken, daß, weil vernünftige Wesen von dem Kriegswahnsinn ergriffen worden waren, es möglich sein mußte, ein Wort oder ein Mittel ausfindig zu machen, das der allgemeinen Tollwut ein Ende bereitete. Man brauchte nicht mehr täglich, stündlich in Pein und Qual über Mittel und Wege nachzudenken, der entfesselten Vernichtung ein Ziel zu setzen.

Was kann ich tun? fragte sich der Friedliebende. Mein Wort wird nicht mehr Gewicht haben als das Flehen der armen Wahnsinnigen, die durch die Gegend streicht. Und dennoch. . . ." Er konnte die Empfindung nicht unterdrücken, daß etwas getan werden müßte, und daß man dem Unheil nicht mit gekreuzten Armen gegenüberstehen dürfe.

* * *

Bei seinem Spaziergang war der Friedliebende bis an das Ende des Gartens gelangt. Als er sich umwendete, um zurückzukehren, sah er vor sich ein lachendes und lockendes Bild.

Von der Stelle, wo er stand, stieg der Boden sanft bis zur Anhöhe, die von seinem Wohnhaus gekrönt ward. Vor seinem Blick lag seine ganze alte Besitzung mit den rotdachigen Gebäuden inmitten der Bäume, die im Schmuck des bunten Herbstlaubs prangten. In Wirklichkeit war es vielleicht nichts anderes, als was der Friedliebende täglich sah, allein das Bild stand anders als sonst vor Sinn und Seele, weil der Nebel es aus der Landschaft hervortreten ließ.

* Diese tiefempfundene Skizze widmete die berühmte schwedische Dichterin der Konferenz von Friedensfreunden aus den neutralen Ländern, die im vergangenen Sommer in Stockholm getagt hat.

Und da er seinen Besitz so losgelöst von der Umgebung sah, bemerkte der Friedliebende zum erstenmal, daß das rote Haus droben auf dem Hügel, über dem grünen und gelben Laub, wundervoll mit den niedrigeren Nebengebäuden, mit den dichten Sträuchergruppen und den Kronen junger Obstbäume zusammenstimmte, die den Fuß der Anhöhe umsäumten. Nie hatten sich alle diese Einzelheiten so harmonisch zum Ganzen zusammengefügt wie heute, wo der Nebel alles umrahmte und jede Lücke ausfüllte. Nichts konnte vom Ganzen weggenommen werden, alles mußte da sein, jedes war an seinem Platz. So inmitten von Nebel und Grün erschien dem Friedliebenden sein Heim reizvoller als je. Er strahlte von dem Gefühl der Sicherheit, des Wohlbehagens. Bei dem Anblick vor sich fühlte er sich ruhig und glücklich.

Und plötzlich kam ihm eine merkwürdige Idee. Ihm schien, als ob er allein mit seiner alten Besitzung wäre. Er stellte sich vor, daß sein Haus und er selbst ein eigenes ruhiges Leben führten, während der Nebel seine Mauern um sie schloß und sie der Welt verbarg. Tag für Tag würde so der Nebel ihr Schutz sein, er würde einen so dichten, so undurchdringlichen Wall um sie schlagen, daß nicht einmal der Wanderer auf dem Pfad droben am Waldrand eine Ahnung haben könnte, daß der Friedliebende und sein Haus so nah von ihm existierten.

Der Briefträger mit seiner schwarzen Ledertasche würde in dem irreführenden Nebel den Garten nicht finden können; kein anderer, kein Fremder vermöchte den Eingang zu der Allee zu entdecken, die nach dem Wohnhaus führt. Nichts von der Welt würde den Weg zu seiner Besitzung finden, und nichts von seiner Besitzung würde nach außen gelangen. Im langsamen Reigen würde der Winter dem Herbst folgen und der Sommer dem Lenz; der Schnee würde fallen und schmelzen, die Erde und die Bäume würden sich mit Grün schmücken, und das Grün würde welken und verschwinden. Frost und Hitze würden sich abwechseln, aber der dichte Nebel würde immer bleiben.

Er und die Seinen würden wie in einem Traum leben. Eine Arbeit würde einer anderen Arbeit folgen. Die Ernte der Aussaat, das Brauen dem Kochen, alles der Reihe nach, im langsamen Reigen. Man würde die Kühe melken und die Schafe scheren, man würde spinnen, und glänzendes Linnen würde wie durch einen Zauber am Webstuhl entstehen. Sie würden gezwungen sein, von ihrer eigenen Arbeit zu leben. Nichts könnte eingeführt und nichts könnte ausgeführt werden. Die Sorgen, die sie quälten, würden ihre eigenen Sorgen bleiben. Sie könnten auf niemand vertrauen als auf sich selbst. Sie würden wie auf einer Insel inmitten des Ozeans leben, an der niemand landen könnte. Dem Friedliebenden gefiel besonders die Aussicht, auf diese Weise den Greueln des großen Krieges zu entgehen. Er breitete seine Arme weit aus und rief dem Nebel zu: „Verweile, lieber Nebel, verweile! Wir sind am Vorabend entsetzlicher Zeiten. Bewahre mich davor. Mit deinen weißen Mauern beschütze du uns, mich und meine Besitzung. Laß mich auf dem Boden meiner Väter leben, ohne daß ich gezwungen bin, zu erfahren, welche Gewalttaten begangen werden und wieviel Blut vergossen wird. Gib, daß ich und die Meinen ruhig unserer Arbeit nachgehen können, ohne daß wir durch das Unglück der Menschen beunruhigt werden, die uns fremd sind.

Vögel werden zuweilen zu uns kommen, aber wir werden nicht nachforschen, ob sie unter ihren Flügeln eine Botschaft tragen. In der Morgenfrühe werden wir manches Mal die vorüberwandernde arme Wahnsinnige laut beten hören. Aber uns wird nicht das Verlangen plagen, zu lauschen, ob sie noch für die Kriegführenden fleht.

Wenn eines Tages alles vorüber sein wird, wenn die Menschen aufgehört haben, miteinander zu hadern und zu streiten und einander zu vernichten, dann darfst du dich zerstreuen und verschwinden. Und wir, die wir nichts von den Greueln wissen werden, die begangen worden sind, wir werden mit Begeisterung in die Welt zurückkehren und das ewige Lebensfest genießen. Unsere Sinne werden nicht durch das Wissen blutiger Gewalttaten befleckt sein. Wir werden in die Welt mit dem Glauben zurückkehren, daß die Menschen noch voller guter Gefühle sind und einen friedlichen Fortschritt schätzen. Wir werden den frommen Siebenschläfern gleichen, die von den Schrecken ihrer Zeit gerettet wurden, um preisen zu können, daß Frieden und Wohlfahrt immer wieder auf die Erde zurückkehren, und daß diese ihren Kindern mehr spendet, als Mißernte und Unglück allein."

Der Friedliebende sprach diese Worte vor sich hin, als er zwei sehr verschiedenartige Laute hörte. Wie eine Schlange zischend fuhr ein Windstoß durch den Nebel. Das war der eine Laut. Der andere glich einem leisen Echo vom Flehen der armen Landstreicherin. „Erbarme dich der Kriegführenden, Herrgott, auf daß sie Frieden schließen." Das berührte wie aus weiter Ferne sein Ohr, und es wollte ihn bedünken, daß es eine Mahnung sei, aber er ließ sich nicht abhalten, seinen Weg fortzusetzen. „Laß mich in meinem Garten spazieren gehen, Nebel, und neue kleine Schönheiten entdecken. Lehre mich, mich liebevoll dem zuzuneigen, was nahe bei mir ist. Laß mich so handeln, wie es mein Wesen verlangt, gib, daß ich mich nur mit Dingen beschäftige, die ich bewältigen kann. Bewahre mich vor der Idee, einem Wahnwitzigen gleich durch das Land zu ziehen, um den Versuch zu wagen, zu leisten, was zu tun ich nicht die Macht habe."

Der Friedliebende hatte kaum diese Worte ausgesprochen, als er abermals ein Zischen in dem Nebel hörte. Das klang wie ein: „Es sei!"

Natürlich war das nichts als eine Täuschung. Fast im gleichen Augenblick erhob sich ein frischer Wind, der den Nebel zerriß und seine Fetzen in alle Himmelsrichtungen jagte. Alle Dinge gewannen ihr gewöhnliches Aussehen zurück, und der Friedliebende lächelte über die Vorstellungen, die der Nebel in ihm erweckt hatte, und die nie Wirklichkeit werden konnten. Es ist jedoch gefährlich, Wünsche wie die seinigen in Worte zu kleiden. Die Naturgewalten machen sich ein boshaftes Vergnügen daraus, unser ausschweifendstes Begehren zu erfüllen.

Von diesem Tage an konnte der Friedliebende bemerken, daß die Nachrichten vom Krieg, obgleich sie immer entsetzlicher wurden, sein Herz nicht mehr wie ehemals quälten. Alles, was verlautete, schien ihm fremd und weltenfern, als ob es ihn nicht berühre, nichts angehe. Er ging seiner täglichen Beschäftigung nach, ohne durch die Gewißheit aufgeregt zu werden, daß die Welt vor ihrem Ende stehe. Der Friedliebende begriff nicht, daß der Nebel seine Bitte erhört und sich um seine Seele gelegt hatte. Er wähnte weiser und unparteiischer geworden zu sein.

Er lobte sich wegen seines Verstandes und seiner Einsicht. Jede Anwandlung, ein Mittel zu suchen, die über die Welt hereingebrochene Sintflut aufzuhalten, verflog in dem Nebel, der um seine Vernunft lagerte, ohne daß er es ahnte. Jede Lust zu handeln fiel ins Wasser, seine Sinne waren so gesättigt, daß er sich glücklich schätzte, die Klugheit zu besitzen, sich ruhig zu verhalten und seine Kräfte nicht mit hoffnungslosen Anstrengungen aufzubrauchen. Er sah, daß andere, denen nicht mehr Recht als ihm selbst zustand, vortraten und das Wort ergriffen, allein er konnte nicht einsehen, daß sie durch ihr Sprechen etwas ausgerichtet hätten. Er verglich diese Leute mit der armen Wahnsinnigen, die er im Nebel des Herbstmorgens Gott anflehen gehört hatte. Er vermeinte, daß die Seelen dieser Leute verwirrt wären, weil sie sich an etwas gewagt hatten, das zu leisten weder ihre Kräfte noch ihr Recht erlaubten.

Jedoch im tiefsten Herzen verfolgte er ihr Tun mit brennender Unruhe.

In den schönen Nächten, wenn die Sterne hell funkeln, hat der Nebel keine Macht mehr über die Seele des Friedliebenden. Dann gedenkt er verzweifelt der Stunde, wo er diese Erde verlassen und vor seinem Richter erscheinen muß. Er weiß, daß in dieser Stunde zusammen mit ihm vor Gottes Thron das Weib stehen wird, das auf der Straße laut flehte. Und Gott der Herr wird mit strenger Stimme zu ihm sprechen: „Bei deinen Lebzeiten sandte ich ein Ungewitter über die Erde. Wie konnte der Gedanke von deinem Herzen Besitz ergreifen, dich vor dem Gewitter zu verbergen?" Der Friedliebende wird sich dann verteidigen und sagen: „Es war übermenschlich, was ich nach deinem Wunsch hätte tun sollen. Ich habe mich still verhalten, weil ich keinen Ausweg sah. Übrigens war es nicht meines Amts, deinen Sturm zu stillen. Ich fürchtete, mehr Schlimmes als Gutes zu stiften, wenn ich mich hineinmischte."

„Dann wird der höchste Richter sagen: „Ich weiß, daß ich dir nicht genug Vernunft gegeben hatte, um den Sturm zu stillen. Aber ich hatte dir genug Kraft verliehen, um Mitgefühl zu beweisen und Samariterliebe zu üben."

Dann wird der Friedliebende auf das Weib deuten, das dicht neben ihm vor Gottes Thron steht: „Dieses Weib da hat gesprochen, hat ohne Unterlaß gesprochen," wird er sagen, „was hat das genützt?"

Und derjenige, der Himmel und Erde richtet, wird ihm antworten: „Gewiß, das Weib konnte durch sein Flehen das Herz der Gewaltigen der Erde nicht erweichen. Aber meine Arme stehen ihm offen, und meine Arme werden ihm den Weg zu meiner Herrlichkeit öffnen."

Dann wird der Friedliebende wissen, daß es keine Hoffnung mehr für ihn gibt. In seiner Verzweiflung wird er vor Gottes Thron niedersinken, und er wird sinken und immer weiter sinken bis in die grundlosen Tiefen, wo alles kalt und finster, stumm und steinern und neblig ist.

Verantwortlich für die Redaktion: Frau Klara Zetkin (Zundel), Wilhelmshöhe, Post Degerloch bei Stuttgart.
Druck und Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G.m.b.H. in Stuttgart.

# Für unsere Mütter und Hausfrauen

Nr. 12 ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ Beilage zur Gleichheit ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ 1917

**Inhaltsverzeichnis:** Des Wandrers Gruß. Gedicht von Lenau. — Hungersnot und Notstandspolitik im frühen Mittelalter. Von Gg. Engelbert Graf. — Babys Trinkflasche. Von Schwester Lydia Ruehland. — Feuilleton: Der Zukunftstraum. Von Gustaf Janson.

## Des Wandrers Gruß.

Sein Feld besät mit Körnern dort ein Bauer,
Verdrossen tut er's, in verzagter Trauer.

Wird seiner Sense sprießen einst die Ähre
Und nicht den Rosseshufen wilder Heere?

Wer mag getrost die Zukunft noch beschicken,
Sieht er den Sturm schon kommen, sie zu knicken?

Mit lässiger Hand den Samen wirft der Alte
Und wenig hoffend in die Furchenspalte.

Sein Söhnlein aber streut mit hellem Singen,
Weil Jugend freudig hofft: es wird gelingen!

Dort flattert nieder eine Taubenschar,
Und pickend schmälert sie das künft'ge Jahr.

Die Diebe sieht der Landmann sonder Grollen
Mit schwanken Köpflein schreiten durch die Schollen:

„Ei! Tauben, laßt gefallen euch die Kerne;
Der Feind ist nah, die Ernte noch so ferne!

„Du Weiße dort! hat dich ein Pfeil geschreckt,
Daß also rot die Brust dir ist gefleckt?

„Doch nein! Wer hat Geschosse zu verschwenden?
Wer möchte jetzt den Pfeil nach Tauben senden?

„Täublein, bist von Lavor? und traf dich Blut,
Als du ins Nest heimflogst zu deiner Brut?

„Barg ein Verfolgter sich am Tag der Rache
Und ward ergriffen unter deinem Dache?

„O trübe Zeit, wann Tauben am Gefieder
Das Blut des Menschen tragen hin und wieder!"

Der Alte hat der Taube Los erraten,
Und trauernd streut er wieder seine Saaten.

Ein Wandrer, einsam wallend durch das Land,
Des Bauern Wort belauschend stille stand;

Und freundlich spricht er, eh er weiter zieht:
„Hörst du der Lerche helles Morgenlied?

„Vom Liede einer Lerche ist umher
Der ganze Himmel voll, nicht klage mehr!

„So tönt fernhin der Freiheit Morgenruf,
Zerstampft dir auch die Saaten Rosseshuf.

Es klingt ihr Ruf je heller in die Weiten,
Je mehr die Feinde stillen Tod verbreiten." Lenau.

○ ○ ○

## Hungersnot und Notstandspolitik im frühen Mittelalter.

Von Gg. Engelbert Graf.

Pest, Krieg und Epidemien haben Europa im Mittelalter öfter als in der Gegenwart heimgesucht. Fürchterliche Bilder sind es, die die Chronisten von den damaligen Zuständen entwerfen. Weder Produktion noch Organisation und Verkehr entsprachen nur im entferntesten den gegenwärtigen Verhältnissen. Ganze Gegenden wurden buchstäblich entvölkert, eine ungeheure Zahl von Wüsteneien, von untergegangenen Ortschaften erinnert heute noch an jene Katastrophen.

Nicht allein im gegenwärtigen Krieg und im belagerten Paris von 1870/71 mußten die unwahrscheinlichsten Dinge zu Nahrungsmitteln herhalten; auch das Mittelalter kannte bereits Ersatzstoffe und Lebensmittelpolonäsen. Dabei muß man bedenken, daß damals die heute unentbehrliche Kartoffel noch nicht nach Europa gekommen und die Ernährung zum größten Teil auf die Brotfrucht eingestellt war. Die Brotnot war in Kriegsjahren das Schlimmste, um so schlimmer, als es fast ausgeschlossen war, in kürzerer Zeit größere Getreidemengen von auswärts heranzuschaffen. Da war oft guter Rat teuer. Im Notjahr 1095 gab es selbst in den Klöstern Deutschlands, deren Kornschätze doch sonst gewiß sehr groß waren, weder Roggen- noch Weizenbrot. Hafer wurde roh ausgemahlen, das Mehl ungereinigt und flüchtig überbacken, so daß das Brot mehr Spreu enthielt als Mehl. Häufig lesen wir von den Beimengungen, die dazu dienen mußten, das Brot zu strecken: Kartoffeln gab es nicht, man nahm gemahlenen Grassamen, gemahlene oder zerquetschte Baumrinde (die bisweilen heute noch in Schweden zur Brotstreckung verwendet wird), zerdrückten Kohl, manchmal auch fetten Ton oder sonstige Erden. Die geschichtlichen Quellen verweilen mit ganz besonderem Behagen bei der Aufzählung all des Scheußlichen und Widernatürlichen, das damals dem Magen zugemutet wurde. Weinhefe wurde statt Brot gegessen; Hunde, Katzen, Ratten, Wölfe, Frösche, Schlangen, gefallene Tiere wurden verzehrt. Wobei noch erwähnt sei, daß es als ganz besonders fürchterliches Zeichen der Hungersnot hervorgehoben wird, wenn die Leute während der Fastenzeit Fleisch essen mußten, weil sie sonst nichts hatten. Wiederholt wird aus solchen Jahren von Menschenfresserei berichtet, bisweilen sogar von öffentlichem Anbieten von Menschenfleisch. Solche Fälle sind aus der Zeit um das Jahr 1000 nach Christus aus Deutschland, Frankreich und Italien bezeugt. Nach dieser Zeit wird dergleichen nur noch aus den weniger zivilisierten Randgebieten Mitteleuropas berichtet; aber noch im dreizehnten und zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts liest man von vereinzeltem Kannibalentum anläßlich verschiedener Hungersnöte in den Randländern der damaligen Zivilisation, in den Slawengebieten der Ostseeküste, in Polen, Schlesien, Böhmen, Ungarn und Steiermark.

Umfassende Organisationen zur Abwendung oder Linderung der Hungersnot dürfen wir für die damalige Zeit nicht annehmen. Der Staat war selbst zur Blütezeit des deutschen Kaisertums so wenig zentralisiert, daß einheitliche, schnelle und durchgreifende Maßnahmen so gut wie ausgeschlossen waren. Der niedere Stand der Technik hätte auch systematische Hilfe vereitelt. Es konnte sich höchstens um lokale Hilfeleistung handeln, die wohl für ein beschränktes Gebiet eine gewisse Wirkung ausübte, im ganzen genommen aber ein Tropfen Wasser auf einen heißen Stein war. Zudem faßte man damals dergleichen Katastrophen als Heimsuchungen des Himmels, als unabwendbare göttliche Schickungen und Strafen auf und glaubte sie gleich Krankheiten des Körpers am ehesten durch Gebet, Fasten und Buße lindern zu können.

Unter den Herrschern des frühen Mittelalters sind es sehr wenige, von denen die Geschichte Maßnahmen gegen die Hungersnot berichtet. Von den deutschen Kaisern zeichnet sich am meisten Karl der Große durch solche Maßnahmen aus. Er verordnet zwar zunächst auch geistliche Mittel: Fasten und Messelesen, aber wiederholt läßt er auch die weltliche Gewalt ganz kräftig einschreiten, wie verschiedene Verordnungen aus seiner Regierungszeit beweisen. Seine erste Sorge war, in Zeiten der Not das Getreide im Lande zu behalten. Wir besitzen von ihm zum Beispiel aus dem Jahre 805 ein Verbot der Ausfuhr jeglicher Lebensmittel aus dem Reichsgebiet. Unter seinen sozialen Maßnahmen spielen auch bereits die Höchstpreise eine Rolle. Für die Notjahre 792/93 setzte er als Höchstpreise fest: für einen Scheffel Hafer 1 Denar, für Gerste 2, Roggen 3 und Weizen 4 Denare. Gleichzeitig bestimmte er, um den übrigen Grundbesitzern mit gutem Beispiel voranzugehen, daß die königlichen Güter nicht mehr als ½ Denar für Hafer, für Gerste 1, für Roggen 2, für Weizen 3 Denare pro Scheffel nehmen dürften. Es scheint aber, als ob diese Höchstpreise die Landwirte schon damals nicht genügend zur Produktion angereizt hätten. Bei einer erneuten Hungersnot im Jahre 806 mußten sie auf 2 Denare für einen Scheffel Hafer, 3 für Gerste und Spelz, 4 für Roggen und 6 für Weizen hinaufgeschraubt werden. Aber auch diese Höchstpreise wurden überschritten, wo es irgend anging, und der Chronist beklagt es bitter, daß ihre Durchführung bei weitem nicht überall und dann nur mit stärkstem Zwange möglich war. Ein halbes Jahrhundert später galt der Scheffel

Hafer bereits 5, Gerste 6½, Roggen 7½ und Weizen 8 Schilling, und ein Jahrhundert später bezahlte man Hafer bis 30, Gerste 26, Roggen 22 und Weizen 16mal so teuer.

Wir kennen noch eine Reihe anderer sozialer Maßnahmen Karls des Großen in dieser Richtung. In Hungerjahren verbot er jedes Bierbrauen. Im Jahre 780 bestimmte er, daß jeder Bischof, jeder Abt und jede Äbtissin vier Notleidende bis zur nächsten Ernte ernähren müßte. Auch errichtete er in verschiedenen Gegenden seines Reiches feste Verpflegungsstationen, in denen bettelnde Arme, die die Hungersnot von Haus und Herd vertrieben hatte, untergebracht und mit Essen und Trinken versehen werden sollten. Notleidende sollten einen ganz besonderen Reichsschutz genießen. Wenn jemand zum Beispiel unter dem Zwange der Not etwas verkaufte, so war ein solcher Verkauf rechtsungültig. Verschiedentlich hören wir auch von Notstandsauflagen, die die besitzenden Stände in kritischen Zeiten zu tragen hatten, um den Ärmeren das Durchhalten zu ermöglichen.

Von Maßregeln späterer Herrscher gegen die Hungersnot wissen die Geschichtschreiber nur wenig zu erzählen. Je geringer die Macht der Kaiser wurde, je mehr Adel und Geistlichkeit und Städte empor kamen und die Reichsgewalt zersplittert ward, um so weniger bestand eine Aussicht, irgendwelche für das Gesamtreich gültigen Reformen durchzuführen. Es sind immer nur einige Fürsten und Adlige, von denen berichtet wird, daß sie bemüht waren, das Gespenst der Hungersnot von ihrem Gebiet fernzuhalten oder seine Schrecken zu bannen. Die belgischen Adligen taten es im Jahre 1095 auch sicher nicht um Gotteslohn, als sie zusammen viel Geld aufwendeten, um ihre Hörigen über die Zeit der Hungersnot hinwegzubringen; es war ihnen vielmehr um die Erhaltung der nötigen Arbeitskräfte zu tun. Ausfuhrverbote für bestimmte Gebiete kehren öfter in der Geschichte wieder. Im Jahre 1269 verbietet der Bischof von Mainz, Getreide aus seiner Diözese rheinabwärts zu führen; 1272 erlassen die dänischen Städte ein Getreideausfuhrverbot. Der Herzog von Österreich schloß im Jahre 1235 auf den Rat der Juden sein Land für die Getreideausfuhr, als eine gewaltige Überschwemmung der Donau fast die gesamte Ernte vernichtet hatte. Von einer ganzen Anzahl kleinerer Fürsten hören wir, daß sie in den Hungerjahren zu Beginn des dreizehnten Jahrhunderts das Bierbrauen entweder völlig untersagten oder stark einschränkten. 1218 befiehlt Hoyer von Falkenstein, es solle niemand stärkeres Bier brauen als das Stübchen zu 1 Pfennig, und jeder Ausschank solle verboten sein. „Det halp sere to brotkorn!" meint dazu die Schöppenchronik. Dieselbe Maßregel verordnet 1226 der Graf von Blankenburg; auch sucht er gegen die Lebensmittelhamster einzuschreiten, die es offenbar damals schon gab; in seinem Gebiet durfte jeder nur auf einen Monat Vorrat an Korn besitzen, den Überschuß mußte er verkaufen.

Die Städte halfen sich vielfach mit Festsetzung von Höchstpreisen, nur daß sie damit sehr wenig ausrichteten. Im Jahre 1118 hatten die Lütticher Stadtväter den Höchstpreis für den Scheffel Weizen auf 5 Schilling festgesetzt, verkauft wurde er aber zu 11 Schilling. Genau wie heute streikten auch die Landleute, wenn die ihnen bewilligten Preise ihnen nicht hoch genug dünkten. Die Bürger von Köln hatten im Jahre 1146 den Höchstpreis für den Malter Roggen auf 3 Schilling festgesetzt, aber mit demselben Tage stellten die Landleute die Zufuhr ein und beschickten die kölnischen Märkte nicht mehr. Sonst hören wir im frühen Mittelalter (ganz im Gegensatz zum späten) wenig von kommunaler Lebensmittelpolitik. Einmal gaben die Bürger Straßburgs bei der Hungersnot im Jahre 1294 100 Viertel Roggen an die Armen, allerdings taten sie das erst, nachdem die Bäckerläden von der Menge erbrochen und demoliert worden waren. Im übrigen beschränkte sich die Tätigkeit der Behörden auf das Erlassen von Anordnungen zur Aufrechterhaltung der Ordnung und auf die Fortschaffung der Leichen derer, die an Hunger und Seuchen zugrunde gegangen waren.

Rühmender ist die Tätigkeit der Kirche auf dem Gebiet der Lebensmittelversorgung zu erwähnen. Sie hatte es ja auch verhältnismäßig leicht. Eine weitverzweigte und gut durchgebildete Organisation vereinigte sich mit mächtigen Kornscheuern und Vorratshäusern, die dank des ungeheuren Grundbesitzes der Klöster und Weltgeistlichen und dank der Abgaben fast stets reichlich gefüllt waren. In den Bischofsstädten und bei den reichen Klöstern sammelten sich daher auch stets in Notjahren gewaltige Mengen Hungernder an, die, sei es aus Klugheit, sei es aus christlicher Nächstenliebe, dann miternährt wurden. Manche Klöster taten wirklich alles Menschenmögliche, gaben nicht allein ihre Vorräte für die Armen her, sondern verpfändeten oft sogar den Kirchenschatz oder Liegenschaften, um zu helfen. Auf kirchlicher Seite können wir auch die ersten schüchternen Ansätze zu einer Organisation der Wohlfahrtspflege feststellen. Im Jahre 1032 kamen die Bischöfe Frankreichs zu einer Konferenz zusammen, um über Hilfsmaßregeln gegen die damalige Hungersnot zu beraten; man verständigte sich damals, die Notleidenden über das ganze Land zu verteilen, um eine einigermaßen gleichmäßige Rationierung zu ermöglichen. Im elften und zwölften Jahrhundert treffen wir auch als eine ganz neue Maßregel die Anordnung von Notstandsarbeiten wie Brücken-, Straßen- und Kirchenbauten, die dazu dienen sollten, verschämten Armen Beschäftigung und Verdienst zu geben.

Wie in der Gegenwart traf auch im Mittelalter der Lebensmittelmangel nur die unteren Volksschichten. Daß ein Geistlicher je verhungert wäre, davon ist in keiner Chronik etwas zu finden. Auch Bürger und Adlige scheinen nie die Not vollauf gekostet zu haben, wenn man von ihnen als Gipfel der Beschwerde zum Beispiel einmal hört, daß sie sogar mit ganz gewöhnlichem Roggenbrot vorliebnehmen mußten.

o o o

## Babys Trinkflasche.

Von Schwester Lydia Ruehland.

Es gibt Menschen, die behaupten, lieber sterben zu wollen, als daß sie Rotwein aus Weißweingläsern oder Sekt aus Likörgläsern trinken würden. Wie rührend anspruchslos ist dagegen Baby! Es nimmt seine Nahrung entgegen aus jeder Flasche, wenn ihm darin nur etwas Trinkbares gereicht wird. Und wie „großzügig" verfahren jene Mütter, die manchmal die Säuglingsnahrung in ganz unmögliche Flaschen füllen, ohne sich über deren nicht einwandfreie Beschaffenheit im geringsten Sorgen zu machen. Sie stehen auf dem Standpunkt: Glas ist Glas, eine Flasche zerbricht wie die andere. Große Arzneiflaschen, Selterswasserflaschen, jene dicken dunkelbraunen Flaschen mit dem kurzen Hals, ehedem gefüllt mit Feuerwasser „für Vater", wie häufig fand ich sie bei Hausbesuchen, dem Kind die Milchflasche ersetzend! Für den kleinen hilflosen Menschen soll alles recht sein, die ungeheuerlichsten Dinge sollen ihm zum Besten dienen. Ob Mutter ihr Mittagessen wohl aus Gutmütigkeit mit der Kohlenschaufel einnehmen würde, wenn sich herausstellte, daß alle Eßlöffel vom älteren Kind zum Sandhaufen verschleppt wurden? Die Krone des Möglichen erlebte ich in einer Familie, wo Baby seine Nahrung aus einer Steinhägerflasche — die bekannten Steinkrüge — erhielt! Es war freilich in einem noch sehr dunklen Winkel unseres Vaterlandes, und dunkel blieb mir auch der Inhalt der Flasche, der aus Milchkaffee bestehen sollte. Noch dunkler bleibt einem die bewundernswürdige Zähigkeit der Allerkleinsten, mit der sie sich allen ungünstigen äußeren Einflüssen zum Trotz oft genug siegreich zu behaupten wissen. Die Rasse ist entweder besonders gut, oder es gibt geborene Kampfnaturen.

Zu den zu verurteilenden Flaschen gehört auch die bekannte Schlauchflasche, die wohl in ganz Deutschland im Gebrauch ist. Der Übel größtes, die ihr anhaften, ist der Schlauch oder die Röhre. Etwas Unhygienischeres läßt sich nicht leicht wieder ausdenken. Diesen Schlauch je gründlich reinigen wollen, dürfte verlorene Liebesmühe sein, abgesehen von der darauf verschwendeten Zeit, in der man sicher sechs einfache Gummihütchen säubern kann. Was setzt sich nicht alles in dem engen Gummischlauch fest! Und man sieht es nicht einmal, wie man das Ding auch wendet und knetet! Das ebenfalls enge Glasröhrchen zerbricht leicht, wird aber trotzdem nicht selten weiter benutzt, wenn es irgend möglich ist. Teilchen splittern ab und wandern in den Magen und Darm des Kindes. Daß sich feine Milchpartikelchen im engen Gummischlauch festsetzen, ist fast nicht zu vermeiden. Dieser Umstand ist es denn auch hauptsächlich, der die Benutzung des Saugrohrs zur Lebensgefahr für das Kind macht, besonders zur Sommerszeit, wo alle Milch schnell säuert. Ein Arzt schnitt einmal einen solchen Schlauch durch und fand neben Glassplitterchen und Fliegeneiern eine ganz stattliche Zahl von Bakterien, deren Art mikroskopisch leicht festzustellen war. Bei solcher gefährlichen Verunreinigung denke man, wie zartorganisiert und rücksichtbedürfend der Magen eines Kindes ist.

Die Gefahr erkennend, legten kompetente Fürsorgeorgane dem Reichstag schon 1912 den Entwurf eines Gesetzes vor, das das Verbot der Herstellung und des Vertriebs langröhriger Sauger bezweckte. Die Bearbeitung des Entwurfs wurde einer Kommission überwiesen. Später fanden erneut Verhandlungen im Reichstag statt über die schädliche Kinderflasche mit dem langen Sauger, und wiederum wurde die Angelegenheit vertagt. Wir „Laien", die wir von früh bis spät von Haus zu Haus liefen und sehr, sehr häufig die Be-

nutzung jener Flasche konstatieren mußten, wir „Laien" konnten gar nicht begreifen, daß ein Verbot noch langer Debatte bedurft hätte. Aber freilich — Männer und Kindersaugflaschen, noch dazu im Hohen Hause! Männer sollen entscheiden über Dinge, die zum ureigensten Gebiet der Frauenbetätigung, des Frauenverständnisses gehören. Und das Ergebnis der wiederholten Untersuchungen, Erhebungen, Gutachten und Debatten? Etwa ein strenges Gesetz, mit harten Strafen jede weitere Herstellung der Schlauchflaschen bedrohend? Ach nein! Es kam anders. Die Herren im Reichstag und die Laien im Lande mit ihrem beschränkten Untertanenverstand stoßen bekanntlich ziemlich häufig mit ihren Ansichten aneinander. In unserem Falle wurde der Einwand erhoben, daß mit Abschaffung dieser Flaschen ein ganzer Industriezweig brachgelegt würde!! Damit mußten die Antragsteller sich abfinden. Und taten es wohl auch. Von einem erneuten Antrag ist mir nichts bekannt. Man kann eben nicht eine ganze Industrie lahmlegen! Auf die Gefährdung, auf Siechtum und Tod von tausenden Säuglingen kommt es wahrscheinlich bei unserem Geburten„reichtum" nicht an.

Die Schlauchflaschen werden weiter verkauft, weil man, wie im Reichstag seinerzeit dargelegt wurde, doch die Herstellung und den Vertrieb der einzelnen Teile nicht verbieten könne. Wir klammerten uns an die Hoffnung, daß die Herstellung der Flaschen in einzelnen Teilen der Benützung entgegenwirken würde. Wenn die Teile nur einzeln hergestellt in den Handel kommen dürfen, so meinten wir, setzt keine Mutter sich eine solche Saugflasche zusammen, was sie nicht fertig bekommt, kauft sie nicht. Kürzlich brauchte ich zur Ergänzung des Materials für meine Mutterkurse einen Schlauchsauger — als abschreckendes Beispiel natürlich. Zaghaft forderte ich in einem Sanitätsbasar die einzelnen Teile und erhielt — — die komplette Schlauchflasche fix und fertig. „Die Frauen verlangen sie ja doch immer gleich fertig," erklärte mir die Verkäuferin auf meinen Hinweis, daß ich glaubte, die Teile dürften nur einzeln verkauft werden. Und um das Maß meiner Traurigkeit über die bequemen, gedankenlosen Mütter voll zu machen, pries mir die Dame eine neue, noch kompliziertere Flasche an, die eine findige Industrie „Mutterstolz" getauft hatte — wie betörend — und die für 75 Pfennig verkauft wurde. Bei einer näheren Prüfung ergab sich, daß das Gewinde am Flaschenhals, das den schmalen, gekrümmten Gummisauger festhielt, aus Blei bestand! Meiner Entrüstung, daß solch eine schädliche Sache den Müttern für schweres Geld verkauft wird, stand die Dame rat- und hilflos gegenüber, über die Schädlichkeit hatte sie noch nicht nachgedacht, und „die Mütter kaufen die bequeme Flasche gern" — — —

Nun, bequem ist die Schlauchflasche, das muß man ihr lassen. Man macht eine Rinne in das Deckbett, legt die Flasche hinein, gerade so, daß der Sauger Baby ins Mündchen paßt, und nun friß, Vogel, oder stirb! So ungefähr rechnete die findige Industrie, und die Mütter nahmen die Idee begeistert auf, besonders natürlich die beschäftigten Mütter. Von einer überlegenden Mutter müßte aber wenigstens das Folgende in Betracht gezogen werden. Daß ein Kind gern eine Pause macht im Trinken, daß es einmal husten könnte, wobei ihm der Sauger aus dem Mündchen rutscht. Eine ekelhafte Fliege nimmt dann vielleicht schleunigst auf dem Mundstück Platz, bürstet sich darauf ab und läßt allen Schmutz und Unrat darauf sitzen, worauf der Sauger dem Kind wieder in das Mäulchen gesteckt wird. Weiter. Die Sache kann dem Baby zu langweilig werden, es schläft überm Trinken ein, um, wieder erwacht, den kalt gewordenen Inhalt der Flasche in seinen empfindlichen Magen zu holen.

Wenn eine Mutter nicht in der Lage ist, ihrem Kinde die Brust zu reichen, und sie zur Flaschenernährung greifen muß, so sollte sie, sofern es Zeit und Umstände ihr erlauben, sich den Genuß nicht entgehen lassen, einem trinkenden Baby bei seiner „Arbeit" zuzusehen. Die Gier, mit der auch der jüngste Säugling mit seinen winzigen Fingerchen die Flasche umklammert; die klaren Augen, die sich mit Wasser füllen vor Anstrengung; die Muskelarbeit der Bäckchen mit dem weichen Flaum; das wechselnde Mienenspiel, anfangs hastig und unruhig aus Angst, ob Baby auch satt werde, später friedlich und ruhig, gleichsam im behagenden Gefühl: „Ja, es reicht" — — kann man sich etwas Anziehenderes, Anregenderes denken, als ein kleines Menschenwunder während seiner Tafelzeit! Und die Atzung dauert ja nur fünfzehn, allerhöchstens zwanzig Minuten und soll nur fünfmal am Tage erfolgen. Diese Zeit muß auch eine noch so beschäftigte Mutter für Baby aufbringen, wenn ihr Erwerb sie nicht aus dem Hause weist.

Die vernünftige Flasche ist die kleine bauchige Soxhletflasche mit der Grammeinteilung, dem runden Boden und dem glatten Halse. Dazu der kurze helle Sauger, den man beim Reinigen umstülpen kann und umstülpen soll. Er wird infolge der Gummiknappheit augenblicklich nicht leicht zu haben sein. Jeder andere Ersatz, sofern er nur kurz ist, ist immer dem Schlauchsauger vorzuziehen. Die Trinkflasche muß einmal am Tage mit heißem Sodawasser und einer Bürste gründlich gereinigt werden. Die Bürste dazu darf zu nichts anderem verwendet werden und soll zum Trocknen in der Sonne, mindestens an der Luft hängen. Nie darf ein Milchrest in der Flasche bleiben, sofort nach dem Trinken muß die Flasche entleert und peinlich sauber gespült werden. Sie muß blank sein wie ein Spiegel. Die Kindertrinkflasche ist das Barometer für den Reinlichkeitssinn der Hausfrau. Der Sauger wird nach dem Gebrauch mit Salz ausgerieben, gespült und trocken aufbewahrt, nicht im Wasser. Eine feuchte Fläche ist ein vorzüglicher Nährboden für Bazillen aller Art. Auch der Sauger wird täglich einmal ausgekocht, und zwar in Salzwasser. Der Sauger dient nur dem Zwecke, die Nahrung durch die kleine Öffnung aus der Flasche zu ziehen. Er darf kein „Tröster" sein. Aus Sehnsucht nach dem fragwürdig schmeckenden Sauger schreit kein Baby. Vielleicht aber ist die trotz dieser Versicherung nicht zu überzeugende Mutter so freundlich, das Ding einmal auf einen Tag — nur einen — in ihren eigenen Mund zu nehmen. Ihre Erfahrung respektive Meinung darüber wäre mir sehr interessant. Den Sauger nach der Mahlzeit Baby im Mündchen lassen, ist genau eine so schädliche, unappetitliche Unart, wie das Kind gewöhnen, an einem „Schnuller", „Zulp" oder wie das Ding sonst benamst werden mag, herumzulutschen. Fort mit allen ähnlichen Gepflogenheiten, die Babys Gesundheit bedrohen und auch dem Erwachen, der Entwicklung seiner zarten geistigen Kräfte nicht zuträglich sind. Der „Tröster" macht schläfrig und dumpf.

## Feuilleton

### Der Zukunftstraum.*

Von Gustaf Janson.

Ursprünglich war der Start auf die Mittagszeit festgesetzt worden. Da aber der Korpschef den Wunsch geäußert, dabei zugegen zu sein, wurde das Ganze ein paar Stunden verschoben. Der Flieger stand neben seiner Maschine und wartete, einige Geniesoldaten saßen plaudernd in einer Gruppe beisammen. Sie hatten nichts zu tun, nachdem die Bomben an ihrem Platze befestigt waren. Vor dem Schuppen, dessen Vorderseite zurückgeschlagen war, standen etwa zwanzig Offiziere, die sich eingefunden hatten, um der kühnen Rekognoszierung des Kameraden zuzusehen.

Der Flieger gähnte leicht hinter der einen Hand, aber der Wunsch des Generals verzögerte die Abfahrt. Mit gerunzelten Brauen stellte er sich hin und betrachtete einige Kompagnien Soldaten, die ein paar hundert Meter weiterhin eine Übung vornahmen.

Ein Reiter näherte sich von der Stadt her.

Unter den Offizieren wurde es ein wenig lebhafter. Würde man bald etwas zu sehen bekommen? Sicher, der General hatte soeben seinen Lunch beendigt.

Der Flieger reckte sich und füllte die Lungen mit Luft. Alles schien eine glückliche Fahrt zu verheißen. Der Himmel war allerdings bewölkt, aber nichts ließ etwas anderes als Windstille erwarten. Einen passenderen Tag hätte er schwerlich wählen können.

„Endlich," murmelte er. Von der Stadt her kam eine Schar Reiter näher.

Die Soldaten weiterhin stellten das Exerzieren ein. Es wäre unrecht gewesen, sie am Zusehen des Abfluges zu hindern. Die Offiziere kamen näher.

„Alles klar, Hauptmann?" fragte ein Oberstleutnant liebenswürdig.

„Alles klar," nickte der Flieger. Er ließ seinen Blick ein letztes Mal über die Maschine gleiten. Nein, nichts fehlte. — Die Geniesoldaten erhielten einen Wink, sprangen auf und nahmen ihre im voraus bestimmten Plätze ein.

Der General ritt mit seinen Begleitern heran und hielt ein Stück abseits vom Schuppen. Er grüßte den Flieger zuvorkommend, winkte mit seiner behandschuhten Hand der Offiziersgruppe zu und ließ die klugen Augen auf der Maschine ruhen. Er hatte ständig ein

* Aus Gustaf Jansons „Lügen". Geschichten vom Kriege. Verlag von Georg Merseburger, Leipzig 1912. In dem sehr empfehlenswerten Buch hat der Dichter es unternommen, den Inhalt, die hervorstechendsten Wesenszüge des italienischen Tripoliszuges künstlerisch zu gestalten, das blutige Vorspiel des Weltkriegs. Aber weil Janson die Bilder und Episoden des Tripolisabenteuers mit der Kraft eines wirklichen Dichters nach starkem innerlichen Erleben geformt hat, gibt er über das Besondere hinaus, das Allgemeine, das Typische.

lebendiges Interesse für dies neueste Hilfsmittel der Kriegstechnik gehegt und versäumte niemals einen Aufstieg. Mit einem gewandten Sprunge war er aus dem Sattel und ging an das Flugzeug heran. Die lange Reihe von Orden und Medaillen auf seiner Brust glitzerte in dem blassen Tagesschein, das Gold an seiner Mütze blinkte, die Säbelscheide schlug ihm in rhythmischem Takte gegen das Lackleder des linken Stiefels.

„Jaha . . . jaha . . . sehr gut," sagte er und lächelte, wobei zwei Reihen gleichmäßiger weißer Zähne unter dem sorgfältig gewichsten und in die Höhe gestrichenen Schnurrbart sichtbar wurden. Er nickte dem Flieger freundlich zu. „Jetzt . . . was, Hauptmann?"

„Wenn Herr General befehlen."

„Sehr gut. — Die Bomben, was?" Der General wies auf die sieben Hülsen, die an einer dem Flieger leicht erreichbaren Stelle befestigt waren.

„Jawohl."

„Sehr gut. Und Sie glauben binnen einer halben Stunde zurück sein zu können?"

„Falls nichts Unvorhergesehenes dazwischen kommt. . . ."

„Sehr gut! Hier auf dem Platze?"

„Wenn alles nach meiner Berechnung geht . . . ja."

„Ich werde Ihre Rückkunft abwarten. Mögen die Madonna und alle Heiligen Sie behüten, Hauptmann!" Der General trat einen Schritt zurück. Die Geniesoldaten erhielten einen Wink und begannen die Maschine vorwärts zu schieben. Der Flieger nahm seinen Platz darin ein und ließ den Motor versuchsweise einige Schläge machen. Er funktionierte tadellos.

Das große Flugzeug wackelte unsicher. Die Erde war nicht sein Element. Mit den gewaltigen Flügeln, die Luft und Raum unter sich verlangten, weit ausgebreitet, glitt der Apparat schwerfällig einige Meter vorwärts. Von seinem Platze lächelte der Flieger den Offizieren zu.

Mit den Händen an den Mützen grüßten die Kameraden den Kühnen.

Der Flieger verneigte sich leicht vor dem General und widmete dann seine ganze Aufmerksamkeit der Maschine. Der Motor begann wieder zu surren. Das Flugzeug machte einen Satz.

Die Sonne brach in dem Riß zwischen zwei Wolken hervor. Der Aeroplan hatte die Erde verlassen und stieg rasch in schräger Richtung aufwärts. Seine Flügel glänzten, die Stäbe des Gestells glimmten. Die Maschine stieg noch immer höher, glitt über den Sonnenumkreis und wieder in den Schatten hinein, sie zeichnete sich wie ein riesenhaftes, vorhistorisches Insekt gegen den durchsichtigen Hintergrund ab.

Eifrig und interessiert, mit in die Höhe gekehrten Gesichtern und blinzelnden Augen betrachteten Offiziere und Soldaten den fortgleitenden Aeroplan.

„Sehr gut," äußerte der General, „sehr gut!" Seine Augen glänzten, die Orden und Medaillen glitzerten. „Sublim . . . meine Herren, ganz einfach sublim!" Das Flugzeug wurde kleiner, glitt in die Unendlichkeit hinein. Der alte General senkte den Kopf und versank in tiefe Gedanken. Das, was er hier jetzt gesehen, war nicht nur wunderbar, sondern auch vielversprechend, voller Verheißung. Welche Aussichten taten sich damit nicht auf . . . eine Zukunftsperspektive, so schwindelnd, daß . . . daß . . . „Sehr gut," sagte er laut. „Sehr gut!"

Ein Adjutant war neben ihm stehen geblieben und hatte etwas gesagt, von dem er nichts gehört hatte. Eine Ordonnanz kam herangelaufen.

Der General winkte dem Adjutanten zu, sich zu entfernen.

„Das Problem ist gelöst," dachte er. „Wir brauchen uns nur alle Fortschritte der Technik zunutze machen. Schade, daß ich zu alt zum Fliegen bin. . . ."

Die Ordonnanz salutierte und entfernte sich, nachdem sie ihren Rapport abgelegt, von dem der General keine Silbe hörte.

„Wie war es?" wandte sich der alte Herr an einen neben ihm stehenden Major, „die Zeitschrift mit dem Artikel von der heutigen Kriegsaviatik. . . ."

„Ich hab' sie bei mir."

„Sehr gut. Ich setze mich hier ein wenig hin, während wir warten. Sehen Sie danach, daß ich nicht gestört werde." Er empfing ein Heft aus der Hand des Majors und warf einen langen Blick nach Süden. Welche unerhörte Geschwindigkeit entwickeln doch diese Flugzeuge. Die Erfindungen folgten Schlag auf Schlag, die größten, wirklich epochemachenden wurden augenblicklich für den Kriegsgebrauch verwertet. „Sehr gut!" Der General nahm auf einem Mantel Platz, den ihm seine Ordonnanz hingebreitet hatte, und fing an, in dem ihm von dem Major übergebenen Hefte zu blättern.

Der Flieger hatte eine Höhe von sechs- bis achthundert Metern erreicht. Mit dem Blick ständig geradeaus gerichtet, raste er weiter. Der Zug, den die Fahrt hervorrief, kühlte ihm das Gesicht. Er merkte es nicht. Um die fest geschlossenen Lippen spielte ein hartes Lächeln. Er dachte an seinen doppelten Auftrag. Es galt vor allem, die Dispositionen des Feindes zu erforschen, hernach diesen womöglich zu beunruhigen und zu schädigen. Er meinte noch das Summen der Offizierskameraden zu hören, und seine Entschlossenheit wurde dadurch noch gesteigert. Er biß die Zähne zusammen, der Blick wurde hart. Er wollte seinen Auftrag zu Ende führen. Er strebte ja nicht nur nach dem Vertrauen der Kameraden und dem Lob der Vorgesetzten, er flog hier durch die Lüfte, um die unbestreitbare Überlegenheit der weißen Rasse zu wahren. Die Beweise waren zur Hand: sieben sprengstarke Bomben. Wenn er die aus den Höhen des Himmels herabschleuderte, das war überzeugend, da mußte jede Widerrede verstummen.

Hinter ihm schnurrten die Schrauben zäh und unermüdlich. Unter ihm starrten die Sandwellen in bizarrer Unordnung. Hier und dort schimmerte es weiß von einem Dorf in den Palmenhainen. Noch hatte er nicht die äußersten Linien seiner Landsleute passiert. Oh, da unten sammelten sich Soldaten, liefen von allen Seiten herbei. Was war los? Sie hatten ihn entdeckt, sie schrien hurra. Jubelnd, anfeuernd stiegen die Rufe aus der Tiefe. Er hob die eine Hand vom Steuerrad und winkte. Er hätte sich eine Weile senken mögen, wäre gern so nahe geflogen, daß sie seine Antwort hätten hören können. Aber er hatte keine Zeit, sein Ziel war noch weit entfernt. Immer rascher teilte das Flugzeug die Atherwellen. Sieh da, die Wüste . . . die leere Erde unter ihm, der leere Weltraum über ihm, und er, der einsame Mensch, schwebte zwischen beiden! Ein Gefühl von Macht überkam ihn.

„Wir Menschen," dachte er, „wir Herren der Luft und der Erde . . ." die Aufgabe des Fliegers war groß und herrlich. Wenn tausend andere gleich ihm schwindelnd hoch und unfehlbar sicher das Luftmeer durchkreuzten und niederstiegen, wo sie es selber wünschten, dann waren unzerreißbare Bande zwischen den Nationen geknüpft. Die Flieger waren die wirklichen Pioniere des Fortschritts, waren Boten, die ein neues . . . nein, das alte Evangelium verkündeten: „keine Grenzen mehr, keine Mauern zwischen den Völkern" . . .

Ein Ton, der einem fernen Knall glich, drang an sein Ohr. Er sah nieder und lächelte geringschätzig. Ein Dutzend Araber zu Pferde sprengten wie rasend in derselben Richtung wie er. Ein Ausdruck von Grausamkeit verzerrte die jugendlichen Züge des Fliegers. Die da . . . aha . . . sie amüsierten sich tatsächlich damit, ihn zu beschießen. Er führte die eine Hand vom Steuerrad nach der Klammer, die eine Bombe festhielt. Er gönnte ihnen einen Denkzettel, den nacktbeinigen Schreihälsen da unten. Es hätte ihm Spaß gemacht, die Wirkungen der Explosion zu beobachten, aber . . . na, ja. . . .

Wieder Sand, immer nur Sand. Was war es doch, wovon er eben phantasiert hatte? Ach so, die Festrede bei dem Bankett für Flieger, die in den Krieg zogen. Wie war's gleich? Gewiß. „Der letzte große Schritt ist getan, jetzt gibt es keine Hindernisse, keine Entfernungen mehr. Die Elemente sind die dienstbaren Geister des Menschen geworden. Einstweilen kann man sich wohl noch nicht auf ihre Treue verlassen, aber ihr Vermögen, zu gehorchen, steht außer allem Zweifel. Alles, was übrigbleibt, ist ein mechanisches Problem, über dessen Lösung schon seit langem Tausende von Gehirnen grübeln. Es wird demnächst gelöst sein. Die Menschheit, die ständig neue Ziele für ihren Herrscherwillen sucht, geht rastlos und siegreich ihrer Vollendung entgegen. Der Wille ist die Schöpferkraft, die aus dem Nichts erschafft. Gerade dank ihrem unerhörten Willensvermögen werden die Menschen mehr und mehr gottähnlich. Das, was noch vor wenigen Jahren ein Traum war, begrüßen wir schon heute als leibhaftige Wirklichkeit." Eine ausgezeichnete und wirklich charakteristische Rede.

Sieh da . . . da waren die türkischen Linien. Man warf Schützengräben auf und . . . Warum waren Tausende von Soldaten in einem Viereck aufgestellt? Niemand da unten schien bisher das Flugzeug bemerkt zu haben, der Augenblick war günstig für Beobachtungen. Warum standen die Soldaten mit Gewehr bei Fuß? Und . . . Was? Arabische Priester . . . Man begrub die Gefallenen des letzten Gefechts. Eine bessere Gelegenheit konnte er sich nicht wünschen.

Zwei Bomben wurden eilig losgemacht und fielen.

„Ah . . .!"

Eine schwache Detonation klang von unten herauf . . . und noch eine! Dann folgten Jammergeschrei, zornige Rufe . . . Lärm.

„Wohl bekomm's," murmelte der Flieger und lächelte. Die Pioniere der Zivilisation zeigten, wozu sie taugten. Sieh doch, man schoß nach ihm. Zwei Bomben waren also nicht genug. Gut, also noch eine!

(Schluß folgt.)

Verantwortlich für die Redaktion: Frau Klara Zetkin (Zundel), Wilhelmshöhe, Post Degerloch bei Stuttgart.
Druck und Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G.m.b.H. in Stuttgart.

# Für unsere Mütter und Hausfrauen

Nr. 13 ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ Beilage zur Gleichheit ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ 1917

**Inhaltsverzeichnis:** Der Sparzwang. Von Hedwig Wachenheim. — Ernährungsfragen. I. Von Dr. med. Alex. Lipschütz. — Bürgerliches Recht: Die Unterhaltspflicht durch eine „Geldrente" in der Kriegszeit. Von F. Kl. — Feuilleton: Der Zukunftstraum. Von Gustaf Janson. (Schluß.)

## Der Sparzwang.

Die Verbote und Erlasse, mit denen die maßgebenden Militär- und Zivilbehörden der außerordentlich großen Steigerung der Kriminalität unter der Jugend entgegenwirken wollen, zerfallen in vier Gruppen: 1. Kino-, Wirtschafts-, Alkohol- und Rauchverbote, sowie Verbote des Herumtreibens auf der Straße. 2. Erlasse gegen die Schundliteratur. 3. Erlasse über den Sparzwang. 4. Mahnungen an Jugendliche, Vormundschaftsgerichte, Eltern und Erzieher, Lehrerschaft und Jugendpfleger. Die Gruppe 1, 2 und 4 sind als allgemeine polizeiliche Verfügungen zu betrachten, wie sie auch früher schon erlassen wurden, wenn auch nicht so zahlreich und umfassend. Der Sparzwang dagegen bedeutet einen weitreichenden Eingriff in das wirtschaftliche und persönliche Leben. Der junge Arbeiter, die junge Arbeiterin wird vom Staat gezwungen, mit einem vorgeschriebenen Teil des erarbeiteten Verdienstes auszukommen und den Rest als persönliche Versicherung anzulegen. Die Lebenshaltung der Jugendlichen wird auf einer gewissen Stufe festgehalten, und mit den unfreiwilligen Spargroschen soll die Arbeiterversicherung entlastet und die Unzufriedenheit des Arbeiters in die Spartopfillusionen des Kleinbürgers umgewandelt werden. Die gesellschaftliche Entwicklung hat die wirtschaftliche Einheit der proletarischen Familie gesprengt. Sie treibt deren auch nur einigermaßen arbeitsfähigere Glieder mit ihrer Betätigung aus dem Haus in die gesellschaftliche Wirtschaft, macht sie dort zu Mitschaffenden der Gütererzeugung, die unabhängig von der Familie sind. Indem sie die kaum der Schule entwachsenen Proletarierkinder zum Erwerb zwingt, stellt sie sie auch schon frühzeitig wirtschaftlich und damit persönlich auf eigene Füße. Die jungen Proletarier, die ihr eigen Brot essen, vielleicht noch mit für jüngere Geschwister usw. sorgen, entwachsen der Bevormundung durch die Familie, die Eltern, wie sie für die vorkapitalistische Zeit charakteristisch war. Dieser ganzen Entwicklung entgegen wollen die Sparzwangerlasse die Jugendlichen wieder unter die Botmäßigkeit der Eltern, des Vormunds, der Behörden stellen.

Sparzwangverfügungen sind unter anderem im Bezirk des Oberkommandos in den Marken und in den Korpsbezirken Kassel und Hannover erlassen worden. Die württembergische Regierung hat darauf aufmerksam gemacht, daß nach § 119a, Abs. 2 und 8 RGO. der von minderjährigen Arbeitern verdiente Lohn an die Eltern und Vormünder zu zahlen ist, und nur mit deren schriftlicher Zustimmung oder nach ihrer Bescheinigung über den Empfang der letzten Lohnzahlung unmittelbar an die Minderjährigen selbst. Ferner, daß die Gewerbetreibenden den Eltern und Vormündern innerhalb gewisser Fristen Mitteilung von den an minderjährige Arbeiter gezahlten Lohnbeträgen zu machen haben. Der § 119, Abs. 2 und 8 RGO. ist hauptsächlich wegen der damit verbundenen Umstände vor dem Krieg kaum zur Anwendung gekommen. Infolge dieser Umstände kommt bei der Durchführung schwerlich ein nennenswerter Vorteil heraus.

In Kassel wurde verfügt, daß den Minderjährigen, also Jugendlichen bis zum 21. Jahre, ein angemessener Teil ihres Lohnes einbehalten wird, wenn sie ein verschwenderisches und vergnügungssüchtiges Leben führen. Der Betrag wird an eine mündelsichere Sparkasse abgeführt und verbleibt dort bis zur Beendigung des Krieges oder zur Vollendung des 21. Lebensjahres der unfreiwilligen Sparer, die außerdem dem Verbot unterstehen, ihren bisherigen Aufenthalt zu wechseln. In den Marken hat der Arbeitgeber für alle Jugendlichen unter 18 Jahren binnen 5 Tagen zwei Drittel des 18 Mk. übersteigenden Lohnes an eine mündelsichere öffentliche Sparkasse abzuführen, die das Sparkassenbuch verwahrt. Der Jugendliche kann monatlich einmalig den Nachweis über die Einzahlung einsehen. Der Gemeindevorstand seines jeweiligen Aufenthaltsortes darf während der Dauer des Kriegszustandes die Zustimmung zur Auszahlung aus dem Sparguthaben erteilen. Bedingung dafür ist, daß das wohlerwogene Interesse des Jugendlichen die Auszahlung ausnahmsweise erfordert, oder daß diese notwendig ist zur Erfüllung gesetzlicher Unterhaltspflichten oder moralischer Unterstützungsverpflichtungen. In dem Bereich des Generalkommandos Hannover waren die Bestimmungen noch schärfer. Dort sollte den Jugendlichen unter 18 Jahren nicht mehr als 16, denen bis 21 Jahre nicht mehr als ein Drittel des 16 Mk. übersteigenden Verdienstes ausgezahlt werden. Gleichzeitig wurde die Freizügigkeit für Jugendliche aufgehoben, deren Eltern nicht verziehen, oder die nicht auf Montage nach auswärts geschickt würden. Durch einen Streik der jugendlichen und erwachsenen Arbeiter in Braunschweig und durch Vermittlung des Gewerkschaftskartells kam es zu einer Verordnung, die den Sparzwang aufhob. In Brandenburg besteht er noch und belastet die ohnehin überlasteten Gemeinden mit den Ermittlungen für die in den meisten Fällen notwendige Befreiung vom Sparzwang. Für den Sparzwang kommt als Strafandrohung § 9b des Gesetzes über den Belagerungszustand und das Reichsgesetz vom 11. Dezember 1915 in Betracht.

An dem Sparzwang ist von sozialdemokratischer Seite eine so ausgiebige Kritik geübt worden, daß es genügt, sie im Auszug hier wiederzugeben. So sagte Genosse Stadthagen nach dem Bericht des „Vorwärts" im Reichstag am 20. Februar 1916:

„. . . Es wird der Grundsatz der Gleichheit vor dem Gesetz durch die Verordnungen verletzt, sonst müßten sie auf alle Minderjährigen, nicht bloß die Arbeiter ausgedehnt werden. Sie sind auch sehr unzweckmäßig. Will man Eigentumsvergehen dadurch beseitigen, daß man die jungen Leute in Mangel versetzt, während doch gerade die Ursache der meisten Eigentumsvergehen in einem Mangel an Eigentum liegt. . . . Wenn es im Interesse der öffentlichen Sicherheit liegen soll, daß gegen Verschwendung und Vergnügungssucht vorgegangen wird, warum gehen dann die Generalkommandos nicht auch vor gegen die Studenten, die jungen Offiziere, die aus dem Vermögen ihrer Eltern ein Leben führen, das ich ihnen nicht verkürzen will, das man aber sicher mehr als vergnügungssüchtig bezeichnen kann als das Leben der Arbeiterjugend. (Sehr wahr! bei der Soz. Arbg.) Darin liegt eine Verachtung der Arbeit."

Aus seinem Leserkreis wurde dem Hannoverschen „Arbeiterwillen" geschrieben: „Eine andere Frage drängt sich den gewerkschaftlich organisierten Arbeitern auf. Welche Wirkung wird der Sparzwang auf die Gestaltung der Lohnverhältnisse haben? Der Arbeiter, der nie weiß, wie der Kriegsgewinn des Unternehmers ist, darüber nichts erfährt, muß sich die Beobachtung über den Verbleib seines Verdienstes gefallen lassen. Er steht unter dem Eindruck, daß jeder Versuch, eine bessere Bezahlung oder eine Teuerungszulage zu bekommen, mit dem Hinweise auf sein ‚erspartes Vermögen' abgelehnt wird. Eine solche Wirkung zu erzielen, wird nicht die Absicht der Verordnung sein. Man kann aber den Arbeitern nicht unrecht geben, wenn sie eine solche Wirkung befürchten. Wenn die Unternehmerkreise eine solche Wirkung nicht wollen, dann werden sie auch eine Änderung anstreben müssen."

Das „Korrespondenzblatt der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands" meinte: „Wir halten diese Maßnahmen nicht bloß für verfehlt, sondern auch für schädlich und wollen nicht unterlassen, öffentlich unsere Bedenken dagegen geltend zu machen. Die Tatsache, daß der Krieg minderjährigen Personen ein erhöhtes Lohneinkommen verschafft hat, läßt sich nicht bestreiten, ebensowenig, daß es unter den Minderjährigen einen kleinen Anteil von Personen gibt, die von ihrem Gelde nicht den richtigen Gebrauch machen. Das letztere ist aber keineswegs eine auf die Kriegszeit beschränkte Erscheinung und kommt auch nicht allein bei jugendlichen Arbeitern, sondern in allen Gesellschaftsschichten vor. Lohneinkommen verführt nicht mehr zu Leichtsinn und Verschwendung als arbeitsloses Einkommen, und wenn minderjährige Personen in gegenwärtiger Zeit hohe Löhne verdienen, so ist dies lediglich das Ergebnis angestrengtester Arbeit, einschließlich Über-, Nacht- und Sonntagsarbeit. Auch kann es sich schon deshalb nicht um eine allgemeine Völlerei und Verschwendungssucht der jungen Leute handeln, weil während des Kriegs alle Tanzbelustigungen verboten und sonstige Lustbarkeiten eingeschränkt und der Alkoholausschank über gewisse Abendstunden hinaus nicht gestattet ist. Gewiß sind die Kinos überfüllt, aber auch die Theater werden stärker besucht, und dem veredelnden Einfluß, den das Theater ausüben kann, sollte man die Jugendlichen nicht entziehen. . . . Es ist nicht bloß das bekannte Austoben der Jugend, das keine Grenzen kennt, sondern es ist der Lebenstrieb, der sich gerade in dem düsteren Ernst der Zeit krampfhaft einen Ausbruch verschafft. Die jungen Leute, von denen man bald die Hingabe des

Lebens für das Vaterland verlangt, wollen erst noch einmal leben. Das ist menschlich verständlich und auch dem Erzieher nicht fremd. Dagegen helfen kleinliche Bevormundungsmaßregeln nicht das geringste."

In bürgerlichen Kreisen scheint man anderer Ansicht zu sein. Zentrum, Nationalliberale und die Deutsche Fraktion sprachen im Reichstag ihre Zufriedenheit mit den Sparerlassen aus. Der Vertreter der Regierung, Unterstaatssekretär Richter, erklärte am 19. Mai 1916 nach dem Bericht des „Vorwärts":

„Der Sparerlaß ist lediglich von militärischen Stellen ausgegangen, das Reichsamt des Innern ist mit ihm nicht befaßt worden. (Hört! hört! bei den Sozialdemokraten.) Die Militärbehörde hat sich dabei sicher von der besten Absicht leiten lassen. Es mag sein, daß der Erlaß in einzelnen Fällen nicht zutreffend ausgeführt oder auch nicht gerade glücklich von dem betreffenden Generalkommando gefaßt worden ist. Jedenfalls ist es der Wunsch des Kriegsministers, daß die ganze Frage nochmals geprüft wird. Die Wirkungen werden verfolgt werden, und sollten sich etwa die Nachteile als größer herausstellen als die Vorteile, so würde er aufgehoben werden. Unser Bestreben ist jedenfalls, daß die Schäden des Sparerlasses beseitigt werden."

Auf die Absichten kommt es nicht an, sondern auf die Wirkungen. Und diese sind derart, daß die Arbeiterklasse sich für die Zwangserziehung ihrer Kinder zur Sparsamkeit schönstens bedanken muß. Gewiß, es mag einzelne Fälle geben, in denen „vergnügungs- und genußsüchtige" Jugendliche ihren Lohn vergeuden. Allein Einzelfälle dürfen die Regel nicht bestimmen. Der Lohn der Jugendlichen ist trotz Kriegsindustrie und vermehrtem Bedarf nach Arbeitskräften im allgemeinen so bemessen, daß er in seiner Totalität zum Unterhalt erforderlich ist, zumal angesichts der ungeheuerlichen Teuerungspreise. Dazu kommt noch, daß sehr viele Jugendliche, wenn nicht die Mehrzahl, von ihrem Verdienst an die Familie abgeben müssen. Während des Kriegs erst recht, wenn der Vater, wenn ein älterer Bruder im Heeresdienst steht. Nicht wenige Familien gibt es jetzt, die für ihren Unterhalt auf den Lohn ihrer jugendlichen Glieder angewiesen sind. In solchen Fällen wird der Sparzwang zur grausamen Härte. Aber der Sparzwang greift mit seinen Wirkungen über die Einzelfamilie hinaus und trifft die ganze Klasse. Das Unternehmertum wird die Zwangsersparnisse als Vorwand zur Niederdrückung der Löhne ausnützen, und zu dem gleichen Ziel muß die Fesselung der Jugendlichen an den Aufenthaltsort wirken, die mit Sparerlassen verbunden ist. Vergegenwärtigt man sich noch, daß — wie oben schon ausgeführt — der Sparzwang eine Ausnahmemaßregel gegen die Arbeiterjugend allein darstellt, so haben Proletarier und Proletarierinnen gerade mehr als genug Gründe, diese Art der Bevormundung entschieden abzulehnen. Hedwig Wachenheim.

o o o

# Ernährungsfragen.

Von Dr. med. Alex. Lipschütz, Privatdozent an der Universität Bern.

## I.

Ernährungsfragen haben stets im Mittelpunkt aller Interessen der breiten Volksmassen gestanden. Das ist leicht begreiflich, wenn man bedenkt, daß minderbemittelte Familien in Friedenszeiten rund 50 Prozent ihres gesamten Einkommens für die Beschaffung der notwendigen Nahrungsmittel ausgeben müssen. Man kann also sagen, daß in Friedenszeiten der Arbeiter einen halben Tag arbeitet, um allein die für die Ernährung seiner Familie nötigen Lebensmittel bezahlen zu können, die andere Hälfte des Tags, um Wohnung, Kleidung usw. zu bestreiten.

Die Gesunderhaltung des Körpers und des Geistes hängt sowohl beim Erwachsenen als namentlich beim Kinde von der Nahrung ab. Da die Beschaffung einer genügenden und zweckmäßigen Nahrung auch in Friedenszeiten keine leichte Sache ist, so ist es unbedingt nötig, daß die Hausfrau einige allgemeine, grundlegende Kenntnisse besitzt, von denen sie sich bei der Wahl der Lebensmittel leiten lassen könnte. Noch mehr gilt das für die jetzigen schweren Zeiten, wo die Lebensmittelpreise ungeheuerlich in die Höhe gegangen sind und die Beschaffung der Nahrungsmittel in jeder Beziehung erschwert worden ist. Die Hausfrau muß sich jetzt in mancherlei Ernährungsfragen zurechtzufinden suchen, die sie früher unberücksichtigt lassen kann.

Die folgenden Zeilen stellen einen Versuch dar, einige grundlegende Fragen der Ernährungslehre zu erörtern, damit sie der Hausfrau als Richtschnur dienen können. Frauen, die all die Schwierigkeiten kennen gelernt haben, auf die man heute bei der Beschaffung von Nahrungsmitteln stößt, werden vielleicht ausrufen, das sei graue Theorie, die für die lebendige Wirklichkeit nicht immer zutreffe. Besser am Platze seien Kochrezepte und weise Ratschläge, wie in der Küche hauszuhalten und wie mit den zur Verfügung stehenden Nahrungsmitteln auszukommen sei. Gewiß, auch die ins einzelne gehenden praktischen Ratschläge sind wertvoll und nötig. Aber nicht minder ist es die graue Theorie, ist es das Allgemeine, das Wissenschaftliche. Denn dieses erleichtert der vernünftigen Hausfrau in sehr hohem Maße das Verständnis der ins einzelne gehenden praktischen Ratschläge und die Anpassung an Aufgaben, die infolge der veränderten Lebensbedingungen für Haushalt und Küche neu entstanden sind.

Mit der Nahrung, die wir zu uns nehmen, decken wir die Verluste, die unser Körper im Leben ständig erfährt. Die Stoffe, die unser Körper verbraucht, sind die sogenannten Eiweißstoffe, die Fette, die Kohlehydrate (Stärke, Zucker), das Wasser und die Salze. Alle diese Stoffe sind in unserer Nahrung enthalten, die ja schließlich nichts anderes darstellt als Leichen von Tieren und Pflanzen, die uns in der stofflichen Zusammensetzung ähnlich sind. Die Tier- und Pflanzenleichen, die uns als Nahrung dienen, sind die „Nahrungsmittel", die aus den oben aufgezählten „Nährstoffen" bestehen. Aber der Gehalt der verschiedenen Nahrungsmittel an den einzelnen Nährstoffen ist sehr verschieden. Die einen enthalten sehr viel Eiweißstoffe, wie Fleisch, Eier; die anderen enthalten sehr viel Kohlehydrate in Form von Stärke, wie die pflanzlichen Nahrungsmittel.

Allerdings sind in jedem Nahrungsmittel all die Nährstoffe enthalten, die wir für unsere Ernährung brauchen. Wir könnten uns also auch allein mit stärkereichen pflanzlichen Nahrungsmitteln ernähren, nur müßten wir dann entsprechend größere Mengen zu uns nehmen. Ein Beispiel soll uns das klarmachen. In einem Pfund Fleisch sind 100 Gramm Eiweißstoffe enthalten, gerade so viel, als ein erwachsener Mensch im großen Durchschnitt an Eiweißstoffen an jedem Tage braucht, um die Verluste seines Körpers zu decken. Der Gehalt der Kartoffel an eiweißähnlichen Stoffen ist zehnmal geringer als der Gehalt des Fleisches an Eiweißstoffen. Ein Pfund Kartoffeln enthält bloß 10 Gramm von diesen Stoffen. Um also unseren Bedarf an Eiweißstoffen zu decken, müßten wir ein Pfund Fleisch oder zehn Pfund Kartoffeln an einem Tage aufnehmen.

Nicht alle pflanzlichen Nahrungsmittel sind so arm an Eiweißstoffen wie die Kartoffel. So sind die Hülsenfrüchte, wie Erbsen, Bohnen, Linsen, sehr reich an Eiweißstoffen. Ein Pfund Linsen, Erbsen oder Bohnen enthält sogar noch mehr Eiweißstoffe als ein Pfund Fleisch. Aber auch die Hülsenfrüchte sind, ähnlich der Kartoffel, eine sehr massige Nahrung. Wir können die Hülsenfrüchte in genügenden Mengen nicht roh genießen, sondern erst nach ihrer Zubereitung in Form eines Breis. Ein Pfund Bohnen ergibt etwa fünf Pfund eines genießbaren Bohnenbreis. Wenn wir also unseren gesamten Eiweißbedarf allein mit Kartoffeln oder Hülsenfrüchten decken wollten, so müßten wir so viel von diesen Nahrungsmitteln an jedem Tage verzehren, daß es schließlich nicht mehr ginge. Bei der großen Mehrzahl der Menschen würden die Verdauungsorgane einfach versagen.

Zu denjenigen pflanzlichen Nahrungsmitteln, die eine große Rolle in unserer Ernährung spielen, gehören die verschiedenen Getreidearten. Ein Pfund Weizenmehl oder Roggenmehl enthält etwa 50 Gramm Eiweißstoffe, ein Pfund Gerstenmehl etwa 60 Gramm. Ein Pfund Mehl gibt etwa 1⅓ Pfund Brot. Der gesamte Eiweißbedarf eines Menschen wäre somit mit etwa 3 Pfund Brot an einem Tage gedeckt. Auch das ist eine beträchtliche Menge, die in Wirklichkeit nicht verzehrt wird. Im Durchschnitt werden in Deutschland nicht mehr als 1¼ Pfund Brot auf einen Menschen an einem Tage verzehrt.

Kartoffeln, Hülsenfrüchte und Brot sind in der Regel nicht die alleinigen Bestandteile unserer Nahrung, wenn sie es auch sein könnten. Aber die großen Massen schrecken uns zurück, die man bei alleiniger Ernährung mit Kartoffeln, Hülsenfrüchten und Brot verzehren müßte, um seinen Eiweißbedarf zu decken. Und wenn ungünstige Erwerbsverhältnisse eine Gruppe von Menschen zwingen, kürzere oder längere Zeit allein von den erwähnten pflanzlichen Nahrungsmitteln zu leben, so kommt es schließlich dahin, daß die Menschen nicht mehr so viel von diesen Nahrungsmitteln verzehren und verdauen können, als nötig ist, um ihren gesamten Bedarf an Eiweißstoffen zu decken. Sie essen zu wenig von den massigen pflanzlichen Nahrungsmitteln und geraten über kurz oder lang in den Zustand der Unterernährung. Die einförmige pflanzliche Kost, die alles an Nährstoffen enthält, was zum Leben nötig ist, wird trotzdem zu einer Hungerkost, weil man nicht genügend essen kann.

Die große Mehrzahl der Menschen hat das Bestreben, die einförmige pflanzliche Kost durch Zutaten tierischer Nahrungsmittel zu beleben, die reicher an Eiweißstoffen sind, namentlich durch Fleisch und Milch. Kuhmilch enthält zum Beispiel etwa 34 Gramm Eiweiß-

stoffe im Liter. Unter den etwa 2000 Millionen Menschen, die die Erde bewohnen, befinden sich kaum einige Millionen, die allein von Pflanzenkost leben. Häufig ist allerdings die Menge der tierischen Nahrungsmittel ziemlich gering, die zu den pflanzlichen Nahrungsmitteln hinzukommen. Zu den etwa 1¼ Pfund Brot, die in Deutschland in Friedenszeiten im Durchschnitt von einem Menschen an einem Tage verzehrt werden, kommen an jedem Tage etwa ¼ Pfund Fleisch und etwas mehr als ¾ Liter Milch in Form von Milch, Butter und Käse und ungefähr jeden dritten oder vierten Tag ein Ei.

Außer den Eiweißstoffen sind, wie erwähnt, auch noch Fette und Kohlehydrate für die Ernährung des Menschen nötig. Kohlehydrate sind im Fleisch in nur ganz winzigen Mengen enthalten. Aber das Fleisch enthält Fett, im Durchschnitt etwa 15 Gramm Fett in einem Kilogramm Fleisch. Fettreiches Schweinefleisch enthält natürlich mehr. Nehmen wir an, wir wollten unsern gesamten Bedarf an Eiweißstoffen mit Fleisch decken. Wir brauchen hierzu ein Pfund Fleisch an jedem Tag. Mit dieser Menge würden wir aber bloß 7,5 Gramm Fett aufnehmen. Das wäre viel zu wenig. Auch arme Leute, die weniger Fett verzehren als bemittelte, da Fett ein ziemlich teurer Nährstoff ist, verzehren in Deutschland im Frieden etwa zehnmal soviel Fett, als wir mit einem Pfund Fleisch aufnehmen könnten. Von den Kohlehydraten, wie Stärke und Zucker, gar nicht zu reden: denn in einem Pfund Fleisch sind davon kaum nennenswerte Mengen vorhanden, während der Tagesbedarf eines nicht allzu schwer arbeitenden Menschen, bei einem gleichzeitigen Verbrauch von etwa 100 Gramm Fett, mehr als 400 Gramm Kohlehydrate ausmacht, das heißt beinahe ein Pfund. Allerdings ist hier folgendes zu berücksichtigen. Im Haushalt unseres Körpers können Fett und Kohlehydrate einander ersetzen, das heißt wir können den Betrieb in unseren Organen in normaler Weise aufrechterhalten, wenn wir statt einer bestimmten Menge Kohlehydrate eine bestimmte Menge Fett verzehren. Die Eiweißstoffe können nicht durch Fett oder Kohlehydrate im Haushalt unseres Körpers ersetzt werden, sie können jedoch ihrerseits als Ersatz für Fett und Kohlehydrate dienen. Das scheint auf den ersten Blick nicht ganz verständlich, erklärt sich aber ohne weiteres, wenn wir uns dieses vergegenwärtigen: Fett und Kohlehydrate sind vornehmlich Heizmaterial für unseren Körper, während die Eiweißstoffe als Baustoffe in Betracht kommen, aber auch als Heizmaterial dienen können. Ein einfaches Beispiel mag das erläutern. Holz kann in seiner Eigenschaft als Heizmaterial Ersatz für Petroleum sein, jedoch in seiner Eigenschaft als Baumaterial nicht durch Petroleum ersetzt werden. Kurz und gut: wir könnten uns wohl oder übel auch allein mit Fleisch ernähren. Die Raubtiere sind ein Beispiel dafür, daß das möglich ist. Wir müßten aber dann recht beträchtliche Mengen Fleisch verzehren — insgesamt 7 Pfund an einem Tag. Das kommt in Wirklichkeit niemals vor. Auch die stärksten Fleischesser, wie die Eskimos, decken ihren Bedarf an Nährstoffen nicht allein mit Fleisch, sie nehmen auch sehr viel Fett auf, und pflanzliche Nahrungsmittel werden von ihnen durchaus nicht verschmäht.

o o o

## Bürgerliches Recht.

**Die Unterhaltspflicht durch eine „Geldrente" in der Kriegszeit.** Für eine Reihe von Fällen, in denen eine Unterhaltspflicht besteht, sieht das Bürgerliche Gesetzbuch vor, daß dieser durch Gewährung einer „Geldrente" zu entsprechen ist. Wenn zum Beispiel die Ehegatten getrennt leben, so ist nach § 1361 der Unterhalt durch eine Geldrente zu gewähren, solange einer von ihnen die Herstellung des ehelichen Lebens verweigern darf und verweigert. Die Unterhaltspflicht des Mannes fällt weg oder beschränkt sich auf die Zahlung eines Beitrags, wenn der Wegfall oder die Beschränkung mit Rücksicht auf die Bedürfnisse sowie auf die Vermögens- und Erwerbsverhältnisse der Ehegatten der Billigkeit entspricht. Während eines Scheidungsprozesses kann der Anspruch auf Unterhaltsgewährung durch einstweilige Verfügung und Klage geltend gemacht werden. Nach § 1578 des Bürgerlichen Gesetzbuchs hat der allein für schuldig erklärte Mann der geschiedenen Frau den standesgemäßen Unterhalt zu gewähren, insoweit sie ihn nicht aus Einkünften ihres Vermögens oder aus dem Ertrag ihrer Arbeit bestreiten kann, wenn nach den Verhältnissen, in denen die Ehegatten gelebt haben, Erwerb durch Arbeit der Frau üblich ist. Die allein für schuldig erklärte Frau hat dem geschiedenen Mann den standesgemäßen Unterhalt so weit zu gewähren, als er außerstande ist, sich selbst zu unterhalten. Der Unterhalt hat durch eine Geldrente zu erfolgen. Möglich ist es auch in gewissen Fällen, daß der Unterhalt für eheliche Kinder durch eine Geldrente zu gewähren ist. Einem unehelichen Kinde hat der Vater bis zur Vollendung des sechzehnten Lebensjahres den der Lebensstellung der Mutter entsprechenden Unterhalt zu gewähren. Der Unterhalt umfaßt den gesamten Lebensbedarf, sowie die Kosten der Erziehung und der Vorbildung zu einem Beruf. Der Unterhalt ist nach § 1710 durch Entrichtung einer Geldrente zu gewähren.

Bestimmte Sätze für diese „Geldrenten" kennt das Gesetz nicht. Wie die vorstehenden Ausführungen zeigen, richten die Sätze sich nach den Verhältnissen des einzelnen Falles. Gleichwohl haben sich natürlich im Laufe der Zeit bestimmte Normalsätze herausgebildet. Ihre Festsetzung im einzelnen Fall geschieht entweder durch Urteil des Gerichts oder durch gütliche Vereinbarung, insbesondere durch den Abschluß eines Vertrags. Bei der Abmessung der Höhe der Entschädigungen wird man in der Regel von den jeweiligen Kosten des Lebensunterhalts ausgehen. Hieraus ergibt sich, daß bei Veränderungen der Kosten, die sich fast immer in der Richtung ihrer Verteuerung bewegen, Benachteiligungen der Personen eintreten, die Unterhaltsbeträge empfangen. In ganz besonderem Maße gilt das von der Teuerung, die der Krieg gezeitigt hat. Es braucht hier nicht des näheren dargelegt zu werden, wie hart der Krieg mit seiner Begleiterscheinung Teuerung in die diesbezüglichen Verhältnisse eingreift. Die früher festgesetzten Unterhaltsbeiträge waren meist schon für Friedensverhältnisse recht knapp bemessen. Jetzt reichen sie nicht mehr aus, um auch nur die Hälfte der Unterhaltskosten zu decken.

Was ist da zu tun? Die Zivilprozeßordnung bestimmt in dem § 328: „Tritt im Falle der Verurteilung zu künftig fällig werdenden, wiederkehrenden Leistungen eine wesentliche Veränderung derjenigen Verhältnisse ein, welche für die Verurteilung zur Entrichtung der Leistungen, für die Bestimmung der Höhe der Leistungen oder der Dauer ihrer Entrichtung maßgebend waren, so ist jeder Teil berechtigt, im Wege der Klage eine entsprechende Abänderung des Urteils zu verlangen." Hieraus ergibt sich nun das Folgende: Die gegenwärtige Teuerung berechtigt zur Klage auf Erhöhung der Renten, der Unterhaltsbezüge usw. in allen den Fällen, in denen die Höhe der Verpflichtung nach dem Preis des Lebensbedarfs festgesetzt worden ist. Diese Ansicht hat das Landgericht I Berlin in einer Entscheidung ausgesprochen, die in der „Juristischen Wochenschrift" veröffentlicht ist. Zur Begründung hat es unter anderem angeführt, daß „mit den jetzigen infolge des Krieges eingetretenen Teuerungsverhältnissen bei Erlaß des Urteils in keiner Weise gerechnet werden" und angesichts der außerordentlichen Teuerung auch eine „wesentliche" Veränderung nicht bezweifelt werden könnte. Es handelt sich bei dem Urteil um die „Alimente" für ein uneheliches Kind, — der häufigste Fall, in dem die Unterhaltsansprüche durch eine meist recht knapp bemessene Geldrente festgesetzt und abgefunden werden. Vormünder unehelicher Kinder sollten von dem damit gegebenen Rechtsbehelf reichlich Gebrauch machen. Er läßt sich auch nach dem Kriege anwenden, wenn die Preise für die täglichen Bedürfnisse die gleiche Höhe behalten. Was die Gerichtsentscheidung für uneheliche Kinder angenommen hat, gilt auch für die Unterhaltsgelder, die an getrennt lebende oder geschiedene Ehegatten, sowie für Alimente, die an andere Verwandte zu zahlen sind.

Leider gilt der § 323 der Zivilprozeßordnung nur für den Fall, daß der Unterhaltsbetrag durch eine Verurteilung festgesetzt worden ist. Er hat keine Geltung, wenn jener Betrag durch einen privaten bestimmten Vertrag oder durch gütlichen Vergleich festgesetzt wurde. Es treten dann die Bestimmungen des § 305 ff. des Bürgerlichen Gesetzbuches über den „Vertrag" in Kraft. Diese Bestimmungen schreiben unter anderem vor, daß von einem solchen nicht einseitig abgegangen werden kann. Liegt ein solcher Vertrag nicht vor oder ist der Vertrag in diesem Punkte unbestimmt, so ist ebenfalls das Gericht im Wege der Klage anzurufen, wenn nicht anderweite Vereinbarung über eine Erhöhung der Sätze zu erzielen ist. Der verschärfte Kampf ums Dasein wird die Unterhaltsberechtigten meist zu den hier erörterten Schritten zwingen. F. Kl.

## Feuilleton

### Der Zukunftstraum.

Von Gustaf Janson. (Schluß.)

Das Flugzeug schaukelte wie bei einem Windstoß. Der Aviatiker hatte sogleich den Fehler entdeckt, die Intuition sagte ihm, wo er lag. Mit einem raschen Handgriff war alles in Ordnung gebracht. Er lächelte überlegen. Genau in demselben Augenblick, als es eintraf, hatte ihn die nervöse Empfindlichkeit, die für den Flieger not-

wendig ist, verstehen lassen, daß etwas geschehen war. Im Lauf einer Sekunde hatte der Aeroplan seinen gleichmäßigen Flug wieder erlangt.

Was hatte eben doch seine Gedanken beschäftigt? Der Traum, der Wirklichkeit geworden war ... Diese Festrede war wirklich ausgezeichnet — enthielt sie nicht alles, was sich über diesen Gegenstand sagen ließ? Die Zukunftsperspektive ... die großartigen Möglichkeiten ... Wie leicht war es nicht dem Redner gewesen, die Kleingläubigen abzutrumpfen. Alles, was sich die Menschheit zu verschaffen gewußt, war bei seinem An-den-Tag-Treten als Utopie abgefertigt worden. Die Alten und Neunmalklugen hatten zu allen Zeiten die Köpfe geschüttelt, die Langweiligen und Phantasielosen hatten stets die Schultern gezuckt. Und alles, was sie verkannt, allem, dem sie mißtraut hatten, war heutigestags ständig in Gebrauch, stand in Ehren, was ihnen unnütz erschienen, war jetzt unentbehrlich. Das Unausführbare hatte sich als einfach und natürlich erwiesen.

Das Flugzeug glitt weiter. Nein, da unten gab es nichts zu sehen. Er war schon hinter den türkischen Linien. Nun gut, er kehrte um. Aber erst noch eine kurze Strecke in östlicher Richtung.

„Die Begrenzung von Zeit und Raum ist aufgehoben," dachte er, und war wieder in der brausenden Wortkaskade, die ihn beim Zuhören so begeistert hatte, daß sie ihm immer im Gedächtnis bleiben würde: „Erde, Feuer, Wasser, Luft hat der menschliche Geist sich untertan gemacht. Alles benutzt er zum Frommen der Menschheit."

„Was ist das da unten? Oh, der rote Halbmond auf weißem Grunde!" Also wirklich, man hatte die Kühnheit gehabt, ein Lazarett so weit nach vorn zu verlegen. Bildete der Feind sich etwa ein, daß man kein Mittel zur Bestrafung dieses Übermutes besaß? Nein, man hatte wirklich ein großes weißes Laken wagrecht über das Dach des Krankenhauses gespannt. Vermutlich war hier schon ein anderer Aviatiker vorübergeflogen. Nun, er konnte ihnen das nochmals in Erinnerung bringen ... sieh da, die Überlegenheit der Zivilisation ... eine ... zwei Bomben ... Narren! Die Berauschung des Fliegens, das Machtgefühl weckte das Verlangen nach neuen Triumphen. Er sah, wie die Männer da unten durcheinander liefen, hörte von weitem das Schreien und den Lärm. Der Aviatiker lachte. Er war stolz über seine gelungene Leistung.

Sieh, man ehrte ihn mit Büchsenschüssen und Verwünschungen. Narren! Sahen sie denn nicht ihre Unterlegenheit ein? Waren sie nicht ihr Schicksal wert?

Die Schrauben schnurrten ununterbrochen, die Maschine bebte leise. Da unten gab es nichts weiter als Sand zu sehen. Die äußersten Vorposten des Feindes lagen wieder hinter dem Flieger und ... nein, da schlich eine Patrouille in der Vertiefung zwischen zwei Hügeln. Ja so, sie unterstanden sich, so nahe an die Linien seiner Landsleute vorzudringen. Das heischte Strafe. Die Aussicht, dies kleine Häuflein Menschen mit einer Bombe treffen zu können, war äußerst gering, aber ... Die letzte Bombe wurde aus ihrer Klammer gelöst und fiel durch die Luft. Was denn nun ... was? Die Soldaten da unten hatten ihn entdeckt, sie steckten ihre Helme auf die Bajonettspitzen, sie winkten ... riefen hurra ... oh, es waren Landsleute.

Das Flugzeug raste mit größerer Geschwindigkeit vorwärts, als es während der ganzen Zeit bisher entwickelt hatte. Der Flieger fühlte, wie ihm die Wangen glühten und das Herz klopfte. Ein sonderbares Gemisch von Schrecken und Neugierde zwang ihn, sich umzudrehen und auf die Patrouille niederzusehen, die sich betrüblich langsam durch den Sand vorwärts arbeitete. Eine Detonation war nicht erfolgt. Die Bombe war in losen Sand gesunken, lag da halb begraben ... bis auf weiteres oder für immer, wer konnte das wissen.

Sieh da, die italienischen Linien. Hurrarufe, Winken, Jubel ... Der Flieger dachte an seinen Wurf kurz vorhin. Wenn die Bombe explodiert wäre und Landsleute beschädigt hätte!

Jenseits des Palmenhains kam schon das Feld in Sicht, von dem aus er gestartet hatte. Jetzt senkte sich das Flugzeug ... etwas nach links ... noch etwas.

Die Landung ging ohne Schwierigkeit vonstatten. Wie ein mit Vernunft begabtes Wesen gehorchte der Apparat dem lebenden Willen am Steuerrad, noch mit einem leisen Zittern in jedem der verschiedenen Teile der Maschine.

Die Geniesoldaten kamen angelaufen. Die Offiziere, deren Anzahl sich in seiner Abwesenheit verdoppelt hatte, gingen näher heran. Der General stand auf, machte das Heft zu und reichte es dem Major, der herbeigeeilt war. Schon ganz von weitem hatte der Korpschef das zurückkehrende Flugzeug bemerkt und es mit seinen Blicken begleitet. Ein Pferd zeigte Angst und bäumte sich, beruhigte sich aber bald wieder.

„Willkommen auf der Erde, Hauptmann!" Der General schüttelte dem Flieger die Hand. Er war stolz und froh über diese Leistung, die ein Offizier seines Korps ausgeführt hatte. „Sehr gut! Den Rapport!"

In militärisch abgehackten Sätzen erstattete der Flieger Bericht über seine Rekognoszierung. Die Stellungen des Feindes streckten sich beinahe parallel mit ihren eigenen, ungefähr so ... Der Flieger zeichnete eine Skizze in den Sand. Einige starke Abteilungen ... Araber, also Kavallerie ... waren im Zentrum vorgeschoben, kleinere Patrouillen gab es vielerorts im Terrain. Er hatte seine Bomben fallen lassen, aber zufolge der Geschwindigkeit der Fahrt hatte er ihre Wirkung nur auf einer Stelle konstatieren können. Es war bei einem Feldlazarett gewesen ... der Feind hatte ein weißes Laken mit einem roten Halbmond über das Dach gespannt ... er hatte sich durch diese Vorkehrung nicht betrügen lassen.

„Sehr gut!" Der General nickte.

Der Flieger lächelte geschmeichelt. Kurz vorher hatte er ein größeres Viereck passiert, man feierte offenbar eine Militärbeerdigung. Nach allem zu urteilen hatte der Feind in dem letzten Gefecht ungeheure Verluste erlitten, vermutlich war auch ein höherer Offizier gefallen. Weswegen würde man sonst diese zeitraubende Zusammenziehung der Truppen vorgenommen haben?

„Notieren!" Der General winkte dem Major an seiner Seite zu. Dieser hatte schon sein Notizbuch hervorgeholt und schrieb. „Sehr gut! Telegraphieren!"

Der Flieger machte eine leichte Verbeugung. Seiner Meinung nach sollte man je eher, je lieber eine neue Rekognoszierung vornehmen. Der Feind änderte vielleicht seine Dispositionen. Weiter war nichts zu melden.

„Ich danke Ihnen, Hauptmann!" Der General drückte ihm nochmals die Hand und stand dann eine Weile in tiefen Gedanken. „Meine Herren," fing er plötzlich an, indem er sich an die Offiziere wandte. „Es ist rein unglaublich, wie sich die Technik verändert hat. Telephon, Telegraph, Kommunikationen, all das hat der Krieg in seinen Dienst genommen. Jede neue Erfindung macht er sich zunutze. Wirklich imponierend. Ich las soeben die letzten Flugneuigkeiten aus Europa. Unser Bundesgenosse Deutschland und unser Blutsverwandter Frankreich besitzen in diesem Augenblick die größten Luftflotten der Welt. Sie verstehen mich ohne Zweifel. Die Strecke zwischen Metz und Paris läßt sich in einigen Stunden zurücklegen. Die dreihundert Aeroplane, die Deutschland momentan besitzt, zum Teil in Frankreich gebaut und gekauft, können binnen einer halben Stunde zehntausend Kilo Dynamit auf die Hauptstadt der Welt herabschleudern. Dieser Gedanke ist wahrhaft gigantisch! Mitten in der Nacht gehen diese dreihundert Flugzeuge von der Grenze ab, und vor Tagesanbruch ist Paris nur ein Trümmerhaufen. Großartig, meine Herren, großartig ...! Unerwartet, ohne vorhergehende Warnung, bricht plötzlich der Dynamitregen über die Stadt herunter. Die eine Explosion folgt unmittelbar der anderen. Krankenhäuser, Theater, Schulen, Museen, öffentliche Bauten, Privathäuser werden demoliert. Die Dächer stürzen ein, die Fußböden sinken in die Keller nieder, Schutt und Trümmer versperren die Straßen. Die Sielleitungen werden gesprengt und senden überall ihren stinkenden Inhalt aus ... über alles. Die Wasserleitungsrohre platzen, es entstehen Überschwemmungen. Die Gasleitungen bersten, das Gas strömt heraus, explodiert, verursacht Feuersbrünste. Das elektrische Licht erlischt. Man hört das Rennen der Volksmenge, Hilferufe, Jammergeschrei, das Plätschern des Wassers, das Brausen des Feuers. Und all das überdröhnen in mathematisch regelmäßigen Abständen die ununterbrochenen Detonationen. Mauern stürzen ein, ganze Gebäude verschwinden in der geborstenen Erde. Männer, Frauen und Kinder irren wahnsinnig vor Angst zwischen den Ruinen umher. Sie ertrinken in Unreinlichkeiten, brennen auf, werden bei den Explosionen in Stücke gerissen, vernichtet, vertilgt. Das Blut strömt zwischen Trümmern und Schmutz, die Notschreie ersticken allmählich. Das Bombardement hat aufgehört, nachdem das letzte Flugzeug seine Arbeit getan und nach Norden umgekehrt ist. Paris wird still, wie noch nie.

Umgekehrt können wir uns denken, daß die Franzosen dieselbe Operation gegen Berlin, eventuell London, vornehmen. Wer weiß, welche politische Kombinationen die Zukunft bringt? Doch dem sei, wie ihm wolle, wir haben uns nur mit Dankbarkeit den neuen und glänzenden Aufgaben zu widmen, die uns hier gestellt werden. Meine Herren, ich entblöße mein Haupt vor den bewundernswerten unaufhörlichen Fortschritten der Menschheit." Der General nahm seine Mütze ab und seine Stimme vibrierte vor Dankbarkeit gegen eine gnädige Vorsehung, die ihm vielleicht vergönnte, es noch zu erleben, als er fortfuhr: „Angesichts des Triumphes der Vorwärtsentwicklung, den ich hier skizziert, dürfte es nicht vermessen sein, wenn ich sage: wir nähern uns der Vollkommenheit."

Verantwortlich für die Redaktion: Frau Klara Zetkin (Zundel), Wilhelmshöhe, Post Degerloch bei Stuttgart.
Druck und Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G.m.b.H. in Stuttgart.

# Für unsere Mütter und Hausfrauen

Nr. 14 ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ Beilage zur Gleichheit ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ 1917

**Inhaltsverzeichnis:** Eispalast. Gedicht von Ferdinand Freiligrath. — Kritiken und Gedanken über das Drama. Von Edwin Hoernle. — Ernährungsfragen. II. Von Dr. med. Alex. Lipschütz. — Frauenarbeit: Die Unfallgefahren der Arbeiterinnen in der Kriegszeit. Von F. Kl. — Feuilleton: Frühlingssucher. Von E-B. — Der Bettler. Von Iwan Turgenjeff.

## Eispalast.*

Von Ferdinand Freiligrath.

1.

Ihr alle, mein' ich, habt gehört von jenem seltnen Eispalast!
Auf der gefrornen Newaflut aufstarrte der gefrorne Glast!
Dem Willen einer Kaiserin, der Laune dienend einer Frau,
Scholl' über Scholle stand er da, gediegen Eis der ganze Bau!

Um seine blanken Fensterreihn, um seine Giebel pfiff es kalt:
Doch innen hat ihn Frühlingswehn und hat ihn Blumenhauch durchwallt!
Allüberall, wohin man schritt, Musik und Girandolenglanz,
Und durch der Säle bunte Flucht bewegte wirbelnd sich der Tanz!

Also, bis in den März hinein, war seine Herrlichkeit zu schaun;
Doch — auch in Rußland kommt der Lenz, und auch der Newa Blöcke taun!
Hui, wie beim ersten Sturm aus Süd der ganze schimmernde Koloß
Hohl in sich selbst zusammensank, und häuptlings in die Fluten schoß!

Die Fluten aber jauchzten auf! Ja, die der Frost in Bande schlug,
Die gestern eine Hofburg noch und eines Hofes Unsinn trug,
Die es noch gestern schweigend litt, daß man ihr auflud Pomp und Staat,
Daß eine üpp'ge Kaiserin hoffärtig sie mit Füßen trat: —

Dieselbe Newa jauchzt' empor! Abwärts mit brausendem Erguß,
Abwärts durch Schnee und Schollenwerk schob sich und drängte sich der Fluß!
Die letzten Spuren seiner Schmach malmt' er und knirscht' er kurz und klein —
Und strömte groß und ruhig dann ins ewig freie Meer hinein!

2.

Die ihr der Völker heil'ge Flut abdämmtet von der Freiheit Meer: —
Ausmündend bald, der Newa gleich, braust sie und jubelt sie einher!
Den Winterfrost der Tyrannei stolz vom Genicke schüttelt sie,
Und schlingt hinab, den lang sie trug, den Eispalast der Despotie!

Noch schwelgt ihr in dem Blitzenden, und tut in eurem Dünkel, traun!
Als käme nun und nie der Lenz, als würd' es nun und nimmer taun!
Doch mählich steigt die Sonne schon, und weich erhebt sich schon ein Wehn;
Die Decke tropft, der Boden schwimmt — o, schlüpfrig und gefährlich Gehn!

Ihr aber wollt verschlungen sein! Dasteht ihr und kapituliert
Lang erst mit jeder Scholle noch, ob sie — von neuem nicht gefriert!
Umsonst, ihr Herrn! Kein Halten mehr! Ihr sprecht den Lenz zum Winter nicht,
Und hat das Eis einmal gekracht, so glaubt mir, daß es bald auch bricht!

Dann aber heißt es wiederum: — Abwärts mit brausendem Erguß,
Abwärts durch Schnee und Schollenwerk drängt sich und macht sich Bahn der Fluß!
Die letzten Spuren seiner Schmach malmt er und knirscht er kurz und klein —
Und flutet groß und ruhig dann ins ewig freie Meer hinein!

○ ○ ○

## Kritiken und Gedanken über das Drama.

Im Verlag von G. Birk & Co. in München ist eine Arbeit von Rudolf Franz erschienen, die den obenstehenden Titel trägt.** Es mag gewagt erscheinen, in einer Zeit der blutigsten Auseinandersetzungen und brutalsten Machtkämpfe, die unser Erdball je gesehen hat, ein Buch wie dieses auf den Markt zu bringen und gar ein Lesepublikum dafür zu erwarten. Zumal wenn es ein Buch ist, das sich an die kleine, durch den Krieg noch gelichtete Schar Proletarier wendet, die Bildung und vor allem sozialistische Bildung genug haben, um sich innerlich mit den Problemen künstlerischen Schaffens auseinanderzusetzen. Ich habe im Felde mit Freuden zu dem Buche gegriffen, nicht allein, um mich abzulenken von der trostlosen Gegenwart, sondern auch mit merkbarem Gewinn für meine sozialistische Erkenntnis und Weltanschauung. Denn es ist kein „schöngeistiges" Buch, was Genosse Franz uns bietet, keine „Ästhetik", noch weniger eine bloße Erzählung oder Ausdeutung von soundso viel Dramen. So etwas müßte uns allen mit Recht in dieser blutschäumenden Gärungszeit als unendlich gering und nebensächlich erscheinen. Das Buch des Genossen Franz ist für Proletarier auch heute deshalb lesenswert, weil es so ziemlich den ersten Versuch darstellt, „so etwas wie eine proletarische Dramaturgie" zu geben, und zwar mit Hilfe der materialistischen Geschichtsauffassung. Indem der Verfasser die Dichter und ihre Schöpfungen in ihrer Abhängigkeit aufzeigt von der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Struktur ihrer Zeit und Umgebung, weist er uns hin auf die treibende Kraft alles sozialen wie kulturellen Fortschritts, auf den zu keiner Zeit ruhenden Kampf zwischen arbeitenden und besitzenden Volksklassen.

Der Klassencharakter einer Gesellschaft und der Grad ihrer wirtschaftlichen wie sozialen Entwicklung drücken auch ihrer Kunst den Stempel auf. Ein „reines Kunstwerk", das nur „Allgemeinmenschliches", „Ewiggültiges" darstellte, gibt es nicht, und mag der Künstler noch so sehr von jeder „Tendenz", von jedem „Zeitkolorit" abgesehen haben. Auch das „Schöne" ist kein absoluter Begriff. Hier sei gleich vorweg bemerkt, daß Genosse Franz seine materialistische Auffassung nicht immer mit der wünschenswerten Konsequenz anwendet. Am wenigsten da, wo er von der Bedeutung des historischen Materialismus für die „Ästhetik" redet. Er schreibt nämlich: „Indem wir danach trachten, das Interesse, den Klasseninstinkt reinlich abzuschälen, legen wir das Kunstwerk selber bloß, können wir es betrachten, ohne — wenigstens bis zu einem gewissen Grade — ohne durch Faktoren, die außerhalb des Ästhetischen liegen, in unserem ästhetischen Urteil beeinflußt zu werden." In diesen Worten spukt noch immer so etwas wie ein Begriff vom absoluten Schönen, von der Möglichkeit, etwas mehr oder minder „rein ästhetisch" genießen zu können.

Gewiß, in formalen Einzelheiten mag man das fertigbringen; der Sozialist wie der Konservative mögen sich zum Beispiel darin einig sein, daß bei diesem oder jenem Drama Aufbau, Gang der Handlung, Charakterzeichnung bewunderungswürdig straff und geschlossen sind; ein Zentrumspfaff und ein Freigeist mögen die herrlichen Linien einer Venus von Milo gemeinsam bewundern. Aber sicher wird das Kunstwerk *als Ganzes* auf beide ganz verschieden wirken. Die Form allein macht das Kunstwerk noch lange nicht. Jedes Kunstwerk, sobald es mehr sein will als nur ein Kunststück, ist zugleich der sinnliche Ausdruck einer ganz bestimmten *Weltanschauung, Lebensauffassung, Empfindungsweise*. Diese fußen aber immer und überall in der jeweiligen Klassenlage und dem Klasseninteresse des Künstlers. Wir können sie nicht „abschälen", sondern müssen mit ihnen das Kunstwerk hinnehmen und verdauen. Wir wollen ein Kunstwerk nicht deshalb historisch begreifen, um bei seinem Genuß jene Faktoren auszuscheiden, die „außerhalb des Ästhetischen" liegen, sondern um Form und Inhalt bewußt miteinander zu erkennen und wirksam zu machen für unser eigenes Leben. Denn darauf kommt es letzten Endes an.

Rein ästhetisch, das heißt rein formal genossen, wie soll uns ein Kunstwerk da erschüttern, begeistern, hinreißen? Wie jene bekannte seelische Entladung hervorrufen? Eine satte Bourgeoisie scheut alle Aufregungen. Darum hält sie sich an die „reine Form". Sie sucht nicht die Tragik, sondern die schöne Geste. Eine emporstrebende Klasse unterschätzt die schöne Form nicht, aber sie hält sich doch mehr an den geistigen Inhalt. Auch das wieder aus Klasseninteresse! Wir suchen das historische Verständnis eines Dramas nicht deshalb, um das „Kunstwerk bloßzulegen", sondern um die darin aufeinanderprallenden Gegensätze und ihre Auseinandersetzung in der vollen Tiefe und Tragweite nacherleben zu können und für die Probleme unseres eigenen Daseins fruchtbar werden zu lassen. Wir bedürfen historischer Schulung, um Antigone, Hamlet oder Faust gründlich

* Das Motiv ist einer politischen Fabel von Thomas Moore entnommen.

** Rudolf Franz, Kritiken und Gedanken über das Theater. Preis 2 Mk.

genießen zu können, aber voll wirken diese Kunstwerke doch erst dann, wenn wir unsere innere Verwandtschaft fühlen mit der todesmutigen Rebellin, mit dem skeptischen Zauberer, mit dem ewig unbefriedigten Wahrheitsucher.

Das Buch des Genossen Franz ist entstanden aus Theaterkritiken, die in den Jahren 1910 bis 1914 in Bremen geschrieben wurden. Das erklärt viele von seinen Mängeln und Vorzügen. Ein Vorzug ist die frische, lebendige Form, die aktuellen Tageskritiken eignet. Ein Mangel ist dagegen das allzu Bruchstückhafte, Unmethodische. Dem Journalisten nimmt es kein Mensch übel, wenn er in den Tageskritiken nur einen Punkt hervorhebt, andere ebenso wichtige übergeht. Die Tageskritik fällt ein rasches, oft verletzend einseitiges Urteil. Sie hat gar nicht die Zeit zu wiegen und zu wägen. Nicht alles, was sie sagt, ist gründlich durchdacht und kann die Nagelprobe bestehen. Niemand verlangt von ihr Abrundung, Geschlossenheit. Wenn aber der Tageskritiker hingeht und mit ausgiebiger Muße ein Buch zusammenstellt, so erwartet man von ihm zum mindesten eine gewisse Überarbeitung, einen gewissen Ausgleich. Das Buch soll nicht nur Skizzenmappe sein mit allerhand Gelegenheitsarbeiten, was ja auch seinen Reiz hat, sondern wie Franz selbst ankündigt „ein Führer durch das moderne Theater". Einem „Führer" aber nimmt man's übel, wenn er Goethes Faust mit 16 Zeilen erledigt, wenn er ebenso kühn wie kurz die Antigone des Sophokles zur Vertreterin des Urkommunismus, der Gens und des Mutterrechts stempelt, wenn er den Hamlet mit einigen kurzen Andeutungen abtut, Andeutungen vollends, mit denen neun Zehntel seiner Leser sicher nichts anzufangen wissen. Wohl bekennt der Verfasser im Vorwort, daß er die Klassiker, die Mehring und andere bereits tiefer gewürdigt hätten, nur „aphoristisch" streifen werde. Allein zu wenig kann unter Umständen schon zu viel sein. Rudolf Franz hätte die betreffenden Kritiken dann besser ganz weggelassen.

Gerade die aphoristische Kürze verleitet am leichtesten zu Schiefheiten im Urteil. So ist es immerhin recht gewagt, zu behaupten, Hebbels „ganzes" dramatisches Schaffen drehe sich „ja" um den Kampf der Geschlechter. O nein, nicht die „Dialektik des Geschlechtslebens" gab dem jungen Deutschland damals eine tragikomische Note und dem bitterernsten Hebbel am allerwenigsten. Nicht die „Tüftelei" der Heldin Judith erscheint uns reichlich tragikomisch, sondern eher das Mißverständnis ihres Auslegers. Gerade die Erkenntnis, daß Hebbel durch und durch unhistorisch dachte, daß für ihn die Misere seines Kleinbürgertums das Gegebene, Unabänderliche war, hätte zu einem tieferen Verständnis der tragischen Gestalten Hebbels führen sollen. Und dieses Kleinbürgertum war zur Zeit Hebbels durchaus kein „entlegener Winkel", kein „zurückgebliebenes Stückchen Welt", sondern so ziemlich noch die Welt im damaligen Deutschland, und ihre unerbittliche Brandmarkung in Maria Magdalena lohnt sich heute noch. Mit Recht sagt Franz an einer anderen Stelle: „In der Empörung gegen die Zustände liegt das wertvollste Resultat der tragischen Erschütterung."

Am meisten Befriedigung gewährt die Besprechung Ibsenscher Werke, denen der Verfasser denn auch einen ausnehmend breiten Raum einräumt. Aber auch hier verfällt er in den Fehler, allzu schnell und schematisch Urteile zu fällen. „Brand ist Asket!" erklärt Franz. Nein, Brand ist nichts weniger als Asket. Von Weltentsagung keine Spur. Im Gegenteil. Brand ist ein Fanatiker der Weltverbesserung. Einer von jenen, die bereit sind, das Wort Lassalles wahr zu machen: Die Besten springen in den Riß der Zeit. Seine Tragik besteht darin, daß er bürgerlicher Ideologe ist und mit dieser Ideologie unbeugsam Ernst macht. Alles oder nichts! Und wenn er auf ein Wunder hofft, so steckt dahinter die einfache Wahrheit, daß wenn die bürgerliche Gesellschaft überhaupt noch zu retten wäre, sie nur durch ein Wunder gerettet werden könnte. — Die weiteren Abhandlungen über Ibsen sind äußerst lesenswert und werden viele zum tieferen Verständnis des Dichters führen. Besonders über Ibsens Stellung zur bürgerlichen Gesellschaft macht Franz sehr treffende Ausführungen. Mit Recht meint er, das, was bei den Werken des alten Ibsen so ergreife, seien nicht die „geheimnisvollen Untertöne". „Vielmehr ist es die meisterliche Gestaltung von Menschen und, da es sich um Angehörige der gegenwärtigen Bourgeoisie handelt, von Schicksalen solcher Menschen, die mit allem Fluch dieser Bourgeoisie beladen sind." Wenige Zeilen vorher sagt Franz sehr gut: „Darin eben offenbart sich der große Dichter, daß er im scheinbar rein persönlichen Geschick seiner Figuren ganz ungewollt das historische Fazit seiner Zeit und Klasse zieht."

Auf die Abhandlungen über Ibsen folgen kürzere Essays über Björnson, Strindberg, Tolstoi. Überall treffende Bemerkungen, Fingerzeige, Anregungen, dazwischen hie und da auch ein tüchtiger Hieb daneben. Auf mehr Einzelheiten einzugehen, fehlt hier leider der Raum. Die zwei Seiten über Hauptmann sind überhaupt keine Einführung, sondern behandeln zum größten Teil Nebensächliches. Sudermann hat dagegen mehr Raum erhalten, freilich nur, um desto gründlicher in seiner aalglatten Kompromißseligkeit entlarvt zu werden. Bei der Besprechung seiner „Strandkinder" macht Genosse Franz auch einen kleinen Exkurs zu jenen Arbeiterdichtern, die glauben, ihren proletarischen Charakter dadurch betonen zu müssen, daß sie die Angehörigen der überlebten Klasse restlos als schlechte Kerle hinstellen. „Das möchte noch hingehen," ruft Franz mit gutem Humor. „Aber sie zeichnen zugleich die Proletarier als Edelmenschen. Und diese Sünde wird nicht vergeben." Es folgen einige beherzigenswerte Worte gegen den Führerkult. „Pfui Teufel, sind wir denn Liberale? Führer sind für ein demokratisches Herz notwendige Übel und, als Persönlichkeiten, nicht einmal notwendige. Sie sind zufällige Protuberanzen, zufällig nicht als Gesamttatsache, aber als Einzelerscheinungen. Man muß sie verbrauchen, wie sie sind mit ihren Fehlern und Lastern."

Es ist dem Genossen Franz besonders hoch anzurechnen, daß er auch den dichtenden Parteigenossen gegenüber kein Blatt vor den Mund nimmt. Es hatte sich in der Parteipresse jene üble Sitte eingeschlichen, daß man aus menschlich gewiß sehr lobenswerten Gründen, aber nicht zum Wohle unserer Bildungsbestrebungen, so ziemlich alles restlos lobte, was in einem Parteiverlag an sogenannter „Kunst" erschien und gar einen Genossen zum Vater hatte. Ganz mit Recht bekennt dagegen Franz: „Den großen Wurf hat noch keiner unserer Proletarierdramatiker getan; keiner hat in dem unlernbaren Instinkt des Künstlers mit sicherer Hand ins Leben hineingegriffen und in einem dichterischen Gleichnis das gestaltet, was doch die Herzen klassenbewußter Proletarier bewegt. . . . Sie wollen Dramen von wirtschaftsgeschichtlichen Gesichtspunkten aus schaffen, sie wollen das Drama ökonomisieren, aber sie dramatisieren die Ökonomie; das Drama der Ökonomie gelingt ihnen nicht, weil ihnen die Ökonomie des Dramas, weil ihnen die Technik und das Wesen des Dramas noch fremd ist." Setzen wir ruhig hinzu: Weil so manchem dichtenden Sozialdemokraten auch das eigentliche Wesen des Sozialismus noch fremd ist.

Einen großen Raum des Buches füllt das Kroppzeug unserer heutigen Theaterwelt. Wer geneigt ist, das zu bedauern, möge bedenken, daß gerade alle diese kleinen, mehr oder minder wertlosen Eintagsfliegen für das bürgerliche Theater von heute am charakteristischsten sind. Sie füllen die Häuser, mithin auch die Repertoires. Kunst ist nur Paradestück. — Im Eingangskapitel: „Über Theaterkritik" gibt Franz manche gute Beobachtung zum besten, sowohl über unser Theater wie über so manches „arme Kritikervieh." Alle Einzelheiten möchte ich auch hier nicht unterschreiben. Ich bin noch weniger Optimist als Genosse Franz. So hat zum Beispiel mit der wirtschaftlichen Existenz des Schauspielers die Kritik heute meist verdammt wenig zu tun. Sie wird vom Intendanten oder Direktor höchstens vorgeschützt. Die Kritik in kapitalistischen Zeitungen fällt ja auch meist im Sinne des Theaterunternehmers aus. Seine Druckaufträge sind gar zu nützlich. Edwin Hoernle.

o o o

## Ernährungsfragen.

Von Dr. med. Alex. Lipschütz, Privatdozent an der Universität Bern.

### II.

Versuchen wir nun, eine kleine ungefähre Rechnung darüber anzustellen, welche Mengen von Nährstoffen die einzelnen Lebensmittel einer gemischten Nahrung uns liefern, wie sie gewöhnlich üblich ist. Nehmen wir an, unsere tägliche Nahrung bestehe aus ¼ Pfund Fleisch, 1¼ Pfund Brot, ¾ Liter Milch, sei es in Form von Milch, Butter oder Käse, und 1 Pfund Kartoffeln. Dazu kommen noch Zucker, Gemüse, Obst, Getränke und pflanzliches Fett. Beschränken wir jedoch unsere Berechnung auf die wichtigsten Nahrungsmittel.

Es enthalten ungefähr:

| | Eiweißstoffe Gramm | Fett Gramm | Kohlehydrate Gramm |
|---|---|---|---|
| ¼ Pfund Fleisch . . . . | 25 | 2 | 0 |
| 1¼ „ Brot . . . . . | 40 | 6 | 280 |
| 1 „ Kartoffeln . . . | 10 | 0,8 | 105 |
| ¾ Liter Milch . . . . . | 26 | 28 | 33 |

Mit diesen vier Nahrungsmitteln ist der größte Teil des Bedarfes an Nährstoffen gedeckt. Was an Fetten fehlt, das nehmen wir in Form von pflanzlichen Fetten auf, von denen in Deutschland jeder Mensch im Durchschnitt etwa 25 Gramm an einem Tage verzehrt. Da wir von der Milch nur etwa 400 Gramm in Form von Milch, den Rest in Form von Butter und Käse aufnehmen, so schmilzt das gesamte Gewicht unserer täglichen Nahrung auf etwa 3 Pfund zusammen. Dazu kommen noch etwa 1½ Liter Wasser in Form von Suppen und Getränken und etwa 15 bis 25 Gramm Kochsalz.

Wo wir auch Umschau halten über Ernährungssitten, wir finden überall eine gemischte Nahrung: pflanzliche und tierische Lebensmittel bilden die Bestandteile der Nahrung. Bei dem einen Volke spielen die tierischen Nahrungsmittel eine größere Rolle, bei dem anderen eine geringere. Die Unterschiede in der Art der Ernährung bei verschiedenen Völkern können sehr groß sein. Die Menge Fleisch, die zum Beispiel jeder Deutsche im Durchschnitt an einem Tage verzehrt, ist 2½mal so groß als die Fleischmenge, die zum Beispiel jeder Bulgare im Durchschnitt an einem Tage zu sich nimmt. Für das eine Volk ist das Getreide von höchster Wichtigkeit, für das andere steht es an Bedeutung zurück. Das eine Volk gibt dem Roggen den Vorzug, wie die Deutschen, das andere Volk dem Weizen, wie die Franzosen. Das eine Volk hat in der Kartoffel einen wichtigen Bestandteil seiner Nahrung, das andere in Mais, wie das in den Ländern des südlichen Europa der Fall ist.

Auch bei ein und demselben Volke bleibt die Zusammensetzung der Nahrung nicht dauernd unverändert. Der Speisezettel hat seine Geschichte. Man aß vor hundert Jahren in Deutschland dreimal weniger Fleisch als heute. Vor zweihundert Jahren spielte die Kartoffel als Nahrungsmittel in Deutschland überhaupt keine Rolle. Und innerhalb ein und desselben Volkes ist die Zusammensetzung der Nahrung auch bei den verschiedenen gesellschaftlichen Schichten nicht gleich. Je wohlhabender eine Schicht, desto größer der Anteil der tierischen Lebensmittel an der Nahrung. Die Menge des verzehrten Fleisches ist ein Gradmesser der Wohlhabenheit einer Volksschicht.

Eine Nahrung, die zu massig ist, kann schließlich nicht mehr gegessen und verdaut werden. Es stellt sich ein Widerwille gegen sie ein. Wir sagen, wir haben keinen Appetit mehr. Die Appetitfrage wird nicht immer in genügender Weise berücksichtigt, obgleich ihr die größte Bedeutung zukommt. Wenn eine Nahrung ohne Appetit gegessen wird, so wird sie schlecht verdaut. Und je besser eine Nahrung schmeckt, desto besser wird sie verdaut. Das Sprichwort hat seine Berechtigung: „Gut gekaut ist halb verdaut." Aber mit demselben Recht könnten wir sagen: „Gut geschmeckt ist halb verdaut." Wir müssen also dafür sorgen, daß die Nahrung nicht nur einen bestimmten Gehalt an Nährstoffen aufweist, sondern daß sie auch unseren Appetit, unsere Lust zum Essen anzuregen vermag. Wir müssen die Nahrung wohlschmeckend machen. Wir tun das, indem wir verschiedene Geschmacksstoffe zur Nahrung hinzufügen oder indem wir durch die Zubereitung, durch Kochen und Braten der Nahrung Geschmack verleihen. Manche Nahrungsmittel sind dadurch ausgezeichnet, daß sie sehr reich an Geschmacksstoffen sind. So das Obst, das Fleisch, auch manche Gemüse und Salate. Im Laufe der letzten Jahrzehnte ist das Bestreben sehr rege geworden, die Nahrung wohlschmeckender zu machen, was sich in einem zunehmenden Verlangen nach Obst, guten Gemüsen und Fleisch äußert. Auch durch Gewürze geben wir unserer Nahrung Wohlgeschmack. Der Verbrauch von Gewürzen hat sich im Laufe der letzten 80 Jahre in Deutschland, auf den Kopf der Bevölkerung gerechnet, mehr als verdreifacht. Der Verbrauch an Südfrüchten hat sich vervielfacht. Auch die verschiedenen Getränke wie Tee, Kaffee, Kakao genießen wir nicht nur, weil sie anregend auf unsere Leistungsfähigkeit wirken, sondern weil sie auch gut schmecken. Die alkoholischen Getränke, wie Bier und Wein, werden nicht nur wegen ihres Alkoholgehaltes genossen, sondern ebenfalls wegen des ihnen eigentümlichen Wohlgeschmacks. Bei der Zubereitung der Nahrungsmittel, namentlich beim Backen, Rösten, Braten, bilden sich unter dem Einfluß der Wärme verschiedene Stoffe, die den Speisen einen angenehmen Geschmack verleihen.

Die große Bedeutung, die einer richtigen Zusammenstellung der Nahrung und ihrem Wohlgeschmack zukommt, ist ein Gebot für die Hausfrau, alles zu tun, um die Nahrung wohlschmeckend zu gestalten, zumal in den jetzigen schweren Zeiten, wo die freie Wahl der Nahrung eingeschränkt ist. Die Hausfrau soll stets daran denken, daß der Wohlgeschmack der Nahrung kein gleichgültiges Ding ist. Eine Salz- oder Gewürzgurke, ein paar Pflaumen, ein Apfel, ein wenig Fruchtgelee in dem großen Einerlei der Nahrung sind manchmal wie eine Erlösung. Namentlich in der Ernährung der Kinder spielt die Geschmacksfrage eine große Rolle. Eine verständige Mutter soll das Verlangen der Kinder nach einer wohlschmeckenden Nahrung nicht als sträflichen Eigensinn und bloße Leckerei betrachten, sondern als den Ausdruck eines wohlberechtigten, ganz natürlichen Verlangens. Untersuchungen, die in den letzten Jahren ausgeführt worden sind, haben es wahrscheinlich gemacht, daß Früchte und frisches Gemüse in reichlichstem Maße einen Nährstoff enthalten, der namentlich für den wachsenden Organismus von großer Bedeutung ist. In dem Verlangen der Kinder nach Obst spricht sich somit das Verlangen nach einem für ihren Organismus notwendigen Nährstoff aus.

o o o

## Frauenarbeit.

**Die Unfallgefahren der Arbeiterinnen in der Kriegszeit.** Ein Runderlaß des Reichsversicherungsamts über die Unfallverhütung während des Krieges enthält recht bemerkenswerte Mitteilungen über die Unfallgefahren der Arbeiterinnen. Es wird darin darauf Bezug genommen, daß infolge des Arbeitermangels zahlreiche weibliche Arbeitskräfte eingestellt worden sind. Die Erfahrungen mit ihnen, so heißt es, seien im allgemeinen günstig. Die Unternehmer rühmten ihre Geschicklichkeit, Gewissenhaftigkeit und Fähigkeit schneller Anpassung. Da die weibliche Kleidung und Haartracht wiederholt Betriebsunfälle veranlaßten, so mußten einige Berufsgenossenschaften den Frauen in den Betrieben das Tragen von Männerkleidern und Schutzhauben vorschreiben. Die Zunahme der Betriebsunfälle während der Kriegszeit führt das Reichsversicherungsamt in erster Linie auf die Beschäftigung vieler ungelernter, jugendlicher und weiblicher Arbeiter zurück, die mit den Betriebsgefahren nicht vertraut sind. An weiteren Ursachen werden genannt: Die Gleichgültigkeit der neueingestellten Arbeiter gegen die Unfallverhütung, ihre Unkenntnis der Unfallverhütungsvorschriften, die Überstunden, zu denen die jugendlichen und weiblichen Arbeiter in weitgehendem Maße herangezogen werden, die Überfüllung der Werkstätten usw. In vielen Fällen zeigten Unfallverletzte das ernsthafte Bestreben, möglichst bald ihre Arbeitsfähigkeit zurückzuerlangen, um wieder in den Genuß des vollen Lohnes zu kommen. Die Beaufsichtigung der Betriebe habe viel mit Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt. Schließlich gibt das Reichsversicherungsamt verschiedene Ratschläge und ordnet eine besondere Berichterstattung über die gesammelten Erfahrungen an.

Die Mitteilungen des Reichsversicherungsamts werden durch die Berichte der einzelnen Berufsgenossenschaften bestätigt, in deren Betrieben viel Frauen beschäftigt sind. In den Betrieben der Bekleidungsindustrie-Berufsgenossenschaft, die im Jahre 1915 von den technischen Aufsichtsbeamten besichtigt wurden, waren zusammen 5740 männliche und 12805 weibliche Personen beschäftigt. Was von den Schutzvorrichtungen in den Fabriken berichtet wird, gibt kein günstiges Bild der einschlägigen Verhältnisse. Die Buchdrucker-Berufsgenossenschaft teilt mit, daß ein planmäßiger Überwachungsdienst unmöglich geworden sei, weshalb man beschlossen habe, ihn überhaupt einzustellen. Es werden nur noch außergewöhnliche Besichtigungen der Betriebe vorgenommen, in denen eine besonders starke Neueinstellung ungeübter Personen erfolgt ist. In der chemischen Industrie mußte ebenfalls in großem Umfang ein Ersatz der männlichen Arbeiter durch ungelernte, namentlich weibliche Kräfte stattfinden. Naturgemäß sei daher, so berichtet die zuständige Berufsgenossenschaft, die Sicherheit der Betriebe gegen Unfallgefahr nicht die gleiche wie in früheren Jahren gewesen. Die Zahl der unfallverletzten Arbeiterinnen hat daher gegen die Vorjahre stark zugenommen. Es wurden 79 Unfälle weiblicher Jugendlicher unter 16 Jahren und 1321 Unfälle weiblicher Erwachsener gemeldet. In den Betrieben der Detailhandels-Berufsgenossenschaft wird zum weitaus größten Teile weibliches Personal beschäftigt (Verkäuferinnen). Diese Berufsgenossenschaft berichtet, daß im Jahre 1915 ein technischer Aufsichtsbeamter überhaupt nicht tätig war. Bei dem Mangel eingearbeiteter Kräfte konnte außerdem eine Durchsicht der Unfallanzeigen auf Verstöße gegen die Unfallverhütungsvorschriften nicht in erwünschtem Maße durchgeführt werden. Eine starke Zunahme der Unfälle jugendlicher und weiblicher Arbeiter, namentlich an Maschinen, trat auch bei der Papierverarbeitungs-Berufsgenossenschaft ein. Der Bericht führt das auf die vermehrte Beschäftigung solcher Arbeitskräfte zurück, aber auch auf den Umstand, daß viele ältere und erfahrene männliche Arbeiter den Betrieben entzogen worden sind, wodurch Aufsicht und Unterweisung gelitten hätten. Bei der Lederindustrie-Berufsgenossenschaft haben sich die Unfälle der Arbeiterinnen im Jahre 1915 reichlich verdoppelt. Besondere Beachtung verdient, daß auch die Eisen- und Stahl-Berufsgenossenschaften und die Baugewerks-Berufsgenossenschaften berichten, daß die Beschäftigung weiblicher Arbeitskräfte und die Zahl der Unfälle zugenommen habe.

Die Berufsgenossenschaften und deren technische Aufsichtsbeamte, denen die Überwachung der Betriebe obliegt, behaupten in ihren Berichten auf Grund der „Feststellungen" der Unternehmer, daß am größten Teil der Unfälle die Verletzten selbst die „Schuld" tragen. Wer die Verhältnisse näher kennt, weiß, wie unzutreffend solche Behauptungen sind. Selbst bei den Unfällen, die als Verschulden der Verunglückten selbst erscheinen, sind die Unternehmer oft nicht ganz unschuldig. So duldeten oder verlangten sie zum Beispiel überhastete Arbeit, namentlich Akkordarbeit oder überlange Arbeitszeit, sorgten

nicht für genügende Belehrung der Arbeiter und Arbeiterinnen usw. Trotzdem soll zugegeben werden, daß gar mancher Unfall vermieden werden könnte, wenn die Beschäftigten selbst die notwendige Aufmerksamkeit und Behutsamkeit aufwenden würden. Ganz besonders die Arbeiterinnen sollten im Betrieb die größte Vorsicht betätigen. Ihren Körper gesund und unversehrt zu erhalten, müßte ihnen mehr am Herzen liegen als ein etwas höherer Verdienst, der nur durch überstürzte, hastige Arbeit, durch fieberhaftes Schuften erzielt werden kann. Die Unfallversicherung gewährt den Verletzten bekanntlich nur einen teilweisen Ersatz des Schadens, den sie erleiden. Die Arbeiterinnen insbesondere erhalten infolge ihres geringen Verdienstes nur sehr niedrige Renten, die ohnehin oft genug erst nach langen Kämpfen zu erreichen sind. Nur die Einbuße an Arbeitsfähigkeit wird entschädigt, auf die Benachteiligung durch körperliche Entstellung (die Berufsgenossenschaften sagen „Schönheitsfehler") wird nichts gegeben. Der Erschwerung häuslicher Arbeiten infolge eines Betriebsunfalls wird nicht viel Gewicht beigelegt. Bei Fingerverletzungen sind die Renten sehr gering geworden; in vielen Fällen wird für den Verlust des ganzen rechten Zeigefingers überhaupt nichts mehr gewährt. Kurz, im allgemeinen sind die Folgen der Betriebsunfälle so nachteilig, daß die Arbeiterinnen es mit dem Sprichwort halten müssen: Besser bewahrt als beklagt! F. Kl.

## Feuilleton

### Frühlingssucher.

Zwei junge Menschen begaben sich fort in einen Wald, da er am wildesten war. Sie glaubten, dort fänden sie den Frühling, der sich vor den Menschen verborgen hielt. Er kam nicht, man mochte zu ihm singen oder beten. Auch der Fluch konnte ihn nicht zwingen.

Nächte und Tage waren die jungen Menschen gewandert. Nicht Furcht, Sturm und Entbehrung konnten sie aufhalten. Sie wußten, daß der Frühling irgendwo sein müsse, und daß sie jung und froh genug waren, ihn zu suchen. Auf der Wanderung kamen sie an eine Höhle.

„Vielleicht ist der Frühling hier drinnen," sagte die Jungfrau. Aber der Jüngling weigerte sich, hineinzugehen: „Da hinein kriecht der Frühling nicht." Die Jungfrau aber ließ den anderen stehen und drang langsam zwischen den Felsen vorwärts. Sie hatte das Glück, sie schaute den Frühling. Er war kein blondgelockter Knabe, kein Jüngling. Er war ein Mann, von dessen Gestalt eine überwältigende Lebenskraft strömte. Die Jungfrau wich zurück. Es schien ihr, als wölbte sich die Höhle, lebendig wachsend, über ihm und wiche hinter ihm in unendliche Tiefe.

„So bist du, Frühling!" sprach die Jungfrau ehrfürchtig. „Warum verbirgst du dich?"

„Ich gehe nicht gern zu den Menschen," antwortete er. „Sie sind alt, sie haben morsche, verfaulte Einrichtungen, greise Gewohnheiten. Wie verdorben wird da meine Arbeit, wenn ich darüber Blüten streue, Frucht säe. Es ist, als legte ich Samen in einen Schoß, aus dem Würmer kriechen. Diese Welt ist keine Frühlingswelt mehr, sie sieht aus wie ein altes, eitles Weib, das sich die Jugend aufmalt und einflicht."

„Du hast harte Worte für uns," sagte die Jungfrau. „Doch denke auch an uns, die Jugend, daß wir dich suchen. Wir sind nach deinem Willen. Wir arbeiten, daß das Überlebte, Törichte aus unserem Leben weicht."

Der Frühling lachte bitter wie der Mensch, dessen Leben an Enttäuschungen stirbt: „Das haben sie alle zu mir gesprochen, als sie jung waren. Aber als zwanzig ... als kaum zehn Jahre vorüber waren, brachen sie ihr Gelübde. Sie waren alt geworden und glaubten sich erfahren. Ich liebe diese vergängliche und vergeßliche Jugend nicht. Das ist nicht meine Jugend."

„Welche, Frühling, ist deine Jugend?"

„Die ewige, die froh und kindhaft bleibt und noch aus dem Greisengesicht des Dichters glüht. Aber nicht die kluge Jugend, die sich weise dünkt und alt ist, ehe sie recht Jugend gewesen."

„Dann darfst du mir vertrauen," sprach die Jungfrau, „du darfst uns vertrauen. Bin ich nicht zu dir in die Höhle gekommen, dich zu suchen? Die anderen draußen kaufen unterdessen die Frühlingsschönheit im Laden und trinken bei üppigen Festen das Licht, das keinen Weg in unsere Arbeitsstätten findet.... Wir sind der Menschenschoß, an dem sich alle Welt versündigt. Unsere Jugend ist jetzt elend, wir wollen aber die Jugend, die du liebst. Darum folge du mir."

Da ging der Frühling mit der Jungfrau. Als sie vor die Höhle kamen, war der Jüngling nicht mehr da. Er war gelaufen, bis er einen Schimmer Sonne gefunden hatte. Dort lag er und wartete, daß ihm die Jungfrau den Frühling brächte.

Die beiden Wanderer stießen auf ihn. Der Jüngling wich zurück vor der lichten Erscheinung. Da floß dem Frühling eine heiße Welle zum Herzen. Er liebte die jungen Menschen, die Scheu hatten.

„So bist du, Frühling!" sprach der Jüngling ehrfürchtig.

Da wanderte der Frühling mit den beiden ins Land. Die Wiesen, auf die er den Fuß setzte, leuchteten hinter ihm auf. Im Grase trieb es goldne Köpfchen und blaue Glocken hervor. An Baumstämmen hingen zusammengefältelt dünngrüne Blattfächer mit milchigen Äderchen. An Knospen öffneten sich weiche Purpurlippen, wenn die Hand des Frühlings Sonne ausstreute. Eine große einzelne Tanne stand in der dunklen Wucht ihrer Schönheit wie ein Denkmal mit tausend fein gemeißelten Zweiglein. Sträucher bogen sich leicht über ein Quellwasser. Der Frühling netzte die Fingerspitzen und besprengte mit den Tropfen die Triebe. Da hingen lichte Trauben und zierliche Kugeln am Grün. Langsam senkten sich Blütenflocken ins Wasser.

Die jungen Menschen schauten in diese Wunderwelt. Eine Erkenntnis kam über sie.

„Ihr glaubt, ich wäre ein Zauberer," sagte der Frühling. „Ich bin es nicht. Nur eure Augen waren zu arm für meine Schönheit geworden. Ihr hattet das Sehen verloren. Eure ganze Welt hat das Sehen verloren. Jetzt aber seid ihr beide wieder sehend geworden."

„Wir suchen die Welt des Frühlings," riefen die beiden wie aus einem Munde. Die Jungfrau wollte die Lichtgestalt des Frühlings fassen, da fühlte sie ihre Hand in heißer Sonnenwelle. Es war den jungen Menschen, als wäre, was sie sahen, ein Werk aus der Schöpferhand des Frühlings, dessen Antlitz die Seele dieser Schönheit offenbarte.

Da wanderten sie zurück in den Alltag, und die Sonne spielte in ihren Haaren, in ihren Augen hatte sich der Abglanz des Lichtes eingenistet. Wenn alles in der Welt grau war, der Himmel verdeckt, die Hoffnung herabgedrückt, wenn Arme und Hände erlahmten, die Menschen grausam gegeneinander waren, wenn der Blick in den rußigen und engen Wänden der Werkstätten die Grenze des Daseins zu sehen glaubte, dann brach der verborgene Sonnenstrahl aus den Augen hervor. Er tauchte alles ringsum in Helligkeit, daß die schwarzen Wände versanken, die Enge der Kammer sich weitete; das Licht flutete und kündete den Frühling draußen. Die Staren sangen, die Zweige rührten sich im milden Winde, Sonnenglanz bestrahlte die alten Stämme und ließen die verkrustete Rinde golden schimmern. Die Erde duftete Kraft und Fruchtbarkeit und weckte die Sinne der jungen Menschen, daß sie ihre Glieder reckten und ihr Hirn frei und kühn ward. Die Hoffnung stählte aufs neue ihre Herzen; sie erkannten den Ruf des Frühlings, der sie hinauslockte und das Stäubchen Sonne in ihren Augen zu einem Lichtstrom für alle werden ließ. E-B.

o o o

### Der Bettler.

Aus „Gedichte in Prosa" von Iwan Turgenjeff.

Ich ging die Straße entlang. Ein Bettler, ein gebrechlicher Greis hielt mich an.

Entzündete, tränende Augen, bläuliche Lippen, zerfetzte Lumpen, häßliche Wunden — o, wie widerwärtig hatte die Not dieses elende Geschöpf benagt!

Er streckte mir seine geschwollene, gerötete, schmutzige Hand entgegen. Er stöhnte, ja er wimmerte förmlich um Hilfe.

Ich begann in allen Taschen zu wühlen. Aber weder Börse, noch Uhr, noch selbst ein Taschentuch fand ich, — nichts hatte ich zu mir gesteckt.

Der Bettler aber stand immer noch wartend da, und leise zitterte und zuckte seine ausgestreckte Hand.

Betroffen und verlegen, wie ich war, faßte ich kräftig diese schmutzige Hand.... „Sei mir nicht böse, Bruder, ich habe nichts bei mir."

Der Bettler richtete seine entzündeten Augen auf mich, seine bläulichen Lippen begannen zu lächeln, und auch er drückte meine erkalteten Finger.

„Wohlan, Bruder," lispelte er, „auch dafür dank' ich dir — auch das ist ein Almosen, Bruder!"

Ich fühlte, daß auch ich von meinem Bruder ein Almosen empfangen hatte.

Verantwortlich für die Redaktion: Frau Klara Zetkin (Zundel), Wilhelmshöhe, Post Degerloch bei Stuttgart.
Druck und Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G.m.b.H. in Stuttgart.

# Für unsere Mütter und Hausfrauen

Nr. 15 ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ Beilage zur Gleichheit ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ 1917

**Inhaltsverzeichnis:** Nationalität. Gedicht von Gottfried Keller. — Bevölkerungsfrage, Sozialfürsorge und Gesellschaftsbiologie. I. Von Dr. C. Notter. — Jugenderlasse während des Kriegs. Von Hedwig Wachenheim. — Frauenarbeit: Die Verwendung von Frauen in der deutschen Heeresverwaltung. — Feuilleton: Der Frühling. Von Emile Zola.

## Nationalität.

Volkstum und Sprache sind das Jugendland,
Darin die Völker wachsen und gedeihen,
Das Mutterhaus, nach dem sie sehnend schreien,
Wenn sie verschlagen sind auf fremden Strand.

Doch manchmal werden sie zum Gängelband,
Sogar zur Kette um den Hals der Freien;
Dann treiben Längsterwachsene Spielereien,
Genarrt von der Tyrannen schlauer Hand.

Hier trenne sich der langvereinte Strom!
Versiegend schwinde der im alten Staube,
Der andre breche sich ein neues Bette!

Denn einen Pontifex nur faßt der Dom,
Das ist die Freiheit, der polit'sche Glaube,
Der löst und bindet jede Seelenkette! Gottfried Keller.

○ ○ ○

## Bevölkerungsfrage, Sozialfürsorge und Gesellschaftsbiologie.

Von Dr. C. Notter.

I.

Unter all den Fragen, die der Krieg von neuem und eindringlicher aufgerollt hat, steht mit im Vordergrund die Frage der Bevölkerungsbewegung und der Maßnahmen zur Eindämmung des Geburtenrückganges und zur Vermehrung der Volkskraft. Von den Gesellschaften, die unter diesem Zeichen während des Krieges gegründet wurden, ist über die „Deutsche Gesellschaft für Bevölkerungspolitik" in der „Gleichheit" schon das Nötige gesagt und dabei auch die Grundtendenz beleuchtet worden, die sich in den Versuchen zur Neuorientierung der Bevölkerungspolitik geltend macht. Nämlich die Tendenz, die Frage der Volksgesundheit und der Bevölkerungsvermehrung ausschließlich unter dem Gesichtspunkt der militärischen Kraft zu betrachten.

Was ist da nicht alles als zum Ziele führendes Heilmittel ausposaunt und angepriesen worden! Von der Weckung des religiösen Gefühls angefangen über die Belebung des Familiensinns bis zur Vielweiberei. Von der Junggesellensteuer über die Steuererleichterungen bei größerer Kinderzahl und die Entlohnung aller Staatsangestellten nach der Kopfzahl ihrer Familie bis zu den Lohneinbehaltungen bei jugendlichen Arbeitern, die sich so allmählich ihr Heiratsgut ersparen sollen; nicht zu vergessen die Unterdrückung der „Nestflucht" der proletarischen Jugend, die ebenfalls durch eine zwanzigprozentige Lohneinbehaltung bewirkt werden soll.

Daneben stehen aber auch ernsthafte Vorschläge, die sich alle um einen Teil jener Forderungen drehen, die von sozialdemokratischer Seite immer und immer wieder erhoben wurden: Besserer Wöchnerinnenschutz und stärkere Wöchnerinnenbeihilfe, ausgedehntere Säuglingsfürsorge und wie alle die Forderungen heißen, die noch bei den Verhandlungen über die Reichsversicherungsordnung von den im „sozialen" Geiste geeinten bürgerlichen Parteien niedergestimmt worden sind. Andere besorgte Gemüter erwarten zum wenigsten eine Teilabhilfe gegen den drohenden Bevölkerungsstillstand vom Erlaß eines Reichswohnungsgesetzes, der Abstufung des Krankengeldes, der reichsgesetzlichen Regelung des Haltekinderwesens und ähnlichem. Auch ist zu verzeichnen, daß da und dort aus der Leistungsfähigkeit der Industriearbeiterschaft im Kriege der Schluß gezogen wurde, die soziale Fürsorge habe sich als ein wesentlicher Faktor der Gesundheit und Tüchtigkeit des Volkes erwiesen, und es müsse darum an eine Fortsetzung der sozialpolitischen Gesetzgebung gedacht werden. Aber gerade das ist der Punkt, wo manche unter dem Banne einer falsch angewandten wissenschaftlichen Beweisführung und gestützt auf einige darwinistische Leitsätze aus dem Kriege die entgegengesetzten Schlußfolgerungen gezogen wissen wollen.

Eine in diesem Sinne bemerkenswerte Arbeit hat das „Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie" veröffentlicht: Chr. v. Ehrenfels, „Biologische Friedensrüstung" (11. Band, 5. Heft, 13. April 1916). In der gleichen Zeitschrift wurde unmittelbar vor Ausbruch und zu Anfang des Krieges gegen die soziale Fürsorge eine Anklage erhoben. In einer Arbeit über „Die Herrschaft der Schwachen und der Schutz der Starken in Deutschland" hieß es, daß durch die soziale Fürsorge die Schwachen auf Kosten der Starken eine größere Lebensaussicht erhalten. Die Folge davon sei, daß das Niveau der Volkskonstitution heruntergedrückt werde und eine zunehmende konstitutionelle Verelendung der Arbeiterklasse sich ergebe. Die soziale Fürsorge bewirke in wachsendem Grade, daß körperlich und geistig minderwertige Personen zu ungehinderter Fortpflanzung zugelassen würden, der ungünstigen Nebenwirkungen auf den Charakter durch systematische Heranzüchtung von Unselbständigkeit, Hilflosigkeit und Bequemlichkeit gar nicht zu gedenken.

So bedeute die Sozialgesetzgebung das Gegenteil von einer vernünftigen biologischen Auslese. Die sozialen Gesetze, die dazu bestimmt seien, die Volksgesundheit zu heben, hätten nur das Ergebnis, unerwünschte Elemente zu erhalten und sich fortpflanzen zu lassen. An Stelle der sozialen Individualhygiene, die die soziale Gesetzgebung darstelle, müsse die Rassenhygiene treten, die gegründet sei auf die Lehre von der Vererbung der konstitutionellen Eigenschaften. Von dieser Erneuerung und Betonung der alten Prädestinationslehre, der theologischen Lehre von der unabänderlichen Vorherbestimmung des Menschen zu ewiger Verdammnis oder ewiger Seligkeit, auf biologischem Gebiet wolle aber ein Teil der Wissenschaft und vor allem die Sozialdemokratie nichts wissen. Nur die auf dieser Grundlage biologisch begründete Rassenhygiene könne jedoch zu einer Zurückdämmung der gesundheitlich, intellektuell und moralisch Minderwertigen führen, die schätzungsweise schon ein Drittel der Bevölkerung ausmachen.

Malthus hatte die Folgen der kapitalistischen Ordnung für die Arbeiterklasse als den Ausfluß ewiger Naturgesetze angesehen. Er erklärte: Die Bevölkerung strebt zahlenmäßig über den Nahrungsspielraum hinaus, und darum ist immer ein größerer oder kleinerer Teil der Bevölkerung zu Hunger, Not und Elend naturgesetzlich verurteilt. In Theorien der Rassenhygiene, wie sie den angeführten Äußerungen zugrunde liegen, spielt die Vererbung eine ähnliche Rolle. Da wird der Darwinismus dazu benutzt — und zwar speziell in der Weismannschen Fassung mit seiner Lehre von der Ewigkeit des Keimplasmas und der Unvererblichkeit erworbener Eigenschaften —, die sozialen Einwirkungen der heutigen Gesellschaftsordnung auf einen großen Teil der Gesellschaftsmitglieder auf die erblich-konstitutionelle Belastung und die Vererbungsgesetze zu gründen. Man erhebt diese zu den über den einzelnen waltenden Schicksalsmächten. Was kann die Gesellschaft dafür, daß das Keimplasma der

Vorfahren minderwertig war? Und wirtschaftliche Schwäche ist doch schließlich auf gesundheitliche, intellektuelle und moralische, also auf biologische Minderwertigkeit zurückzuführen, auf die angeborene Minderwertigkeit des Organismus! Darum nur nicht über der Individualfürsorge und -hygiene die Auslese der Art nach den „geborenen" Tüchtigsten vergessen und ihre Bedeutung für den ganzen Volkskörper. Darum ja nicht durch zu viel Sozialpolitik und Humanitätsduselei diese Auslese durchkreuzen! Dies der Kern der gekennzeichneten Auffassung.

o o o

## Jugenderlasse während des Kriegs.

Wo Generalkommandos existieren, haben sie Jugenderlasse veröffentlicht, die fast alle, mit Ausnahme des Erlasses in den Marken, Verbote des Wirtschaftsbesuches der Jugendlichen ohne Begleitung von Eltern, gesetzlichen Vetretern, Erziehern oder deren Stellvertretern enthalten. Diese Verbote gelten entweder überhaupt oder nur für die Abendstunden. Die Erlasse sprechen ferner aus das Verbot des Kinobesuchs bei Vorstellungen, die von der Polizei nicht besonders für Jugendliche genehmigt sind (Konditoreien, Cafés, Automatenrestaurants, Erdbeer- und Eisstuben werden den Wirtschaften, Varietés, Kabaretten, Tingeltangel, Singspielhallen, Kinos häufig gleichgestellt), wie das Verbot des Ankaufs von Tabak, Zigarren und Zigaretten. Im Korpsbezirk Koblenz ist den Jugendlichen auch der Ankauf von Streichhölzern und Feuerwerkskörpern untersagt; in Frankfurt a. M. wird außer dem Verkauf die unentgeltliche Abgabe von Tabak, Zigarren und Zigaretten an Jugendliche verboten. Zu dem allem tritt noch in vielen Bezirken das Verbot des Rauchens außerhalb der Wohnungen entweder überhaupt oder in Abwesenheit der Eltern oder deren Vertretern. Das gleiche Verbot trifft in der Regel den Alkoholgenuß. Es wird dem Jugendlichen weiter verboten, entweder überhaupt oder in den Abendstunden ziellos in den Straßen auf und ab zu gehen, sich zwecklos herumzutreiben. Das Stellvertretende Generalkommando des XVIII. Armeekorps verbietet ihnen im Sommer nach 9, im Winter nach 8 Uhr jeden Aufenthalt auf der Straße ohne Begleitung Erwachsener. Andere Armeekorps untersagen nach Eintritt der Dunkelheit den Aufenthalt auf bestimmten Straßen und Plätzen, die von der Ortspolizeibehörde zu bezeichnen sind. Ein Erlaß des badischen Ministeriums des Innern ermahnt die Polizei, bei Schulversäumnissen einzugreifen; er verbietet das Rauchen für Volks- und Fortbildungsschüler (für die anderen Schüler besteht bereits eine Regelung) und das Austragen von Extrablättern durch sie. Auf Grund des § 366, Ziffer 10 des Reichsstrafgesetzbuches untersagt er ferner das lärmende Herumtreiben der Kinder nach Eintritt der Dunkelheit und am Tage, wenn es zur Belästigung des Publikums ausartet. In Württemberg war der Kinobesuch der Jugendlichen schon früher geregelt; der erfolgte Ministerialerlaß weist auf die gesetzliche Handhabe des § 366, Ziffer 10 des Reichsstrafgesetzbuches hin. Die Magistrats- und Polizeiverfügungen vieler Städte enthalten im wesentlichen die nämlichen Bestimmungen, meist handelt es sich um Ausführungsbestimmungen zu den Erlassen.

Die Strafen für Zuwiderhandlung gegen die Erlasse der Stellvertretenden Generalkommandos werden durch § 9b des Gesetzes über den Belagerungszustand vom 4. Juni 1851 bestimmt und durch das Reichsgesetz vom 11. Dezember 1915. Der betreffende Paragraph lautet: „Wer in einem in Belagerungszustand erklärten Orte oder Distrikte ein bei Erklärung des Belagerungszustandes oder während desselben vom Militärbefehlshaber im Interesse der öffentlichen Sicherheit erlassenes Verbot übertritt oder zu solcher Übertretung auffordert oder anreizt, soll, wenn die bestehenden Gesetze keine höhere Freiheitsstrafe bestimmen, mit Gefängnis bis zu einem Jahr bestraft werden." Im Reichsgesetz heißt es: „Bei Zuwiderhandlungen gegen § 9b kann beim Vorliegen mildernder Umstände auf Haft oder Geldstrafe bis zu 1500 Mark erkannt werden." Eltern und Gewerbetreibende, die den Jugendlichen zur Übertretung der Erlasse auffordern oder anreizen, werden nach diesen Vorschriften also auch bestraft. Die meisten Erlasse sprechen es übrigens aus, daß sich strafbar machen Wirtschafts- oder Kinobesitzer, die die Jugendlichen entgegen den Verboten einlassen; Gewerbetreibende, die ihnen Tabak usw. verkaufen; Eltern und Erzieher, die sie fahrlässig die Verfügungen übertreten lassen. In verschiedenen Korpsbezirken sind nicht nur die Jugendlichen strafbar, die ein falsches Alter angeben, sondern sogar die Gewerbetreibenden, die fahrlässig falschen Altersangaben Glauben schenken. Verschiedene Generalkommandos (Kassel, Allenstein, Stettin, Posen, Frankfurt a. M.) haben die Strafmündigkeit der Jugendlichen auf vierzehn Jahre festgesetzt. Das Generalkommando in Posen verlangt, daß die Übertretung des Erlasses der Schulbehörde gemeldet wird.

Gewiß wird niemand bedauern, wenn Jugendliche die meisten heutigen Darbietungen der Kinos nicht mehr genießen, wenn sie nicht unnötig im Wirtshaus sitzen und der Genuß von Alkohol und Nikotin ihnen verwehrt ist. Aus diesem Grunde ließe sich gegen die Verbote nichts einwenden, wenn der notwendige Wirtshausbesuch gestattet wird, wie dies in manchen Erlassen der Fall ist. An sich gut ist auch die Bestimmung, daß bei Verabreichung von Speisen an Jugendliche kein Trinkzwang ausgeübt werden darf. Aber trotzdem bergen die Erlasse eine Gefahr in sich. Was nötig, was gut ist, das sollte von der Jugend erreicht werden durch planmäßige Erziehung zur freiwilligen Unterlassung, durch Aufklärung über die Schäden und Gefahren der in Frage kommenden „Genüsse". Die Erlasse setzen jedoch an die Stelle des Erziehers die Polizei, an die Stelle der Beeinflussung tritt die Strafandrohung. Strafandrohung und Bestrafung haben aber für die Jugendlichen nur dann erzieherische Bedeutung, wenn sie selbst eine Handlung als strafbar erkennen. Wie aber sollen sie das bei Handlungen, die ungestraft begehen kann, wer ein wenig früher als sie geboren ist? Die Strafandrohung muß also nur verbitternd wirken. Die Polizei wird den verbotenen Dingen gegenüber ganz anders entscheiden als bis dahin Vater und Mutter, die vielleicht über das Verweilen auf der Straße nach 8 Uhr abends nichts einzuwenden hatten, weil sie ihrem Kind vertrauen konnten.

Die Verbote treffen doch auch alle Jugendlichen, die erzogen werden, nicht nur die Minderzahl der Verwahrlosten. So wird Verwirrung in die Erziehung getragen, bei der Stetigkeit sehr wichtig ist. Zur Durchführung der Erlasse werden übrigens viel zu wenig Hilfskräfte, und erst recht geeignete, berufene Hilfskräfte da sein. Welch ein Anreiz, eine an sich nicht als verwerflich erkannte Handlung erst recht zu begehen! Was das Herumtreiben auf der Straße anbetrifft, so erklärte das Stellvertretende Generalkommando Kassel am 12. Dezember 1915, daß häufig Gesuche einliefen, das abendliche Herumtreiben und das „bedrohliche Zusammensein Halbwüchsiger beiderlei Geschlechts während der Dunkelheit" zu verbieten. Es habe aber folgende Bedenken gegen das Verbot: „Für viele Jugendliche besteht das Bedürfnis, abends in frischer Luft sich zu ergehen; ihnen diese Wohltat abzuschneiden, wäre unrecht; der Mangel an polizeilichen Hilfskräften, der vielerwärts besteht, erschwert die Überwachung an entlegeneren und schlecht beleuchteten Orten. Es muß daher befürchtet werden, daß ein Verbot der gedachten Art die Jugendlichen von den hellerleuchteten Straßen vertreiben und an Orte führen könnte, wo eine Beaufsichtigung sehr schwer ausführbar sein würde." Diese Bedenken sind gewiß beachtlich, und es fragt sich, warum das Stellvertretende Generalkommando trotz ihrer am 1. Januar 1916 eine Verfügung gegen das Herumtreiben erlassen hat.

Zu der Strafbehandlung der Jugendlichen ein paar Beispiele. Der „Düsseldorfer Generalanzeiger" berichtet am 27. März 1916, daß in der Woche vom 19. bis 25. 44 Jugendliche verurteilt wurden, weil sie in der Öffentlichkeit geraucht, und 4, weil sie ein Kino besucht hatten. Nach der „Leipziger Abendzeitung" vom 17. April 1916 verurteilte das Schöffengericht Merseburg einen jugendlichen Schlosser zu 10 Mk. Geldstrafe eventuell 2 Tage Haft, weil er um 9 Uhr sich zwecklos vor dem Personenbahnhof der Stadt aufgehalten und im Wartesaal ein Glas Bier getrunken hatte, ohne sich in Begleitung seiner Eltern zu befinden. In Mannheim können nach den dort ergangenen Polizeiverordnungen Kinder bis zu 14 Jahren wegen Schreien, Lärmen, Herumbalgen, Werfen mit Steinen und anderen Gegenständen auf Straßen und Plätzen von der Polizei in Gewahrsam gehalten werden, bis die Eltern oder deren Vertreter sie abholen.

Gegen die Erlasse zur Bekämpfung der Schundliteratur ist vom erzieherischen Standpunkt aus nichts einzuwenden, besonders wenn die Auslage und der Vertrieb solcher Literatur überhaupt verboten wird, wie es im Korpsbezirk Kassel und in den Marken geschieht. Bedenklich ist es dagegen, wenn nur der Verkauf von Schundliteratur an Jugendliche verboten wird, wie in Stettin. Was aber auf diesem Gebiete die Hauptsache ist, das ist und bleibt Klarheit über die Frage, was Schundliteratur sei. Die Antwort darauf darf keinesfalls dem Ermessen der Militär- und Zivilbehörden überlassen bleiben. Sie kann nur von einwandfreien, unparteiischen Stellen gegeben werden, welche die nötige literarische, wissenschaftliche und sittliche Bildung verbürgen, die Voraussetzung einer richtigen Entscheidung ist. Wir rechnen zur Schundliteratur die Karl-May-Bücher und ähnliche Erzeugnisse, die mordspatriotische Knabenliteratur, die süßlichen Mädchenbücher, kurz alle Bücher und

Schriften, die geeignet sind, Instinkte der Roheit, des Egoismus, der brutalen Gewalt zu entwickeln, nationale, religiöse, gesellschaftliche Vorurteile zu züchten usw. Als Jugendliteratur ist nur das Beste gerade gut genug, was eine Entwicklung reiner, schöner, freier Menschlichkeit fördert. Aber was zu diesem Besten gehört, darüber wird nur zu oft der durchschnittliche Behördenverstand ein Urteil fällen, das dem Gebildeten und Verstehenden den Stoßseufzer abpreßt: „Du ahnungsloser Engel du!" In Kassel sollen die Prüfungsausschüsse für Jugendschriften zur Begutachtung der zu verbietenden Literatur herangezogen werden. Eine unparteiische Auswahl ist damit nicht gesichert, das bewiesen die Verzeichnisse solcher Körperschaften.

Auch Ermahnungen der Jugendlichen, ihrer Erzieher und der zur Jugendfürsorge und Jugendpflege berufenen Instanzen sollen den Kampf gegen die Verwahrlosung der Jugend unterstützen. Die badische Regierung, rät bei ernsten Verfehlungen zur Zwangserziehung zu schreiten. Die württembergische Regierung empfiehlt die rechtzeitige Anwendung vormundschaftsgerichtlicher Maßnahmen, insbesondere die Fürsorgeerziehung, macht aber auch auf die Bedeutung der Kinderhorte aufmerksam. Die Kgl. Regierung in Düsseldorf ermuntert zur Belehrung über die schädliche Wirkung des Rauchens. Das Stellvertretende Generalkommando Kassel, von dem zahlreiche Verbote stammen, macht selbst darauf aufmerksam, daß im Kampf gegen die Jugendverwahrlosung das Hauptaugenmerk nicht auf die „Abwehrverbote" gelegt werden müsse, sondern auf aufbauende Maßnahmen. Es empfiehlt „Einrichtungen für Turnen, Spiel und Wanderungen, für belehrende Unterhaltungen und Darstellungen" und richtet einen Aufruf an die Jugend selbst. In Breslau wurde folgender Aufruf veröffentlicht: „An die Jugenderzieher des Korpsbereichs! Die fortwährenden Klagen über die zunehmende Verwahrlosung der Jugend beiderlei Geschlechts haben mich veranlaßt, einen öffentlichen ernsten Mahnruf an die Jugendlichen zu richten. Die Jugend ist es, auf deren Schulter die Zukunft Deutschlands ruht. Dieses werdende Geschlecht sittlich rein und körperlich gesund zu erhalten, ist jedes deutschen Mannes und jeder deutschen Frau ernste Pflicht. Ich wende mich in erster Linie an die berufenen Erzieher der Jugend mit der Bitte, hier mitzuhelfen, an die Eltern, die Pflegeeltern, die Vormünder, die Lehrer und die Lehrherren. Aber auch jeder Erwachsene muß mitwirken, muß rücksichtslos und ungescheut eingreifen, wo immer er Auswüchse wahrnimmt. Wenn alle Rechtdenkenden zusammenwirken, um den Jugendlichen die Wege der Einfachheit, der Sittenreinheit und der Gottesfurcht zu weisen, hoffe ich auf Erfolg, ohne mit strafandrohenden Anordnungen vorgehen zu müssen."

Wir stimmen mit dem Stellvertretenden Generalkommando Kassel überein, daß aufbauende Pflege besser ist, als Abwehrverbote. Aber wir haben auch dieser Auffassung getreu gehandelt und gewirkt, um der Jugend der Arbeiterklasse durch Pflege und Erziehung ihren schweren Weg zu erleichtern. Man sollte diese unsere Arbeit unterstützen, statt sie überall zu erschweren. Die freie Jugendbewegung müßte gefördert werden. Wo das Wirtschaftsverbot für Jugendliche besteht, müßten ihnen andere Räume zur Verfügung gestellt oder für die Veranstaltungen der Jugendvereine die Wirtschaften freigegeben werden.

Die Sozialdemokratie steht den Verfügungen skeptisch gegenüber, durch die Militär- und Zivilbehörden der Jugendverwahrlosung steuern wollen. Sie betont den Wert der Pflege und Erziehung für eine gesunde leibliche und seelische Entwicklung der Jugend, eine Entwicklung, die der beste Schutz gegen die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse ist, die der Krieg geschaffen hat. Pflege und Erziehung ist wertvoller als Strafandrohung. Um der Verlotterung der Jugend entgegenzuwirken, fordert die Sozialdemokratie ausreichende Unterstützung und Fürsorge für die Frauen, Kinder und Waisen der Krieger, Schutz der Frauenarbeit, Herabsetzung der Arbeitszeit der Jugendlichen, soziale Einrichtungen, die den Kindern und Jugendlichen die Familienpflege und Familienerziehung ersetzen, und zwar in höherer, vervollkommneter Weise ersetzen.

Die bürgerliche Presse verhält sich zu den Erlassen zum Teil freundlich, zum Teil fürchtet sie die Vorbestrafungen der Jugendlichen. In der sogenannten Sachverständigenliteratur der in der Jugendfürsorge tätigen Juristen urteilt man meist sympathisch über die Verfügungen. Eine Ausnahme macht der angesehene Berliner Jugendrichter Dr. Köhne. Er meint, daß die Strafandrohung der Erlasse im allgemeinen nicht vorbeugend wirken werde, da die Jugendlichen zum Beispiel mit Recht das Rauchen nicht als Verbrechen ansehen, verbotener Tabak schmecke am besten; das Verweilen auf der Straße sei häufig gesund und darum für die Jugendlichen zu empfehlen. (Deutsche Strafrechtszeitung, 1916, Heft 1/2.) Recht bezeichnend ist, was Geheimer Justizrat W. Kahl in der „Vossischen Zeitung" vom 20. Februar 1916 schrieb: „Der letzte Grund der Strafandrohung ist nicht der Wirtshausbesuch und Alkoholgenuß, der Besuch des Kino und das zwecklose Verweilen auf der Straße, auch nicht der Lug durch falsche Angabe des Alters und das Rauchen der Zigarren. Der letzte Grund ist die freche Auflehnung gegen die Autorität der Obrigkeit in schwerster Zeit des Vaterlandes." In diesen Ausführungen enthüllt sich des Pudels Kern, warum heute manche bürgerlichen Kreise ein Interesse am Kampf gegen die Jugendverwahrlosung haben. Für sie geht es nicht um die Rettung und Bewahrung junger Menschen, sondern um die Erhaltung der Autorität.

Wir fragen zum Schluß: Liegt ein Grund vor, den zaghaft genug beschrittenen Weg zu verlassen, straffällige Jugendliche dem Gericht zu entziehen und sie zu erziehen? Ein paar Jahre nach Friedensschluß wird die Deliktziffer der Jugendlichen wieder gesunken sein, wenn man sie nicht durch Kino- und Rauchverbote künstlich in die Höhe treibt. Vielleicht wird die Ziffer zunächst noch nicht auf den früheren Stand zurücksinken, weil die Schäden der Kriegszeit nachwirken. Aber je mehr die Voraussetzungen zur gestiegenen Kriminalität verschwinden, die der Krieg geschaffen hat, um so mehr wird auch die Kriminalität der Jugendlichen zurückgehen. Warum sollen verstärkte Strafandrohung, Unterstellung der Jugendlichen unter Polizeimaßnahmen, vermehrte Gerichtsverhandlungen und Verurteilungen auf einmal der Weg zur Heilung der gefährdeten Jugendlichen sein, während man vor dem Krieg überzeugt war, daß Strafaufschub, verbunden mit Schutzfürsorge zu einer Minderung der Kriminalitätsziffer führen werde? Man schreite auf dem letzteren Wege weiter fort. Wir haben in dem ersten Artikel zu der Frage gesagt, was in dem Gesetzentwurf über das Strafverfahren gegen Jugendliche enthalten war, und was ihm fehlte. Wir konnten leider nicht auf alles eingehen. Die Fürsorgeerziehung, von der nicht gesprochen werden konnte, bedarf dringend der Umgestaltung. In ihr liegt der Weg, der gegangen werden muß! Für die Jugend ist Pflege des Körpers und Geistes besser und wertvoller als die Androhung von Freiheitsstrafen. Soll auch auf dem Gebiet der Jugendfürsorge der Krieg einen Rückschritt bringen? Wir wollen es nicht, und alle, die der Jugend helfen wollen durch Pflege, Freundschaft und Fürsorge, werden uns helfend an ihrer Seite finden. Wir wollen für ein gesundes Erblühen der Jugend weiterkämpfen, wie wir es immer getan haben.

Hedwig Wachenheim.

o o o

## Frauenarbeit.

**Die Verwendung von Frauen in der deutschen Heeresverwaltung** wäre noch vor wenigen Jahren von dem Philister als der Anfang vom Ende, als Greuel der Greuel bewertet worden. Heute, Aug in Auge mit der Lage, die der Krieg geschaffen hat, wird die Neuerung kaum noch bemerkt und als unvermeidliche Notwendigkeit hingenommen. Durch eine im „Armeeverordnungsblatt" veröffentlichte Bekanntmachung wird sie geregelt und damit offiziell in aller Form sanktioniert. Nach dieser Bekanntmachung dürfen weibliche Arbeitskräfte in der Heeresverwaltung fortan nicht nur als Schreibhilfen und Lohnangestellte verwendet werden, sondern allgemein auch in Stellen von oberen und unteren Beamten. In diesen Stellen sind sie ausnahmslos gegen Vertrag zu beschäftigen. Bei ihrer Abfindung ist zu unterscheiden, ob es sich um Arbeiten handelt, die a. abgeschlossene Hochschulbildung, selbständige Denkarbeit, Gewandtheit im Schriftverkehr, vollkommene Kenntnis fremder Sprachen, eine ordnungsmäßige Rechnungsprüfung oder selbständige Buchhaltung usw. bedingen; b. eine mehr mechanische Tätigkeit, wie die der Rechnerinnen, Registratur- und Schreibhilfen, oder c. nur in mechanischen Leistungen bestehen, wie die der Aufseher, Bureau- und Kassendiener, Wärter, Pförtner, Boten. Bei Abfindung der Hilfskräfte dürfen folgende Höchstsätze nicht überschritten werden: Stenotypistinnen je nach Arbeitszeit und Leistungen in Ortsklasse A: 120 bis 170 Mk. für den Monat; Maschinenschreiberinnen, Telephonistinnen und dergleichen in Ortsklasse A: 100 bis 140 Mk. für den Monat. Besonders tüchtigen Kräften darf mit Zustimmung der vorgesetzten Kommando- oder Verwaltungsbehörden eine höhere Vertragsvergütung gezahlt werden, dagegen sind mit rein mechanischen Arbeiten beschäftigte weibliche Kräfte grundsätzlich mit dem ortsüblichen Tagelohn zu entlohnen. Allen weiblichen Angestellten, die in der Heimat außerhalb ihres Wohnsitzes beschäftigt werden und nachweislich doppelten Haushalt führen müssen, kann von der beschäftigenden Dienststelle eine Unterhaltsbeihilfe von 25 vom Hundert ihrer Vertragsvergütung bewilligt werden. Die dem Arbeitgeber gesetzlich zur Last fallenden Beiträge für die Angestellten-, Unfall-, Alters- und Invaliditäts- sowie Krankenversicherung müssen auf den Kriegsfonds übernommen werden.

# Feuilleton

## Der Frühling.

Von Emile Zola.

Frühmorgens, vor fünf Uhr noch, drang der Sonnenschein heiter in mein Zimmerchen, und ein besonders lustiger Strahl tanzte so lange auf meinen geschlossenen Lidern, bis ich sie, erwachend, öffnete.

Mein Kämmerchen war wie in Licht getaucht und strahlte förmlich vor Heiterkeit mit seinen schneeweiß getünchten Wänden und den blank gescheuerten Möbeln.

Ich sprang aus dem Bette und eilte sofort ans offene Fenster. Dort, vor meinen Blicken durchfloß breit und majestätisch die Durance zwischen dunkelgrünen Auen das schöne Tal, in welchem unser Dörfchen Dourges lag.

Ein frischer Lufthauch umschmeichelte mein Gesicht, und das Murmeln des Flusses und das Rauschen der Bäume schienen mich zu rufen.

Leise öffnete ich die Tür. Ich mußte, um ins Freie zu gelangen, durch das Zimmer meines Oheims Lasar, des Pfarrers von Dourges, gehen, und ich schlich auf den Fußspitzen, aus Furcht, daß meine knarrenden Stiefel den guten Alten wecken könnten, der noch in sanftem Schlummer lag. Ich zitterte, auch jeden Augenblick das Geläute der Glocken zu hören, die zum Angelus riefen.

Seit einigen Tagen merkte ich nämlich, daß der Onkel mir überallhin nachging und mich so eigentümlich, halb betrübt und halb verdrossen anblickte, und ich fürchtete, er könne mich von meinem jetzigen Gange abhalten. Mich aber drängte es hinab zum Fluß, wo ich mich im Weidengebüsch verbergen wollte, um die hübsche kleine Babette vorübergehen zu sehen — —

Mein guter Onkel schlief lächelnden Antlitzes fest und rührte sich nicht. Da überschlich's mich fast wie Reue, daß ich ihn so betrügen wollte, ich blieb an seinem Lager stehen, betrachtete sein gutmütiges liebes Gesicht und gedachte gerührt jenes traurigen Tages, wo er gekommen war, mich aus einem kalten verwaisten Hause, aus dem eben die Totenträger meine arme Mutter — den Vater hatte ich schon lange verloren — hinweggetragen hatten, in sein freundliches Pfarrhaus zu führen. Seitdem waren zehn Jahre verflossen, aber es war kein Tag darunter, an dem er mir nicht Liebes und Gutes erwiesen hätte. Er ersetzte mir Vater und Mutter, er war mein Lehrer, mein Führer. Er weihte mir die ganze Zärtlichkeit seines reichen Herzens und ließ mich aus dem tiefen Born seiner Weisheit schöpfen.

Mein guter, guter Oheim!

Und einen Augenblick lang fühlte ich mich gedrängt, ihm zuzurufen: „Wach auf, Onkel Lasar, wach auf, wir wollen zusammen hinauswandern, hinunter zur Durance, in jenem Laubgang lustwandeln, den du so sehr liebst. Die strahlende Morgensonne und der würzige Lufthauch werden uns erfreuen und erquicken, und zum Frühstück bringen wir einen Riesenappetit zurück!"

Aber da fiel mir ein, daß ich dann nicht Babettchen, das hübsche nußbraune Mägdlein, das allmorgendlich zum Flusse hinabkam, sehen würde, denn wenn der Onkel dabei war, mußte ich die Augen — ich wußte nicht warum — niederschlagen, und die Kleine huschte ohnedies immer so rasch vorbei! Ach, und es war so hübsch, in dem weichen Grase zu liegen und zwischen den herabhängenden Weidenzweigen wie hinter grünen Vorhängen hervorzulugen ... die Sehnsucht überkam mich ... ich hielt den Atem an und schlich leise zur Tür. Ich stürzte die Stiegen hinab, zum Tore hinaus, und draußen lief ich und lief, selig in den wundervollen Maimorgen hinein.

Am Horizont war der Himmel schneeig, nur leise blau und rosig umsäumt, und die bleiche Sonne glich einer riesigen Silberampel; ihre Strahlen aber strömten wie eine Lichtflut in die Durance hinein, die breit und ruhig ihre schimmernden Wasser über rötlichen Kies durchs Tal rollte. Die Hügelkette, die die Landschaft im Osten begrenzte, hob sich dunkelviolett von dem blassen Morgenhimmel ab.

Wie oft war ich in den zehn Jahren, seit ich unter dem gastlichen Dache meines guten Onkels lebte, so hinausgestürmt zum Flusse hinab. Während der würdige Mann, der durchaus einen Gelehrten aus mir machen wollte, mich zur Lateinstunde erwartete, kletterte ich über die Hügel am anderen Ufer der Durance oder ich saß hoch oben in den Baumkronen und guckte den Elstern in die Nester! Das ganze Tal gehörte mir, ich hatte es erobert, mit meinen Beinen erobert, denn ich hatte es zwei Meilen auf- und abwärts des Flusses durchwandert, durchstöbert, durchforscht, es war mein von Rechts wegen, und ich liebte es. O dieses Stück Durance, wie es mir ans Herz gewachsen war, wie genau ich den geliebten Fluß kannte! Keine seiner Schönheiten, keine seiner Launen war mir verborgen, ich kannte seine mit jeder Tageszeit wechselnde Physiognomie, wie ich am Ufer jeden Baum, ja jeden Grashalm kannte.

Als ich an jenem unvergeßlichen Maimorgen hinab ans Ufer kam, war ich fast geblendet, so strahlend schön war heute meine geliebte Durance, und es wollte mir scheinen, als hätte ich sie nie so heiter und sanft gesehen. Schnell glitt ich hinter die Weidenbäume, wo ich ein Wiesenplätzchen wußte. Ich streckte mich ins Gras nieder, auf dem die Sonnenlichter huschten, und spähte nun gespannt lauschend durchs Gezweig nach jenem Fußsteig, auf dem Babettchen heranzukommen pflegte.

Ach, wie wohlig war's, hier zu liegen! Ich badete die Brust im Morgentau und fühlte auf meinem Rücken die Sonnenwärme brennen.

Während ich auf Klein-Babettchen wartete, schaute ich gedankenlos ins Gras — ei, was sah ich da alles! So ein Stückchen Wiese war ja eine ganze Welt für sich! Da gab es Straßen und große Plätze und Kreuzwege, eine vollständige Stadt! Und ganz unten, dort gab's Säulenhallen und Kirchen und schließlich einen Urwald, ja, und darinnen sah ich zwei winzige Käferchen herumirren, sie eilten hin und her und sahen sehr ängstlich und unruhig aus, die armen Dinger hatten sich sicher in der Wirrnis verirrt!

Da, just im richtigen Augenblick, hob ich den Kopf: hoch oben am Wege sah ich helle Frauenröcke durchs Gezweig schimmern. Sie war's, Babettchen, sie mußte es sein, ich fühlte es an meinem stürmisch pochenden Herzen. Ich verkroch mich tiefer ins Gras, meine Brust brannte so, daß ich die Frische des Morgentaus nicht mehr fühlte.

Das junge Mädchen kam leichtfüßig herab, ich konnte sie genau sehen, ihre ganze anmutige Gestalt, ihr hübsches, heiteres Gesichtchen, die schweren langen braunen Zöpfe, die winzigen Füßchen — ah! Und die Schöne ahnte nicht, daß ich da versteckt lauerte, sorglos schritt sie einher und ließ die Lüfte mit ihren Röckchen spielen, ihr Haar zausen.

Ich sah nur sie, verschwunden waren mir der geliebte Fluß, die alten Weiden, der leuchtende Himmel, das ganze lachende Tal, ich kümmerte mich nicht mehr um die Herrlichkeit des Frühlings, ich sah nur sie. Schön-Babette hatte alles aus meinem Herzen verdrängt. Schön-Babettchen war für mich die Sonne, der Frühling!

Wir hatten noch nie ein Wort miteinander gewechselt, wir trafen uns nur in der Kirche, erröteten aber beide, so oft wir uns sahen, sie wendete den Kopf weg, und ich schloß daraus, daß sie mich nicht leiden mochte.

Jetzt hielt sie am Weg inne, die Waschfrauen am Ufer hatten sie gegrüßt, und nun plauderte sie einige Augenblicke mit ihnen. Ihr silbernes Lachen, das sich mit der gewaltigen Stimme des Flusses mischte, drang bis zu mir. Dann sah ich, wie sie sich herabbückte, um mit der Hand ein wenig Wasser zu schöpfen, aber die Böschung war steil, Babette glitt aus, sie hielt sich an den Gräsern ...

Da faßte mich ein jäher Schreck, ich sprang auf und war im Nu an ihrer Seite; verflogen waren Scham und Scheu; sie stand schon wieder fest und erschrak ein wenig, als sie mich so plötzlich auftauchen sah, dann lächelte sie mich an. Und ich, auf die Gefahr hin, in den Fluß zu stürzen, bückte mich und schöpfte mit der Rechten Wasser, preßte die Finger fest zusammen und hielt nun diesen eigenartigen Becher Babettchen hin.

Die Waschfrauen lachten, Babette war verwirrt, schlug die Augen nieder und zögerte, anzunehmen, und als sie sich endlich entschloß, ihre Lippen sachte an meine Fingerspitzen zu legen, war die Hand leer; wie fest ich auch die Finger aneinandergepreßt hatte, das Wasser war doch durchgesickert! Nun brach sie in helles Lachen aus, und ich stand beschämt.

Nein, auslachen sollte sie mich nicht. Ich beugte mich nochmals hinab und schöpfte jetzt mit beiden Händen, die ich mit Wasser gefüllt rasch an Babettchens Lippen führte. Sie trank, und die warme Berührung ihres Mundes strömte mir durch Hand und Arm, bis in die Brust, durchglühte mein Herz.

Da plötzlich tauchte ein Schatten auf, ich wandte mich um und sah Onkel Lasar. Er stand nur wenige Schritte von uns entfernt und sah ernst aus, ja, mir war's, als läse ich in seinen Augen Vorwürfe, so daß ich nahe daran war, in Tränen auszubrechen.

(Schluß folgt.)

Verantwortlich für die Redaktion: Frau Klara Zetkin (Zundel), Wilhelmshöhe, Post Degerloch bei Stuttgart.
Druck und Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G.m.b.H. in Stuttgart.

# Für unsere Mütter und Hausfrauen

Nr. 16 ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ Beilage zur Gleichheit ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ 1917

**Inhaltsverzeichnis:** Sang der Granaten. Gedicht von Karl Bröger. — Bevölkerungsfrage, Sozialfürsorge und Gesellschaftsbiologie. II. Von Dr. C. Notter. — Die geänderte Sommerzeit. Von s. k. — Die Frau in öffentlichen Ämtern. — Feuilleton: Der Frühling. Von Emile Zola. (Schluß.)

## Sang der Granaten.

Eiserne Vögel des Krieges stoßen wir aus der Luft.
Unsern Aufgang umwittert Gefahr, unsern Niedergang Gruft.

Unsichtbare Schwingen dicht an den Leib geklappt,
Stählerne Fänge zu tödlichem Griff gekappt,
Lassen wir uns auf Menschen und Dinge schmetternd nieder
Und entspreiten das hundertzackige Stahlgefieder.
Fliegen wir dann von der bebenden Erde wieder auf,
Wirft unser Flügelschlag Bäume und Häuser zuhauf.
Alle Stille erstirbt, jeder sanfte Klang
Vor unserm erderschütternden Donnergesang.
Immer, ob wir schwirren aus Ost oder West, aus Süd oder Nord,
Heult vor uns her das grausige Lied vom Mord.

Raubvögel des Todes stürzen wir aus der Luft.
Unsern Aufgang umwittert Gefahr, unsern Niedergang Gruft.

Karl Bröger.

○ ○ ○

## Bevölkerungsfrage, Sozialfürsorge und Gesellschaftsbiologie.

Von Dr. C. Notter.

II.

Eine Fortsetzung dieser Gedankengänge findet sich in der erstgenannten Arbeit. Sie stellt sich als eine Besinnung über die rassen- und gesellschaftsbiologischen Lehren des Krieges dar. Die Lehren des Krieges gipfeln danach in drei wichtigen Erfahrungen. In den unerwartet hohen Beweisen für die physische und psychische Gesundheit unserer im Felde stehenden Truppen; in dem Zutagetreten blutdürstiger, ja sadistischer Instinkte; in der unerwarteten Leichtigkeit, mit der bisher von unserem Volke die Kriegskosten bestritten und die Ausscheidung der Millionen vollwertiger männlicher Arbeitskräfte aus dem Erwerbsleben ertragen wurde.

Daraus ergebe sich als Gesamterkenntnis folgendes. Die Kulturvölker des Westens seien durch einige Jahrhunderte der Zivilisation in ihrer Naturveranlagung nur minimal oder gar nicht verändert worden. Sie setzen sich ihrer vererbten konstitutionellen Art nach zusammen aus einer größeren Hälfte, die die volle Kraft und die ganze angeborene Roheit zeige, mit der unsere vorgeschichtlichen Vorfahren in das Zeitalter der Geschichte eingetreten seien, und einer kleineren Hälfte Degenerierter, die der Volkskörper infolge der durch die Zivilisation bewirkten Milderung der Auslese mitschleppe.

Und diese Kriegserfahrungen seien ausschlaggebend in dem abstammungswissenschaftlichen Streit zwischen dem Neulamarckismus und dem Darwinismus. Der Neulamarckismus stelle an die Spitze seines Erklärungsversuchs der Anpassungserscheinungen die Vererbung erworbener Eigenschaften und vor allem den organbildenden und umändernden Einfluß von Gebrauch und Nichtgebrauch der Organe. Der Darwinismus hingegen bestreite mit Weismann diese Vererbung. Das Höhlenleben und Unter-der-Erde-Leben ist seit undenklicher Zeit nicht mehr geübt worden, und trotzdem sei diese Lebensweise so gut ertragen worden, als ob sie nie außer Übung gewesen wäre. Ebenso habe die Ungebrauchtheit der blutdürstig-sadistischen Instinkte durch Generationen hindurch nicht, wie man nach dem Lamarckismus erwarten sollte, eine merkliche Schwächung in der Keimanlage bewirkt. In unverminderter Stärke seien sie latent, schlummernd vorhanden und warten nur auf eine Gelegenheit zum Losbrechen!

Also bestätige der Krieg in schlagendster Weise die Richtigkeit der darwinistischen Auffassung. Ins Praktische übertragen heiße das: Der Lamarckismus hat unrecht, der die Aufgabe der Rassenhygiene der Verbesserung durch Propagierung der Individualhygiene (Hebung der Volksernährung, der Wohnungsverhältnisse usw.) zu lösen versucht. Der Darwinismus hat recht, wenn er nur die generative Auslese gelten lassen will, das heißt die Auslese nach der vererbten, angeborenen konstitutionellen Tüchtigkeit, wenn er als Mittel der Rassenhygiene nur die Förderung der Fortpflanzung tauglicher und hochwertiger Individuen in Betracht zieht und die Einschränkung oder Unterbindung der Vermehrung minderwertiger Individuen. Der Individualhygiene kommt nur eine untergeordnete Bedeutung zu, und sie ist zu bekämpfen, wo sie aus übelangebrachter Humanität den Minderwertigen die Fortpflanzung erleichtert. So gute Seiten sie auch haben mag, darf sie nie mit den Forderungen der generativen Auslese in Konflikt kommen. Es ist eines der schlimmsten Vorurteile des großen Publikums, die Individualhygiene mit der Rassenhygiene gleichzustellen und zu verwechseln.

Die Verschärfung der Fortpflanzungsauslese sei deshalb so vordringlich, weil die Kulturentwicklung sie ungünstig beeinflußt habe. Und zwar durch Verschiebung der gesellschaftlichen Umwelt menschlichen Lebens mit wachsendem Industrialismus, durch Verseuchung des Volkskörpers mit den Keimgiften Alkohol und Syphilis, durch Ausbildung von Hygiene und Humanität und vor allem durch die Unterbindung der männlichen Auslese durch die Institution der Monogamie für die Fortpflanzung. Gerade die Monogamie mache die Kontraselektion (Gegenauslese) des Krieges um so gewichtiger, die sich ausschließlich unter der männlichen Bevölkerung vollziehe. Den hochwertigen Übriggebliebenen werde es dadurch verwehrt, die Funktion der Gefallenen für die Fortpflanzung zu übernehmen, an deren Stelle die Minderwertigen und Entarteten rücken könnten.

Nachdem sich der Verfasser noch über den Geburtenrückgang und das Gesetz der Bevölkerungsdichte ausgesprochen hat, meint er, daß im Kriege die Bevölkerung unter Normaldichte gesunken sei. Dadurch hätten sich die durchschnittlichen Selbsterhaltungs- und Fortpflanzungschancen bedeutend verbessert. Infolge der wirtschaftlichen Erleichterung stehe zu erwarten, daß der Geburtenrückgang nach dem Kriege von einer gegensätzlichen Bewegung abgelöst werde, bis die Normalbevölkerungsdichtigkeit wieder erreicht sei.

Nur eine Frage dränge sich noch auf: Die deutsche soziale Oberschicht sei doch auch ihrer vererbten Konstitution nach eine Oberschicht von überdurchschnittlicher Naturveranlagung. Welches Mittel verbürge ihr nun eine gleiche Heilung von Kriegsschäden, wie sie für seine Unterschicht schon fast als gewährleistet angesehen werden darf?

○ ○ ○

## Die geänderte Sommerzeit.

Als voriges Jahr die Frage der geänderten „Sommerzeit" erörtert wurde, fand als Zweck der Neuerung an erster Stelle: besserer Ausnützung des Tageslichts, Ersparnis an Heizstoffen und Gegen-

nissen für Beleuchtung. Die Abänderung der Sommerzeit, über die bis dahin nur theoretisch geredet worden war, wurde greifbare Wirklichkeit — als Kriegsmaßnahme. Der Mangel an Arbeitskräften, an Kohle und Öl nötigte wohl auch die zuständigen Behörden zu dem immerhin auffallenden Schritt einer künstlichen Zeiteinteilung, die die natürlichen Verhältnisse ignorierte. Anfänglich wurde viel über die neue Sommerzeit gespottet, die große Masse der Bevölkerung hat sich aber, dem Zwange gehorchend, mit ihr als Kriegsmaßnahme abgefunden. Nichtsdestoweniger empfand man es als eine wahre Erleichterung, als mit dem 1. September die Uhren wieder um eine Stunde zurückgestellt wurden.

Manche mochten der Meinung gewesen sein, daß die geänderte Sommerzeit in der Hauptsache darauf hinauslaufe, zu einem um eine Stunde früheren Aufstehen zu veranlassen, so daß man auch um eine Stunde früher mit der Arbeit beginnen, dafür aber abends eine Stunde früher mit ihr aufhören und schlafen gehen könne. Diese Meinung war ein schwerer Irrtum. So einfach liegt die Sache ganz und gar nicht. Zugegeben, daß nicht unter allen Umständen der frühere Arbeitsbeginn Gesundheitsschädigungen bedeuten muß. Der sommerliche frühe Tagesbeginn ist ein Naturgeschehen, das auch auf den Menschen und sein Schlafbedürfnis einwirkt. Trotzdem jedoch stellen sich bei dem sehr frühen Arbeitsbeginn für breite Arbeiterschichten Mißstände heraus, die wir keinesfalls als Dauererscheinungen ruhig und widerspruchslos hinnehmen dürfen.

Laut ist das Lob der neueingeführten „Sommerzeit" gesungen worden. Man hat die Arbeiter der Großstädte dazu beglückwünscht, daß sie nun Gelegenheit hätten, der Steinwüste eine Stunde mehr zu entfliehen und die Brust in der freien Natur, in frischer Luft zu baden. „Wenn man's so hört, so könnt es leidlich scheinen!" Man müßte für die „Sommerzeit" als Dauererscheinung eintreten. Aber in Wirklichkeit liegen die Verhältnisse doch anders, als die Lobredner der Neuerung wähnen.

Je mehr Menschen der Krieg in der Rüstungsindustrie und den damit zusammenhängenden Hilfsgewerben in seinen Dienst spannte, je größer die Anforderungen des Heeres an Munition und sonstigen Bedürfnissen wurden, desto länger und desto intensiver mußte gearbeitet werden. Die Tarifverträge waren gegen diese Forderungen dünne Zwirnsfäden, die durchaus nicht verhinderten, daß die festgelegten Arbeitszeiten erheblich überschritten wurden. Der Arbeitstag, der vordem recht oft 9 Stunden betrug, wurde auf 10, 12, 14, 16, ja noch mehr Stunden ausgedehnt. In vielen Betrieben kam Schichtwechsel zur Einführung, den man dort früher nicht gekannt hatte. Wo man in drei Schichten schaffte, war es dem Arbeiter wohl jede dritte Woche einmal möglich, sich einige Stunden in der freien Natur zu ergehen. Allein es gibt auch viele Betriebe mit nur zwei Schichten Arbeitskräften. Hier muß jede Schicht 11 und 12 Stunden tätig sein, dazu kommt oft noch für Großstadtarbeiter eine lange Eisenbahnfahrt in „drangvoll fürchterlicher Enge". Wo die Dinge so liegen, da kann niemand ernsthaft behaupten, daß die betreffenden Arbeiter und Arbeiterinnen einen Vorteil von der abgeänderten Sommerzeit hätten. Nach einer zwölfstündigen Arbeitsleistung, verbunden mit mehrstündiger Eisenbahnfahrt, ist Mann wie Frau viel zu erschöpft und abgespannt, um sich noch im Freien zu bewegen. Arbeiten und Schlafen, wieder Arbeiten und Schlafen, darin hat sich das Leben vieler tausender Arbeiter und Arbeiterinnen während der letzten „Sommerzeit" erschöpft. Heuer wird genau dasselbe der Fall sein. Die Tatsache ist fürwahr nicht dazu angetan, die neue Sommerzeit als Dauereinrichtung zu erstreben.

Besonders schwere Schäden der „Sommerzeit" ergeben sich für die Arbeiterschaft in den Industriebezirken, wo von jeher zahlreiche Arbeiterinnen beschäftigt wurden, wie in der Textilindustrie. Der Vorstand des Deutschen Textilarbeiterverbandes hat über die Wirkung der „Sommerzeit" auf die Arbeiterschaft eine Umfrage veranlaßt. Von 60000 Mitgliedern haben sich rund 47000 gegen die Neuerung ausgesprochen. Aus der großen Zahl der Antworten seien nur zwei angeführt. Die Ortsverwaltung von Göppingen äußerte sich wie folgt:

„Wir wünschen nicht die Beibehaltung der Sommerzeit, und zwar aus folgenden Gründen: Die Mehrzahl der Arbeiter und Arbeiterinnen wohnt nicht am Orte der Beschäftigung. Hierdurch sind diese gezwungen, des Morgens aufzustehen, wenn es noch dunkel ist; sie müssen Licht anzünden, an dem doch gespart werden soll. Da Petroleum nicht zu haben ist, Gas in den Wohnungen auf dem Lande nicht gebräuchlich, da die Einrichtungen dazu fehlen, so sind die Arbeiter nur auf teures Kerzenlicht angewiesen. Muß die Unternehmer am Licht sparen, müssen diese Arbeiter wieder doppelt ausgeben.

Da Mann und Frau einer Beschäftigung nachgehen, um den Unterhalt ihrer Familie bestreiten zu können, müssen die Kinder früher aus dem Schlafe geweckt werden als sonst. Des Abends kommen die Kinder auch nicht früher ins Bett, die meisten müssen sogar, wenn Vater und Mutter heimkommt, noch bis zum Dunkelwerden den Acker oder den Garten bestellen helfen. Dies muß also auf die Gesundheit der Kinder sehr nachteilig wirken. Aus demselben Grunde, aus dem die Kinder um eine Stunde Schlaf kommen, kommen auch die Erwachsenen um eine Stunde Erholung. Entweder müssen sie eine Stunde länger im Betrieb schaffen, oder sie rackern sich zu Hause noch mühsam ab, um aus ihrem Stückchen Erde, was sie besitzen, soviel als möglich herauszuwirtschaften. Andere haben, da jetzt die Verpflanzung der Arbeiter nach weiter entlegenen Orten schon stattgefunden hat, ein oder zwei Stunden länger auf der Bahn zu liegen. Rechnet man noch die vielen Arbeiter und Arbeiterinnen hinzu, die keine Bahnverbindung haben, die aber ein bis eineinhalb Stunden, sogar bis zwei Stunden morgens und abends zurücklegen müssen, so springt für die Arbeiterschaft, wenigstens für unseren Bezirk, kein Vorteil heraus, sondern das gerade Gegenteil, Ausnützung der Arbeitskraft bis zum Tezet. Aus den angeführten Gründen wünschen wir, daß die Abschaffung der Sommerzeit nicht erst nach dem Kriege — von dem wir ja gar nicht wissen, wie lange er noch dauert — gefordert wird, sondern schon jetzt."

Die Arbeiterausschüsse der Mitgliedschaft Gera kommen zu folgendem Schluß:

„Sämtliche Ausschußmitglieder erklären sich gegen die Einführung der Sommerzeit, sowohl während wie nach dem Kriege. Eine große Anzahl unserer Textilarbeiter und -arbeiterinnen wohnt außerhalb der Stadt. Dieselben legen zum Teil ihren Weg zur Arbeitsstätte und wieder nach Hause mit der Eisenbahn zurück; das hat aber infolge der wenigen Züge, welche jetzt verkehren — oft noch mit großer Verspätung —, auch seine besonderen Schwierigkeiten. Ein anderer Teil ist gezwungen, den Weg von einer Stunde und noch länger zu Fuß zu machen. Die Arbeitszeit beginnt in den Betrieben ausnahmslos früh 6 Uhr. Zieht man in Betracht, daß ein großer Teil der Arbeiterinnen verheiratet ist, also neben der Arbeit in der Fabrik noch den Hausstand und ihre Familie versorgen müssen, so kann man es verstehen, wenn in diesen Kreisen nicht die geringste Sympathie für die Einführung der Sommerzeit besteht. Die Abneigung gegen die Sommerzeit besteht aber nicht nur bei unseren Kollegen und Kolleginnen, die auf dem Lande wohnen, sondern auch bei denen in der Stadt. Auch hier sind es in erster Linie die Frauen, welche neben ihrer Arbeit in der Fabrik noch den Hausstand und Kinder zu versorgen haben. Auch die Kinder müssen eine Stunde früher aus dem Schlafe gerüttelt werden. Nun könnte ja angeführt werden, daß abends eine Stunde früher das Bett aufgesucht werden kann. Das Gegenteil ist aber der Fall; je länger und heißer die Tage im Sommer sind, desto später wird das Bett aufgesucht. Es kommt aber gerade jetzt während der Kriegszeit noch eine andere sehr wichtige Frage hinzu, welche gegen die Einführung der Sommerzeit spricht, das ist die Ernährungsfrage. Es steht unzweifelhaft fest, daß, je früher der Mensch aufstehen muß und arbeiten, desto mehr braucht er auch an Nahrungsmitteln. Da wohl in absehbarer Zeit eine Mehrzuwendung von Nahrungsmitteln an die Bevölkerung nicht eintreten wird (jetzt ist eine Herabsetzung der Rationen erfolgt), möchten wir ersuchen, allen unseren Einfluß gegen die Einführung der Sommerzeit geltend zu machen, denn der arbeitenden Bevölkerung ist mit derselben nicht gedient."

Wir gaben die Meinung der Arbeiterschaft aus zwei Gegenden wieder, die räumlich weit voneinander liegen — Württemberg und Mitteldeutschland. Beide Gutachten kommen trotzdem fast zu demselben Schluß. Ähnliche Klagen, wie die mitgeteilten, werden überall erhoben, wo die Frauen in großer Zahl mit erwerbstätig sein müssen.

Unserer Kenntnis entzieht sich vorläufig, ob das Ziel erreicht worden ist, das man sich bei Einführung der Sommerzeit gesteckt hat: nämlich 100 Millionen Mark an Heiz- und Beleuchtungsmaterial zu sparen. Aber selbst, wenn dem so wäre, stehen doch auf der anderen Seite so schwere Schädigungen der Arbeiterschaft, insbesondere der proletarischen Frauen und Kinder, daß die ersparten 100 Millionen Mark ein recht teures Danaergeschenk bedeuten. Seit bekannt geworden ist, welch ungeheuren Menschenverlust der Krieg mit sich bringt, wird viel darüber geredet und geschrieben, wie die gerissenen Lücken durch eine gesunde Bevölkerungspolitik wieder aufgefüllt werden könnten. Das Problem ist ernst! Der Reichstag hat zum Studium der Frage eine Kommission eingesetzt. Es muß erklärt werden, daß die eingeführte „Sommerzeit" nach unseren Erfahrungen das gerade Gegenteil einer vernünftigen Bevölkerungspolitik darstellt. Sie darf nicht zur Dauereinrichtung werden. Der Versuch dazu müßte den schärfsten Widerstand der Arbeiterklasse hervorrufen.

a. k.

## Die Frau in öffentlichen Aemtern.

**Erfolgreiche kommunale Mitarbeit der Frau in der Stadt Köln.** Ein Gebiet gemeindlicher Fürsorge, auf dem die Mitarbeit der Frauen besonders not tut, ist die Armenpflege. Die Zahl der Armenpflegerinnen ist im allgemeinen noch sehr gering. Einflußreiche Männer in Stadtverwaltungen und Stadtvertretungen dämmten und dämmen noch das Eindringen der Frauen in die Armenpflege zurück. Häufig geben sie für ihre Stellungnahme die Begründung, es fehle den Frauen die kühl abwägende Urteilsfähigkeit, die bei der Prüfung der Verhältnisse der Unterstützungsuchenden notwendig sei. Die Frauen ließen sich bei der Gewährung von Hilfe zu sehr von ihrem weichen Herzen leiten. Während des Krieges, wo der Mangel an Armenpflegern eine verstärkte Heranziehung der Frauen notwendig gemacht hat, ist der Befähigungsnachweis der Frauen auch für die Armenpflege erbracht worden. Die Stadt Köln hat daraus die Folgerung gezogen, die Mitarbeit der Frauen in der Armenpflege stark zu erweitern. Frauen werden nun nicht nur als Armenpflegerinnen zugelassen, wie schon seit Jahren, sondern auch als Armenbezirksvorsteherinnen, in welcher Stellung ihnen ein ganzer Stab von Armenpflegern und Armenpflegerinnen untersteht. In dem „Armenkreis", zu dem eine Anzahl Armenbezirke zusammengefaßt sind, können Frauen zwar noch nicht Vorsitzende, aber doch stellvertretende Vorsitzende werden. In der Stadtverordnetenversammlung begründete der klerikale Bürgermeister Dr. Loehe die Neuerung mit den Worten: „Sie mögen daraus ersehen, daß wir die Mitarbeit der Frau, die sich durch ihre Tätigkeit auf den verschiedensten Gebieten des öffentlichen Lebens, besonders in dieser Kriegszeit in ganz hervorragendem Maße bewährt hat, gerade in der Armenpflege voll und ganz zu werten wissen." Auch der liberale Sprecher v. Recklinghausen erkannte an: „Einen bedeutenden Fortschritt sehen wir darin, daß die Frauen mehr als bisher Gelegenheit haben sollen, in der Armenpflege sich zu betätigen."

Sowohl in der Lebensmittelkommission wie in der Küchenkommission der Stadt Köln sind seit längerer Zeit Frauen, auch Genossinnen, eifrig tätig. Nun sind auch Helferinnen für die Preisprüfungsstelle eingestellt worden. Diese Frauen haben vor allem die Aufgabe, der städtischen Preisprüfungsstelle und der städtischen Polizei im Ermittlungsdienst gegen die Übertretung von Kriegsverordnungen zur Seite zu stehen. Die Helferinnen bewähren sich so gut, daß die Stadt ihre Zahl erheblich vermehren und dafür die männlichen Polizeibeamten vermindern wird. Es hat sich gezeigt, daß die Frauen diesen speziellen Dienst nicht nur mit größerem Eifer versehen als die Männer, sondern daß sie infolge ihrer hauswirtschaftlichen Schulung und ihrer Erfahrungen als Käuferinnen für den Ermittlungsdienst bessere Vorkenntnisse mitbringen als jene. W. S.

## Feuilleton

### Der Frühling.

Von Emile Zola. (Schluß.)

Babette war heftig erschrocken, sie errötete über und über und stotterte: „Schönen Dank, Herr Hans!" und eilte davon wie ein flüchtiges Reh.

Ich trocknete mir mechanisch die Hände an meinem Taschentuch und stand verlegen, unbeweglich vor meinem Oheim.

Der würdige Mann hatte die Arme gekreuzt und sah mit einem langen Blick Babettchen nach, die den Fußpfad hinaufflog, ohne sich umzusehen. Endlich, als sie hinter der letzten Hecke verschwunden war, wandte sich sein Blick mir zu, und ich sah auf seinem milden Gesicht ein trauriges Lächeln.

„Komm, Hans," sagte er, „wir wollen in den großen Laubgang gehen, das Frühstück ist noch nicht bereit, wir haben noch eine halbe Stunde vor uns."

Er wandte sich langsam zum Gehen, sein Brevier trug er in der Hand, aber er las nicht, gesenkten Hauptes schritt er gedankenvoll vorwärts.

Sein Schweigen beunruhigte mich, er war doch sonst so gesprächig! Und mit jedem Schritt wuchs meine Angst zu. Gott! er hatte sicherlich gesehen, wie ich Babettchen zu trinken gab! Er sah, wie das Mädchen lachend und errötend aus meiner Hand nippte, wie ich mich erglühend über sie beugte!

Das hatte der Onkel gesehen! Schrecklich! Jetzt erschien mir meine Kühnheit selber ungeheuerlich, und ich begriff nicht, wie ich so etwas wagen konnte!

Onkel Lasar schritt noch immer wortlos vor mir her und schenkte den alten Bäumen, die er so sehr liebte, heute keinen einzigen Blick! O Gott! Wie mußte er grämen! Gewiß bereitete er eine furchtbare Strafpredigt vor und führte mich nur so weit hinaus, um ungestörter zu sein! Du lieber Himmel, wenn der Onkel ins Predigen geriet, dann vergaß er Frühstück und alles! Bis wir zurückkommen, ist das Essen kalt, und dann wird er mich in die Studierstube bannen, zu seinen alten Folianten, ach, und ich sehnte mich an mein verstecktes Plätzchen unter den Weiden zurück, um ungestört an Babettchen, an ihre warmen Lippen, die meine Fingerspitzen berührt hatten, denken zu können.

Endlich waren wir in Onkels Lieblingslaubgang. Mächtige uralte Eichen streckten sich empor und wölbten sich oben zum Dome. Unten breitete sich ein raschelnder Blätterteppich aus, über den die Sonnenlichter tanzten.

Onkel Lasar durchschritt die Allee gleichmäßigen Schrittes, ohne ein Wort zu sprechen, und erst am Ausgang blieb er stehen — der gefürchtete Augenblick war gekommen!

Der Boden bildete hier eine Erhöhung, so daß wir gleichsam wie von einer Terrasse das ganze Land überschauen konnten.

Es war ein entzückendes Bild.

Meilenweit dehnten sich die grünwogenden Felder und Wiesen, dazwischen schlängelte sich das gleißende Band der Durance, und vom Himmel fiel ein goldener Strahlenregen nieder. Das bleiche Silber der frühen Morgensonne hatte sich in purpurnes Gold verwandelt, und nun leuchtete, glitzerte, blinkte, blitzte das ganze Tal, die Höhen schienen zu brennen, der ganze Horizont war in ein Lichtmeer getaucht.

Einen Augenblick noch schaute Onkel Lasar schweigend in die Landschaft, dann wandte er sich zu mir.

„Ach Gott, jetzt kommt die Predigt," dachte ich und senkte das Haupt.

Aber mein Onkel wies mit einer Handbewegung auf das lachende, leuchtende Tal und sprach: „Sieh, Hans, das ist der Frühling! Die ganze verjüngte Erde freut sich, und ich habe dich hier herausgeführt, um dir diese wonnevolle Jahreszeit in ihrem schönsten Kleide zu zeigen.

„Schau, welch ein Glanz, welche Pracht; fühle den warmen Hauch, der vom Boden wie ein Lebensodem aufsteigt und uns erquickt!"

Der Onkel schwieg, in den Anblick der Landschaft versunken, und ich atmete erfreut auf: es gab also keine Strafpredigt!

„Es ist ein schöner Frühlingsmorgen," fuhr er nach einer Pause fort, „ein Jugendmorgen. Deine achtzehn Lebensjahre passen so recht zu diesem Frühlingsgrün, das kaum achtzehn Tage alt ist. Hier ist alles Glanz und Duft. Nicht wahr, dieses weite Tal erscheint dir als der wonnigste Ort, denn der Fluß ist ja nur hier, um dir Kühlung zuzuführen, die Bäume spenden dir ihren Schatten, von den Feldern strömen dir zärtliche Düfte entgegen, die dir die Brust weiten, ja, in dem Feuerregen, der vom Himmel niederrieselt, spricht der Frühling zu dir, und er ist's, der die Knaben lehrt, den durstigen Mädchen das Wasser mit der hohlen Hand zu schöpfen — — —"

Ich senkte erschrocken den Kopf. O weh, nun hatte es der Onkel doch gesehen.

„Dich beseligt, berauscht der Frühling," fuhr der Onkel fort, „aber erst in meinem Alter versteht man's, ihn im richtigen Maße zu schätzen, und weiß, was man von ihm zu halten, zu erwarten hat. Auch ich liebe die Durance, mein guter Hans; ich liebe sie, weil sie diese Wiesen bewässert, weil sie die Lebensspenderin unseres ganzen Tales ist; ich liebe dieses junge Laub, diese Blüten, weil sie mir künftige Früchte, die der Sommer, der Herbst uns bringen wird, verkünden, ich liebe den strahlenden Himmel, weil seine Wärme die Fruchtbarkeit unseres Bodens erhöht und alles zur Reife bringt. — Sieh, Kind, ich habe dich herausgeführt, damit der Frühling selbst dein Lehrmeister werde. Die Erde ist eine ungeheure Werkstätte, in der nie gefeiert wird. Sieh diese Blume zu deinen Füßen, für dich ist sie nur Duft und Farbenschmelz, ich aber sehe an ihr die nie rastende Arbeit; die Aufgabe ihres Lebens ist, ein kleines schwarzes Samenkörnchen heranzubringen, das seinerseits im nächsten Frühling weiterarbeiten wird. Und nun schaue um dich, alles ist Leben, ist Arbeit. Hörst du den lauten Chor der nie rastenden, ewig schaffenden Natur? Alles: Blätter, Blumen, Gräser, Bäume, alles eilt und treibt und wächst ohne Unterlaß im ehernen Werkstattkleide; das lebendige Wasser des Flusses hilft mit, und die junge Sonne, die am Himmel aufsteigt, ist auch nicht müßig bei der allgemeinen ewigen unermüdlichen Arbeit der Natur!"

Mein Onkel legte mir bei diesen Worten die Hand sanft auf die Schulter und sprach eindringlich: „Du verstehst, Hans, was der Frühling zu dir spricht, er ist die Jugend, allein die Jugend ist nur eine Vorbereitung für die Reife. Der Sommer wird kraftstrotzend, der Herbst fruchtbar werden, denn siehe, Hans, der Frühling ist tätig, er schafft und arbeitet ohne Unterlaß, und sein helles Lächeln, das dich so sehr entzückt, ist nur die Heiterkeit, die Freude, die die Arbeit gibt."

Ich war recht verdutzt. O weh, nun lief die Geschichte doch auf eine Strafpredigt hinaus, und der Onkel hielt mir meine Faulheit vor und meinte wohl, daß es Zeit wäre, endlich ernstlich an die Arbeit zu gehen.

Aber Onkel Lasar schien plötzlich nicht weniger verlegen als ich, er zögerte fortzufahren und stotterte, als er endlich aufs neue begann: „Hans, mein Junge, schau, es war nicht recht von dir, daß du mir nicht alles ehrlich gestandest ... daß du Babetten liebst und sie dich, wie mir das gute Kind selbst bekannt hat ..."

Weiter kam er nicht, denn ich war ihm um den Hals gefallen.

„Onkel, ist's möglich, Babette liebt mich?" rief ich aus. „Ach, ich hätte es ja nie gewagt, sie selbst zu fragen, ihr von meinen Gefühlen zu reden, ja, hab' ich doch überhaupt mit ihr noch kein Sterbenswörtchen gewechselt, und nun hat sie dir gestanden, daß sie mich liebt! In der Beichte wohl hat sie dir's gesagt? Onkel, lieber, lieber Onkel, ist's denn möglich, sie liebt mich!?"

Der gute Onkel wurde ganz rot, er erkannte, daß er zu weit gegangen und sein Manöver ungeschickt gewesen war, er hatte wohl vermutet, daß ich mit Babetten vertrauter sei, und nun hatte er in der Falle, die er mir stellte, sich selbst gefangen! Er schwieg verdutzt, während ich unendlich beredt wurde.

„Ja, Onkel," sagte ich, „du hast recht, ich muß fleißig sein, muß arbeiten, um Babette zu verdienen! Du sollst sehen, Onkel, wie tapfer ich mich halten werde. O, wie wohlgesprochen hast du, lieber guter Onkel, und ich verstehe nun auch, was der Frühling zu mir spricht, auch ich wünsche mir einen kraftvollen Sommer, einen fruchtbaren Herbst.... O, wie schön ist's hier, ich überschaue das ganze herrliche Tal, das in Frühlingsschöne prangt. Und ich fühle den Frühling in mir, fühle Kraft und Mut zu arbeiten, zu schaffen."

Onkel Lasar legte mir beruhigend die Hand auf die Schulter, ich hatte voll Enthusiasmus gesprochen und glühte vor innerer Erregung.

„'s ist gut, Hans," sagte er, „ich habe zwar gehofft, einen Priester aus dir zu machen, und in diesem Sinne hatte ich deinen Unterricht geleitet. Es war mein liebster Traum, aber — was ich heute gesehen, erfahren habe, zwingt mich, ihm zu entsagen — es sollte wohl nicht sein — nun, Hans, du wirst dem lieben Gott auf andere Weise dienen.... Aber nun ist deines Bleibens nicht länger mehr in unserem Dörfchen, und ich wünsche, daß du hierher erst zurückkehrst, bis Zeit und Arbeit dich gereift haben. Ich werde dich nach Grenoble senden, wo einer meiner Freunde eine Buchdruckerei besitzt, bei ihm sollst du sein edles Handwerk lernen."

„Und wenn ich ausgelernt habe und wiederkomme, darf ich Babette heiraten?" fragte ich ängstlich.

Der Onkel lächelte kaum merklich und antwortete ausweichend: „Jetzt gehe an die Arbeit, das übrige liegt in der Hand der Vorsehung."

„Für mich bist du stets die Vorsehung gewesen, Onkel Lasar," sagte ich, „und ich vertraue deiner Güte. Wenn mich nur Babette nicht vergißt, will ich gern und freudig arbeiten. Nicht wahr, Onkel, du wirst dafür sorgen, daß sie mich nicht vergißt?"

Da wies der würdige Mann noch einmal nach dem Tale, das die Lichtflut immer goldiger und wärmer überströmte, und sprach: „Das ist die Hoffnung, Hans, vergiß meine Predigt, vergiß, was das Alter sprach, und werde nicht vor der Zeit alt. Gleiche dem jungen Lenze, der nicht nach dem Herbste fragt. Heiter und mutig verrichtet er seine Arbeit, er ist ganz Lächeln, ganz Freude, denn — er hofft."

Wir schlugen den Heimweg ein, langsam schritten wir über den raschelnden Blätterteppich und sprachen bewegt von unserer bevorstehenden Trennung.

Als wir im Pfarrhause anlangten, war das Frühstück wirklich kalt geworden, aber ich machte mir nichts daraus, ich konnte ohnedies keinen Bissen hinunterbringen, die Tränen traten mir in die Augen, so oft ich den guten Onkel ansah, und wenn ich gar an Babetten dachte, klopfte mir das Herz bis zum Halse.

Morgen sollte ich abreisen, aber der heutige Tag war noch mein. Ich ging hinaus, um vom Flusse, um von meinem Lieblingsplätzchen Abschied zu nehmen. Ich warf mich unter den alten Weiden ins Gras und begann mit offenen Augen von der Zukunft zu träumen. Es sollte ein Leben voll Arbeit werden, Babette und dem Onkel zur Seite, o der unendlichen Seligkeit! Und wie ich trunken vor Hoffnung und Glück mein Gesicht ins Gras drückte, war mir's, als hörte ich leise den Pulsschlag der arbeitenden, nie rastenden Natur, mir war's, als strömte ihre Lebenskraft in meine Adern über; ich preßte mich kraftvoll an die Brust der Mutter Erde und fühlte mich ganz eins mit ihr, ihr entsprossen, ihr Kind, wie die Bäume, die Pflanzen um mich her....

Als ich abends beim Mahle saß, konnte ich wieder nicht essen. Der Onkel, der meine Empfindungen wohl erriet, tat, als merkte er meinen Mangel an Appetit nicht. Sobald er die Tafel aufgehoben und sich in sein Studierzimmer zurückgezogen hatte, eilte ich hinaus, ich wußte, daß Babette allabendlich am Pfarrhause vorüberkam, weil sie ihre in der Nachbarschaft wohnende Muhme zu besuchen pflegte, und wollte sie nun sehen und sprechen. Meine Schüchternheit war verflogen, es war nun ganz natürlich, daß ich sie erwartete, da sie mich liebte und ich ihr meine morgige Abreise anzeigen mußte.

Ein frischer Wind schlug mir entgegen, als ich ins Freie trat, und das Rauschen des Stromes drang bis an mein Ohr. Süße, berückende Düfte stiegen vom Boden auf, und wie ein Zelt aus dunkelblauem Samt spannte sich der Himmel über das Tal, das sich in der Dämmerung uferlos wie das Meer ins Unendliche ausdehnte.

Als ich durch die klare Nacht Babettens helles Kleidchen schimmern sah, ging ich ihr mutig entgegen.

„Babette," flüsterte ich, „ich bin's."

Sie erkannte mich nicht gleich und erschrak heftig, als sie mich aber erkannte, schien sie noch verwirrter zu werden, worüber ich mich unendlich wunderte.

„Sie sind's, Herr Hans?" sagte sie, „was machen Sie hier? Was wünschen Sie?"

Ich trat nahe zu ihr heran und ergriff ihre Hand.

„Nicht wahr, Babette, du hast mich lieb?"

„Ich!" rief sie erschrocken, „wer hat Ihnen das gesagt?"

„Onkel Lasar."

Sie stand wie vom Blitze getroffen einen Augenblick da, ihre Hand zitterte in der meinen, aber nun wandte sie sich jäh und wollte enteilen, da ergriff ich auch ihre andere Hand und hielt sie fest. So standen wir eine Weile wortlos einander gegenüber; um uns her tiefstes Schweigen, die kühlen Lüftchen umfächelten uns, und von der blühenden Hecke, an der wir lehnten, stiegen Düfte auf.

„Babette, Bärbchen, antworte!" drängte ich.

„Ich weiß nicht," stammelte das Mädchen, „wie konnte der Herr Pfarrer behaupten — — er muß sich verhört haben — — ich habe nie etwas Derartiges gesagt — — bitte, lassen Sie mich — ich habe Eile."

„Nein," sagte ich, „ich habe mit dir zu reden, Babette; ich muß dir sagen, daß ich morgen fortgehe von hier, und will dich bitten, mich nicht zu vergessen und mich lieb zu behalten."

„Sie gehen morgen fort!" Erschrocken stieß es Babette hervor, ach, und es lag in dem Aufschrei so viel Trauer und Zärtlichkeit, daß mein Herz jauchzte.

„Siehst du," rief ich triumphierend, „daß Onkel Lasar recht hatte, übrigens würde er keine Lüge sagen. Aber ich wußte es auch ohne ihn, heute früh, Babettchen, haben's deine Lippen meinen Fingern ganz leise anvertraut, ich wagte nur kaum, daran zu glauben."

Wir setzten uns nun am Raine zu Füßen der blühenden Hecke, Babette horchte meinen Worten und fürchtete sich gar nicht mehr. Wir sprachen von unserer Liebe, sie gestand mir, daß sie mich immer lieb gehabt hätte und immer lieben wolle, und schwur, sie werde treu bleiben und warten, bis ich wiederkäme. Und ich versprach, nicht eher zu ruhen und zu rasten, bis ich imstande sein würde, sie zu heiraten.

So sprachen wir noch vieles und spannen Zukunftspläne ohne Ende. Hinter uns zirpte ein Grillchen, es schien uns zuzusingen: Hofft nur, Kinder, hofft! Und durch das ganze Tal ging ein Flüstern und Rauschen, es war, als ob es unserem Verlöbnis freudig zustimmte.

Wir plauderten lange noch, und als wir uns endlich trennten, vergaßen wir ganz und gar, uns zu küssen.

Als ich in mein Kämmerchen trat, das ich am Morgen verlassen hatte, war mir's, als wäre ich mindestens ein Jahr abwesend gewesen. Dieser einzige kurze Tag war wie die Ewigkeit voll Seligkeit gewesen.

Und dieser Tag war der schönste, duftigste meines Lebens, es war mein Frühling, und die Erinnerung daran ist das ganze Glück, das mir aus meiner Jugendzeit geblieben ist. — — —

Verantwortlich für die Redaktion: Frau Klara Hoffer (Zundel), Möhringshöhe, Post Degerloch bei Stuttgart.
Druck und Verlag von J. F. W. Dietz Nachf. G.m.b.H. in Stuttgart.

# Für unsere Mütter und Hausfrauen

Nr. 17 ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ Beilage zur Gleichheit ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ 1917

**Inhaltsverzeichnis:** Des Morgens. Gedicht von Friedr. Hölderlin. — Bevölkerungsfrage, Sozialfürsorge und Gesellschaftsbiologie. III. Von Dr. C. Notter. — Vom Stillen. I. Von Schwester Lydia Ruehland. — Gesetzlicher Arbeiterinnenschutz: Der Arbeiterinnenschutz vor dem Reichstag. Von F. Kl. — Feuilleton: Auf dem Ozean in der Blockadezone. Von Alexandra Kollontay.

## Des Morgens.

Vom Taue glänzt der Rasen; beweglicher
Eilt schon die wache Quelle; die Birke neigt
Ihr schwankes Haupt, und im Geblätter
Rauscht es und schimmert; und um die grauen

Gewölke streifen rötliche Flammen dort,
Verkündende, sie wallen geräuschlos auf;
Wie Fluten am Gestade wogen
Höher und höher die wandelbaren.

Komm nun, o komm und eile mir nicht zu schnell,
Du goldner Tag, zum Gipfel des Himmels fort!
Denn offner fliegt, vertrauter dir mein
Auge, du Freudiger, zu, solang du

In deiner Schöne jugendlich blickst und noch
Zu herrlich nicht, zu stolz mir geworden bist;
Du möchtest immer eilen, könnt' ich,
Göttlicher Wandrer, mit dir! — doch lächelst

Des frohen Übermütigen du, daß er
Dir gleichen möchte; segne mir lieber denn
Mein sterblich Tun und heitre wieder,
Gütiger, heute den stillen Pfad mir!

Friedrich Hölderlin.

○ ○ ○

## Bevölkerungsfrage, Sozialfürsorge und Gesellschaftsbiologie.

Von Dr. C. Notter.

### III.

Es erübrigt sich, alle die Argumente und Erfahrungen zu wiederholen, die gegen diesen Standpunkt der Ablehnung einer weitergehenden sozialen Fürsorge ins Feld geführt werden können. Wohl aber muß der Mißbrauch festgenagelt werden, der hier wieder einmal mit der Wissenschaft getrieben wird, um in ihrem Namen praktische Forderungen zu bekämpfen und andere zu erheben. Zumal, wenn es sich um eine Wissenschaft wie die von der Vererbung handelt! Denn trotz Weismann, Mendel und vieler anderer Forscher steckt diese Wissenschaft noch in den Kinderschuhen, und die Lehre von der Vererbung oder Nichtvererbung erworbener Eigenschaften ist heute noch eines der dunkelsten Kapitel der biologischen Wissenschaft, woran auch die Kriegserfahrungen nichts Wesentliches ändern werden.

Um in der Frage der Vererbung und des Eintretens der physiologisch-konstitutiven Minderwertigkeit klar zu sehen, bedürfte es einer statistischen Erfassung der von ihr Betroffenen nach der Art der Minderwertigkeit; und weiter gehörte dazu die Krankheitsgeschichte der Familie, die Todesursachen wenigstens der Eltern und Großeltern der Minderwertigen. Dann würde man aber staunen, wie ungeheuer oft die Minderwertigkeit des Organismus, die Empfänglichkeit für Krankheiten wie Tuberkulose und dergleichen keineswegs erbliches Fatum der davon Betroffenen, sondern erst durch die Ungunst der Lebensverhältnisse erworbenes Geschick ist.

Aber es ist natürlich für die Träger und Nutznießer der heutigen Wirtschaftsordnung bequem und auch das Gewissen beruhigend, die Minderwertigkeit der körperlich oder intellektuell schlecht Weggekommenen auf eine irgendwie geartete — mit oder ohne Gott vorhandene — Prädestination (Vorherbestimmung) zurückzuführen. Man will ihren ursächlichen Zusammenhang mit der Gesellschaftsordnung, diese dann für ihre Opfer verantwortlich machen.

Gegenüber dem Geschwätz, man dürfe der Auslese der Art nach den geboren Tüchtigsten nicht durch zu ausgedehnte Sozialfürsorge und Individualhygiene die Mittel entziehen oder sie gar durchkreuzen, muß dieses gesagt werden: Schafft erst einmal die vielen Ursachen körperlicher Degeneration aus der Welt, wie ungesunde Wohnungsverhältnisse, überlange Arbeitszeit, chronische Unterernährung, Kinderarbeit und Kinderausbeutung. Sorgt für genügenden Schutz der sich körperlich und geistig entwickelnden jugendlichen Arbeiter, überhaupt für genügenden Arbeiterschutz vor allem bei gesundheitsschädlichen Arbeiten. Gebt den Frauen vor und nach dem Gebären längere Schonung und ausreichendere Pflege; richtet bessere Säuglingsfürsorge ein, vor allem auch hinsichtlich der Ernährung, und wie alle die einschlägigen Forderungen heißen! Schafft wenigstens einmal in den allerwichtigsten Entwicklungsbedingungen einigermaßen Gleichheit, und dann versucht nach einigen Generationen die Frage praktisch wie theoretisch zu beantworten — immer unter Berücksichtigung der Wirkungen der Gesellschaftsordnung!

Wir sind die letzten, die sich gegen eine vernünftige, bewußte, gleichmäßig vorgenommene Auslese sträuben, wenn es sich darum handelt, die Fortpflanzung chronischer Alkoholiker, Syphilitiker, mit sonstigen schweren körperlichen und geistigen Defekten Behafteter zu unterbinden. Der Aufwand für die erblich belastete Nachkommenschaft dieser, der selbst meist das Leben zur Last gereicht, könnte von der Allgemeinheit besser angewandt werden. Aber Voraussetzung derartiger Maßnahmen ist peinlichste Untersuchung der Grundlagen des einzelnen Falles, nicht dogmatisches Drauflosreden.

Will die Rassenbiologie als ein Zweig der Wissenschaft ernst genommen werden, dann müssen sich ihre Vertreter vor allem davor hüten, mit bewußt zurechtgestutztem Material zu operieren. So mit der Behauptung, die wirtschaftliche Schwäche sei zu einem guten Teil der physiologischen Minderwertigkeit zu danken. So ist derartiges Unsinn, der sozialen Oberschicht eigne eine größere physiologische (körperlich-intellektuelle) Erbtüchtigkeit, sie sei durch Vererbung von Geburt in ihrem Organismus überlegen. Handelt es sich doch nur um die Folgen der viel günstigeren Lebensbedingungen und Entwicklungsmöglichkeiten.

Und schließlich möchten wir auch hinter die Schlußfolgerung bezüglich der blutdürstig-sadistischen Instinkte mehr als ein großes Fragezeichen setzen! Einmal: Handelt es sich dabei wirklich um Instinkte, die bei unseren prähistorischen Vorfahren in Funktion waren und jetzt wieder aus ihrer Latenz hervorgetreten sind? Oder handelt es sich nicht vielmehr um eine Erscheinung, die der Krieg, seine Erlebnisse, Notwendigkeiten und psychischen Folgen bei einer Reihe von Teilnehmern hervorgerufen hat, um eine Erscheinung, die sich dann auch durch Ansteckung und Massenpsychose weiterverbreitet hat, die aber keineswegs ein unausrottbares Erbstück früherer Vergangenheit ist? Wäre letzteres zutreffend und wäre das Verschwinden solcher Instinkte wirklich nur eine Degenerationserscheinung, hervorgerufen durch Milderung der natürlichen Auslese, dann würde der Krieg allerdings Anlaß bieten, die Frage der Kultur noch nach einer ganz anderen Richtung hin zu prüfen, als es bisher von denen geschehen ist, die im Kriege keinen kulturfördernden Entwicklungsfaktor sehen.

# Vom Stillen.

Von Schwester Lydia Rueckland.

## I.

Über den Segen der Brusternährung, über die Pflicht der Mutter, ihr Kind selbst zu stillen, ist im letzten Jahrzehnt manches schöne und kluge Wort geschrieben worden. Und das war nötig. Viel zu viele Säuglinge mußten die Mutterbrust entbehren, weil die Laune, die Eitelkeit, die Bequemlichkeit, die Mode es so wollten. Die Mutter, die ihrem Säugling ohne Not die Brust versagt, steht unterm Tier. In einer alten Schrift lesen wir: „Ist doch kein Tier so grausam, daß es seine Jungen nicht selber säuget, die unnatürliche Aufzucht kommt außer bei der Frau bei keinem Geschöpf der Natur vor." Für Hunderttausende von fronenden Müttern haben alle schönen Worte von der Stillpflicht keine Geltung, solange die heutige Gesellschaftsordnung mit ihrer Ausbeutung des Menschen durch den Menschen und ihrer ganz unzulänglichen sozialen Fürsorge für Mutter und Kind besteht, denn solange dies der Fall ist, raubt äußerer Zwang ihnen die Gelegenheit, ihrem Kinde die Brust zu reichen.

Recht viele erwerbstätige Mütter sind der Meinung, „wegen den sechs Wochen, die sie nach erfolgter Entbindung daheim bleiben können, fangen sie mit dem Stillgeschäft lieber gar nicht erst an". „Ich mache es dem Kinde gar nicht erst weis," sagte mir kürzlich eine Mutter. Das ist nicht richtig. Selbst Zwiemilchernährung, das heißt halb Brust, halb Flasche ist immer noch besser wie letztere allein.

In früheren Zeiten kannte man kaum die künstliche Ernährung, und wo sie angewandt werden mußte, wegen Erkrankung oder Tod der Mutter, war man sich über die unausbleiblichen Schäden klar. Daß durch die künstliche Ernährung die Rasse verschlechtert wurde, wußte man damals schon recht gut. Aus dem dreizehnten Jahrhundert ist uns ein Gedicht überkommen, in dem der Nachteil der Flaschenernährung scharf zum Ausdruck gebracht wird. Es erzählt von einer Königin, die nach der Entbindung krank wurde und ihren Sohn Pippin nicht stillen konnte. Pippin mußte aus „dem Horn" trinken und blieb deshalb klein. Man sorgte dafür, daß auch die ausgesetzten Kinder, die Findlinge, natürliche Nahrung erhielten. Es wurden Ammen für sie beschafft, an die Flaschenernährung dachte man im allgemeinen nicht.

Aus dem Jahre 787 wird uns berichtet, daß der Erzbischof Datheus von Mailand eine große Anstalt errichtete zur Aufnahme aller ausgesetzten Kinder, die durch Ammen gestillt wurden. Ein anderer Erzbischof, ein spanischer Priester, opferte sein Einkommen, um das Los armer verlassener Säuglinge zu verbessern, von denen er 80 in seinem Palast beherbergte und durch Ammen nähren ließ. Allmonatlich einmal fand eine Untersuchung der Kinder statt, und die Ammen, deren Schützlinge am besten gediehen waren, erhielten Stillprämien. Im Jahre 1689 wurde in Paris ein großes Findelhaus errichtet, in dem Ammen die Säuglinge nährten.

Zahlreiche Meisterwerke der Malerei aus Deutschland, Italien, Spanien, Frankreich, den Niederlanden zeigen die Madonna nicht, wie sie im Hause schaltet und waltet, nicht, wie sie dem Jesusknaben die Flasche reicht, sondern in der Erfüllung ihrer Mutterpflicht als stillendes Weib. Die gute alte Zeit! Heute werden in „besseren Familien" die Kinder aus dem Zimmer geschickt, wenn die Mutter ihres heiligen Amtes waltet und den Säugling nährt. In einem Buche aus dem achtzehnten Jahrhundert „Träume" erzählt ein Arzt, Professor Dr. Krüger, unter anderem ein Gespräch zwischen sich und einer Indianerfrau. Diese streift in seinem Traum im Lande herum, stillt aber dabei ihre beiden Kinder, von denen sie eines auf dem Rücken, eines an der Brust trägt. Er: „Warum macht Ihr Euch solche Last mit Euren Kindern? Gebt ihnen doch die Flasche wie unsere Frauen in Europa." Sie: „O! Was müssen eure Weiber für Unmenschen sein! Warum nähren sie ihr eigen Fleisch und Blut nicht selber? Ach so, ich weiß, eure Weiber haben keine Brüste!" Er: „Ach warum nicht gar — — keinen Verstand haben sie!" Sie: „Nun, wozu brauchen sie dann aber ihre Brüste?" Er: „Wozu? Zum Staatmachen!" Sie: „Ihr scherzt! Was kann man mit den Brüsten für Staat machen!! Wenn ich Staat machen will, so behänge ich mich mit Porzellanmuscheln, meine Brüste aber sind doch dazu gemacht, um meine Kinder damit zu nähren." Das war die Ansicht einer „Wilden".

Nach den Talmudvorschriften der Juden ist die Stillpflicht eine der wichtigsten für die Mutter, die, selbst dem Hungertod nahe, noch stillen soll. Was den Säuglingen am besten bekommt, war bereits in den Briefen des Petrus und Paulus zu lesen: „Es ist den kleinen Kinderlein außer der kräftigen Muttermilch keine andere Speise zu geben." Schon der heilige Ambrosius hatte gesagt: „Die Tiere nähren ihre Jungen und folgen dem Triebe der Natur, der vernünftige Mensch aber, die Mutter, erstickt ihn. Das Kind würde glücklich sein, wenn die Mutter im Zeitpunkt der Säugung ein Tier wäre." Der heilige Chrysostomus hatte die Mütter drastisch an ihre Pflichten erinnert: „Diese schämet sich, zu nähren, die sich doch nicht geschämet hat, zu gebären. Sie leihet dem ungeborenen Kinde ihr Blut, und dem geborenen entzieht sie ihre Milch, obgleich es schreit und darum bittet." Das Mittelalter hatte besondere Gebete: „Wenn die Mutter ihr Kind das erste Mal an die Brust legt", „So oft die Mutter ihrem Kind schenket". Im „englischen Gruß" heißt eine Stelle: „Selig der Leib, der dich getragen, selig sind die Brüste, die du gesogen hast." Diese Sätze werden heute noch bei den Katholiken täglich von groß und klein mit voller Unbefangenheit im Gebet gesprochen. Eine edle Auffassung der Mutterpflicht könnte also das Stillen hier schon mit dem Kinde begründen. Gleichwohl hat die Stillfreudigkeit der Mütter in katholischen Gegenden in demselben Umfang nachgelassen wie anderswo. Der „Glaube allein" tut es nicht.

Man ist allmählich von dem früheren Grundsatz abgekommen, den Müttern, besonders den bedrängten, mit des Lebens Nöten kämpfenden Müttern die Sorge für ihre Kinder abzunehmen. Im sechzehnten Jahrhundert verbreitete sich die Unsitte der künstlichen Ernährung immer stärker. Und es waren Kirchenmänner, katholische Priester und Bischöfe, die sich energisch dagegen wandten, Kinder mit der Flasche zu ernähren. Diesmal aber nicht wie früher in Form von tatkräftiger Hilfe, sondern mit schönen Reden, mit Ermahnungen und Traktätchen. Ganz wunderschön heißt es da zum Beispiel: „Die Muttermilch ist der Kinder einzigste und köstlichste Speise. Ihr sollt das Kind an eure Brüste legen! Und wenn es sich genähret hat, so wird es dieselben von selbsten verlassen — welche Mäßigkeit, welche Nüchternheit!"

Um die Mütter heute zur Erfüllung der Stillpflicht zu bewegen, bedarf es anderer Faktoren. An Stelle der Geistlichen sind die Ärzte getreten. Sie sprechen das gewichtige Wort, wo sonst der Pfarrer sagte: „Die Mutter sündigt schwer, wenn sie ihr Kind selbst stillen kann und tut es nicht." Der Pfarrer forderte das Stillen um des Seelenheils der Mütter willen, der Arzt vertritt mit seinem Verlangen die von Mutter Natur gewollte Verpflichtung, deren Unterlassung schwere organische Störungen nach sich zieht, nicht bloß dem Kinde verderblich werden kann, sondern auch die Gesundheit der Mütter bedroht. Auch der Volkswirtschaftler spricht mit. Er leitet die Pflicht des Stillens von dieser Tatsache ab: Die Sterblichkeit der Brustkinder ist im Verhältnis zur Sterblichkeit der Flaschenkinder erheblich geringer. Die letzteren sind um so gefährdeter, je jünger sie sind, je widerstandsloser sie in die heiße Jahreszeit eintreten und in je schlechteren sozialen Verhältnissen die Eltern leben. Sterben von 100 Brustkindern unterm Jahr vielleicht 7, so darf man für 100 Flaschenkinder im selben Zeitraum 25 Todesfälle annehmen. Dabei ist aber immer zu berücksichtigen, daß das Brustkind der allerärmsten Frau noch besser daran ist wie das Flaschenkind irgendeiner wohlhabenden Mutter. Denn für den kleinen Säugling ist nichts so wichtig, als daß ihm der natürliche Quell der Mutterbrust fließt. Durch ihn werden ihm aus dem Mutterblut gewisse Stoffe übertragen, die ihn für längere Zeit schützen, und damit ist es für sein Gedeihen gleichgültig, ob seiner Eltern Wohnort mit gutem Trinkwasser versorgt ist, ob Kanalisation den Boden reinigt und Seuchen fernhält usw. Der Säugling lebt an seiner Mutter Brust in einer Welt für sich, das Flaschenkind aber ist von allen Dingen seiner Umgebung nur zu abhängig. Wo sie nicht günstig, wo sie unhygienisch sind, muß er dafür mit Kränklichkeit, mit Verderben und Sterben büßen. Darum ist der Volkswirtschaftler im Recht, wenn er mit allen Mitteln für die Stillpflicht der Mütter eintritt.

Und der Rasseverbesserer, der im letzten Jahrzehnt sich stark für das „Wohlgeborenwerden" der Menschen einsetzte, wird nach all den gemachten Erfahrungen stets und in erster Linie die Brusternährung der Säuglinge fordern. Brusternährung ergibt meist — wenn nicht infolge von Vererbung oder sozialer Not sehr ungesunde Verhältnisse vorliegen — schöne, gesunde, wohlgestaltete, geistig regsame Kinder, von denen, dafern sie sich normal weiterentwickeln, eine kraftvolle, wertvolle Nachkommenschaft zu erwarten ist.

Was hat nun der Arzt den Müttern zu sagen, welche Vor- und Nachteile vermag er stillenden und nichtstillenden zu garantieren? Mehr als manche Mutter vielleicht erwartet, wie in einem zweiten Artikel gezeigt werden soll.

o o o

## Gesetzlicher Arbeiterinnenschutz.

**Der Arbeiterinnenschutz vor dem Reichstag.** Hand in Hand mit der außerordentlichen Zunahme der Frauenarbeit treten die gemeingefährlichen Schäden der kapitalistischen Ausbeutung zutage. Sie werden zweifellos durch die bei Kriegsausbruch verfügte Einschränkung des Arbeiterinnenschutzes erheblich gesteigert. Es wird daher von den berufenen Arbeitervertretungen immer dringender gefordert, diese Beschränkungen wieder aufzuheben und durchgreifenden Schutz der Arbeiterinnen zu schaffen. Bei den letzten sozialpolitischen Beratungen im Reichstag — den Verhandlungen über den Etat des Reichsamts des Innern, insbesondere den Gehalt des Staatssekretärs — wurden neuerlich einige entsprechende Anträge gestellt. Ein Antrag der Sozialdemokratischen Arbeitsgemeinschaft forderte eine schleunige Aufhebung des Gesetzes vom 4. August 1914, durch das die Möglichkeit einer Außerkraftsetzung der Schutzvorschriften für Arbeiterinnen und jugendliche Arbeiter vorgesehen ist. Die sozialdemokratische Fraktion (sogenannte alte Fraktion) verlangte dieses: Angesichts des Umstandes, daß während des Krieges die Arbeiterinnen zahlreicher und angestrengter als bisher beschäftigt werden, veranlassen zu wollen, daß das Reichsamt des Innern gemeinsam mit dem Kriegsamt schleunigst neue, für das ganze Reich gültige Arbeiterschutzvorschriften erläßt und mit Hilfe der Bundesstaaten durchführt, und zwar namentlich für die Betriebe der Munitions- und Schwerindustrie, die besonders gesundheitsgefährlich sind. Diese Vorschriften sollten bringen: die allgemeine Achtstundenschicht, bessere Unfallverhütungsvorschriften, umfassende Vermehrung des Personals der Gewerbeinspektionen usw. Weiter forderte die sozialdemokratische Fraktion, die Kräfte der Abteilung für Arbeiterstatistik des Statistischen Reichsamts erheblich zu vermehren. Sie sollten herangezogen werden zu sozialstatistischen Feststellungen über die Ausdehnung und Wirkung der stark gestiegenen Frauenarbeit; zur rascheren Bearbeitung der arbeitsstatistischen Ergebnisse der Volkszählung vom 1. Dezember 1916, zu sonstigen Aufgaben, die für die Verbesserung des Arbeiterschutzes im Kriege dringend notwendig seien.

In den Verhandlungen wies Genosse Hoch von der sozialdemokratischen Fraktion darauf hin, daß es ganz besonders nötig gewesen wäre, die Arbeiterschutzgesetze den Kriegsverhältnissen anzupassen. Statt dessen seien vom Reichskanzler Vollmachten gegeben worden, die bestehenden Gesetze außer Kraft zu setzen. Die Wirkung war, daß in nur zu vielen Betrieben die Arbeiterschutzvorschriften aufgehalten worden sind und in noch viel mehr Betrieben die noch geltenden Schutzbestimmungen nicht beachtet werden. Die Arbeitgeber glauben, sie könnten sich das während des Krieges erlauben, und es fehlt an Aufsicht. So ist es gekommen, daß eine Masse von Arbeitern in geradezu unverantwortlicher Weise überanstrengt wird, daß Frauen und Kinder zur Arbeit gezwungen werden ohne Rücksicht auf das, was sie ertragen können. Mit solchem Raubbau werde nur ein Augenblickserfolg erzielt. Der nationalliberale Abgeordnete Stresemann war der Ansicht, daß man nach Kriegsende nachhole, was jetzt versäumt werde. Dann müßten namentlich auf dem Gebiet der Frauenarbeit, auf dem Gebiet des Schutzes der Arbeiterinnen diejenigen Anregungen in großzügiger Weise zum Gesetz erhoben werden, die sich bisher nicht in dem Ausmaß durchgesetzt hätten, wie es die Rücksicht auf diesen Teil der Bevölkerung verlange. Der Abgeordnete v. Brockhausen, ein Konservativer, hielt es für unmöglich, während des Krieges manche sozialpolitische Bestimmung wieder in Praxis zu stellen, die bei Kriegsbeginn aufgehoben worden sei. Jetzt sei Not an Mann, eine Herabsetzung der Arbeitszeit dürfe nicht erfolgen.

Besonders ausführlich behandelte Genosse Büchner von der Sozialdemokratischen Arbeitsgemeinschaft die Frage. Er führte aus, daß während des Krieges Anforderungen an die Arbeiter und Arbeiterinnen gestellt würden, die zumal bei der ungenügenden Ernährung alles Menschliche überschritten. Die Arbeitgeber hätten jetzt freie Hand, im Interesse des heiligen Profits die Arbeitskraft gründlich auszunutzen. Dieser Lage der Dinge, die jetzt schon Jahre dauert, müsse die Volksvertretung den größten Widerstand entgegensetzen. Die Zahl der erwerbstätigen Frauen, so erklärte der Abgeordnete Büchner, wächst von Tag zu Tag, dieweil sie meist billiger, sehr oft auch williger als die Männer sind, demzufolge ein willkommenes Ausbeutungsobjekt. Nicht nur wochentags müssen die Arbeiterinnen in gefahrdrohenden und gesundheitsschädlichen Betrieben 10 bis 12 Stunden schaffen, auch Sonntags werden sie nicht verschont. Selbst in den Staatsbetrieben müssen die Frauen täglich elf Stunden arbeiten, Sonntags sechs Stunden. Mit dem Zu- und Abgang von der Wohnung kommen täglich 14 bis 15 Stunden der Anspannung heraus. Der größte Teil der Frauen hat dabei noch eine Häuslichkeit zu versorgen, Lebensmittel herbeizuschaffen usw. Diese Frauen gehören zu den geplagtesten Geschöpfen, die auf der Welt sind. Zermürbt und abgerackert verfallen sie Nervenleiden, Blutarmut, Unterleibsleiden usw. Dabei ist nicht zu vergessen, daß diese Frauen Trägerinnen des Nachwuchses unseres Volkes sind. Leider existieren die Gewerbeaufsichtsbeamten seit Beginn des Krieges so gut wie nicht mehr. Es sind aber genügend hochintelligente Arbeiter und Arbeiterinnen vorhanden, die die Gewerbeaufsicht ausüben könnten.

Auf diese Ausführungen erwiderte Staatssekretär Dr. Helfferich, die Schicksalsstunde verlange, daß wir frei von Sentimentalitäten seien. Der Arbeiterschutz dürfe nicht über die Kriegsnotwendigkeiten gestellt werden. Nur soweit die Notwendigkeit vorlag, sei er eingeschränkt worden. Der Reichskanzler habe keinen Gebrauch von der Befugnis gemacht, generelle Ausnahmen zuzulassen, auch nicht die Landesregierungen. Jeder Fall sei einzeln geprüft worden. Hierzu bemerkte der Reichstagsabgeordnete Molkenbuhr von der sozialdemokratischen Fraktion, die Ausnahmen habe man so oft eintreten lassen, daß sie zur Regel geworden seien. Die Schutzvorschriften wären zur Erhaltung der Gesundheit des Volkes geschaffen worden. Für den Schutz der Gesundheit zu sorgen, dazu hätten wir jetzt stärkere Veranlassung als in Friedenszeiten. Menschenopfer habe es genug gekostet. Die Schutzvorschriften setzten auch die Leistung der Arbeit nicht herab. Jeder wisse, daß mit einer Abkürzung der Arbeitszeit die Leistungsfähigkeit steige. Der Redner der Sozialdemokratischen Arbeitsgemeinschaft, Abgeordneter Horn (Sachsen) ging besonders auf die Frauen- und Kinderarbeit in den Glashütten ein. Der Verband der Glasarbeiter hat festgestellt, daß 600 Kinder und Frauen allein vor den Glasöfen auch des Nachts beschäftigt werden. In Wirklichkeit ist die Zahl der gesetzwidrig beschäftigten Frauen und Kinder viel größer. Die Regierung müsse nach dem Rechten sehen, damit der alte Unfug der Gesundheitszerrüttung aufhöre. Für die sozialdemokratische Fraktion behandelte noch der Abgeordnete Brühne die Frage eingehend. Er wünschte, daß all die Dämchen, die auf der Straße auf und ab laufen, um ihren Putz zu zeigen, einmal ein Vierteljahr in der Munitionsfabrik arbeiten sollten. Solche Dämchen erheben noch gegen die Arbeiterfrauen schwere Vorwürfe, daß sie unterstützt sein und nicht arbeiten wollen.

Die Abstimmung über die drei Anträge ergab ihre Ablehnung. Eine Besserung der Zustände ist nicht einmal versprochen worden. Erst nach dem Kriege will man gnädig darauf zurückkommen. Beim Titel Reichsgesundheitsamt wiesen die Genossen Kunert und Hoch nochmals auf die Gefahren der kapitalistisch ausgebeuteten Frauenarbeit hin. Auch sie erhielten keine Zusagen auf Abstellung der schreienden Mißstände. Es wird zunächst alles beim alten bleiben, solange die Arbeiter und namentlich auch die Arbeiterinnen die alten bleiben: eine große, geduldig kreuztragende Masse. F. Kl.

## Feuilleton

### Auf dem Ozean in der Blockadezone.

Von Alexandra Kollontay.

**Keine Brücke für ein Zurück.**

Abschied von den Genossen in Amerika; letzte Händedrücke und Grüße für die sozialistischen Freunde in Europa; eilige Erledigung einiger geschäftlicher Angelegenheiten, gute Ratschläge. Die Brücke, die unser Schiff mit dem Gestade Amerikas verbindet, wird langsam gehoben. Nun gibt es kein Zurück mehr. Nur vorwärts geht der Weg. Vorwärts durch die rasenden Wellen des grenzenlosen Ozeans. . . .

Unwillkürlich wird das Herz beklommen, und die Augen suchen gierig unter den Zurückbleibenden nach bekannten Gesichtern. Dort in der bunten Menge, die sich auf der Landungsbrücke drängt, steht eine kleine „Internationale" beisammen: russische und deutsche, skandinavische und amerikanische, lettische und holländische Genossen. Mit weißen flatternden Tüchern, mit dunklen Hüten winkt man Scheidegrüße. Ein Nebeneinander von freundlich-lächelnden und ernst nachdenklichen Gesichtern. Immer undeutlicher wird die Menge der Freunde am Ufer. Der Winternebel verhüllt mit einem grauen

Schleier den Pier und die imposanten Umrisse der New Yorker Wolkenkratzer.

Energisch, im rhythmischen Takt arbeiten die Schiffsmaschinen. Leise, wie die liebende Hand einer Mutter, wiegt der Atlantische Ozean unser Schiff, den „Bergensfjörd". Die banalen Klänge einer amerikanischen Tanzmelodie, vom Schiffsorchester gespielt, verfliegen in der unbegrenzten Weite.

Man schaut sich um, man studiert die Gesichter der Mitreisenden. Ein freudiges „Hallo!" Ein norwegischer Bekannter aus Christiania. Viele Russen, meist Leute, die zur anderen, zur „feindlichen" Welt gehören. Leute, die im Auftrag der russischen Regierung reisen. Dazwischen die anmutige Gestalt der bekannten jungen Ballerina Olga Spezivzewa, die von einer Tour durch die Vereinigten Staaten heimkehrt. Mit großen Kinderaugen sieht sie in die Welt, etwas Wehmütiges spricht aus den Falten am Mund. Trauer überschleicht einen, wenn man an das unvermeidliche, traurige Schicksal eines Ballettsternes in dem russischen Hofballett denkt, diesem Harem der Zarenfamilie.

Ein älterer Herr mit grauem Tolstoibart und klugen gutmütigen Augen fällt unter den Passagieren auf. Ich erkenne in ihm sofort die in Amerika bekannt gewordene Gestalt eines sehr angesehenen russischen Journalisten, der sich mit größter Hingabe der Unterstützung von russischen Kriegsgefangenen gewidmet hat. Von der Schweiz aus, wo sich die Zentrale für Kriegsgefangenenhilfe befindet, begab er sich, Gefahren und Schwierigkeiten überwindend, über Frankreich nach Amerika, um auch dort für tatkräftige Unterstützung der Gefangenen zu wirken. Nicht nur, um Geld zu sammeln, auch „geistiges Brot" tat den Gefangenen not. Bücher, Zeitschriften, „radikale" Literatur, die die Männer politisch und sozial wecken soll. Obwohl unsere Anschauungen nicht ganz übereinstimmen, empfinde ich doch für den edlen Mann hohe Achtung. Sein ganzes Leben ist ein Kampf für Grundsätze, seine Laufbahn, seine Familie, alles hat er der „Idee" geopfert, die ihn beseelt.

Die Abenddämmerung verschlingt die Küstenlinie. Nur in weiter Ferne blinken noch hier und da die schwachen Lichter der Leuchttürme. Nun sind wir in der Macht des Ozeans, seiner Laune ausgeliefert. Als ich in die dunklen rollenden Wellen hinabblicke, erfaßt mich ein seltsames Gefühl der Einsamkeit, der Hilflosigkeit. Ich fühle die Hand des Schicksals. So winzig klein erscheint auf der dunklen Fläche des bewegten Weltmeeres unser Ozeandampfer, der „Bergensfjörd"! ... Düster schlagen die Wellen gegen Bord, und salzige Tropfen fliegen mir bis ins Gesicht. Dunkle Wellen mit gurgelndem weißem Schaum gekrönt.

Was braut der Ozean? Welche Möglichkeiten, Gefahren, Ereignisse ruhen verborgen in den Tiefen des Wasserwegs nach dem verschneiten Norwegen? Ein helles Signal tönt durch die Luft — die Reisenden werden zu Tisch gerufen. Im hellerleuchteten Speisesaal herrscht muntere Stimmung. Farbenfrohe Blusen, lächelnde Frauengesichter; Herren, die mit besonderem Vergnügen ihre Serviette aufrollen und sich für ein wohlschmeckendes Mahl vorbereiten. Die Meerluft macht Appetit. Teller und Gläser klirren, liebenswürdige Unterhaltung klingt dazwischen, Musik flutet durch den Raum und Licht, viel Licht. ...

Die beklommene Stimmung schwindet, die düsteren Ahnungen von vorher, dort auf Deck, sie verfliegen. Gefahr? Tragische Möglichkeiten, die der Weltkrieg schafft? All das scheint unwirklich und unwahrscheinlich im anheimelnden, lichtfunkelnden Speisesaal. Es herrscht jene „Feststimmung", die für weite Schiffsreisen so charakteristisch ist. Die Menschen sind von ihren alltäglichen Geschäften und Sorgen befreit, aus der eintönigen Berufstätigkeit herausgerissen. Sie fühlen sich wie „in Ferien". Sie werden wie mit einem Schlag viel ungezwungener, natürlicher, viel sozialer. Jeder versucht die Zeit möglichst angenehm zu verbringen. Hier spielt man Karten, da diskutiert man freundschaftlich; man ergötzt sich an Sportspielen und Flirt, man tanzt und macht neue Bekanntschaften. Die Glücklichen! Sie können ohne Sorgen in die Zukunft schauen! Ihnen ist der Aufenthalt in England und die unvermeidliche „Gefangenschaft" in Kirkwall nur eine lästige Unbequemlichkeit! Nicht so empfinden die Reisenden, deren Papiere den strengen Vorschriften der Kriegszeit nicht ganz entsprechen, und in deren Koffern die Resolutionen und Aufrufe der „Internationalisten" ruhen.

„Ist die Revision in Kirkwall streng? Noch strenger als im vorigen Jahre?" „Wird auch das Reisegepäck der Russen untersucht? Sogar das Handgepäck? Und die Kabine?" Zwei Paar sorgenvoller Augen begegnen sich immer öfter. An Bord des Schiffes, wo Ferienstimmung herrscht, sind zwei Menschen, die weltenweit von solcher Stimmung entfernt sind. Aber das sorglose Lächeln muß gewahrt werden. Es ist bekannt, daß sich auf jedem Schiff ein geheimer Agent befindet, der für die Verbandsmächte reist, welche für die „Freiheitsidee" kämpfen. Auch an Bord dieses norwegischen Dampfers steht man unter der peinlich strengen Obhut der Diener des Zaren und seiner verbündeten Freunde. ...

### „Zeitvertreib."

Am zweiten Tage der Reise gibt es wie üblich einen „Rettungsdrill". Auf Signal müssen sich alle Passagiere mit angelegtem Rettungsgürtel auf Deck einfinden. Es gibt keine Ausrede, alle müssen mitmachen, sogar Seekranke werden zum Drill gerufen, und öfters wirkt die kleine Aufregung als beste Medizin für sie. Die frische Luft, die Hast, die Bewegung, all das regt die Blutzirkulation an, und das Unwohlsein vergeht oder wird wenigstens erträglicher.

An einem Abend hält gewöhnlich der Kapitän einen Vortrag. Einen interessant zusammengestellten Vortrag, der anschaulich und tatsachenreich über Golfstrom und Winde, Eisberge und Minengefahr belehrt und auch Blicke in die Geschichte des alten Wikingerhafens Kirkwall tun läßt. Zum Schlusse des Vortrags erscheinen auf der weißen Leinwand Lichtbilder von Norwegen. Die heimreisenden Norweger jubeln, aber auch die Fremden bewundern die unvergleichliche Herrlichkeit der norwegischen Natur. Nach dem Ruß und Staub der amerikanischen Städte freut man sich besonders auf die schönen, waldgeschmückten Gebirge. Norwegen, du Land der herben nordischen Schönheit, bald werde ich dich wiedersehen! Aber ... zwischen mir und Norwegen liegt noch eine gefahrdrohende Schranke: die alte Hafenstadt der Wikinger: Kirkwall!

Besorgte, fragende Blicke reißen sich von den Lichtbildern los, die die prächtige norwegische Landschaft wiedergeben. Die Gedanken wandern flüchtig weit über die rollenden Wellen des Ozeans zurück. Sie lassen sich in New York nieder, in der kleinen Redaktion des russischen sozialistischen Blattes, deren Räume so eng und bescheiden, aber immer mit Leben und Gespräch erfüllt sind. Dort werden viele Pläne geschmiedet, dort herrscht ein mutiger, kampfeslustiger Geist. Dann kehren die Gedanken um nach dem Osten und eilen über die blutgetränkten Schlachtfelder, über die schneeglänzenden Schweizer Alpen in die lebensprühende Stadt Bern, wo Genossen auf Nachrichten von jenseits des Ozeans warten.... Ach ja! Aber das langweilige, unangenehme Kirkwall! Vor zehn Jahrhunderten waren es norwegische Seeräuber, die den Reisenden das Leben sauer machten, jetzt ist es eine hochzivilisierte Großmacht, ist es das gewaltige Insel- und Kolonialreich, das dem Beispiel der halbbarbarischen Wikinger folgt!

Eine Zeitung, die „Atlantic News" (Atlantische Nachrichten), erscheint allabendlich an Bord. An dem ersten Tag unserer Reise bringt sie nur kurze, nichtssagende Nachrichten. Aber nun kommt ein neuer, Unruhe weckender Ton in ihre Spalten: Verstimmung, Gegensatz zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten wegen des verschärften, unbeschränkten Unterseebootkriegs. Im Rauchsalon wird darüber lebhaft, ja hitzig debattiert. Die Gesichter der Reisenden werden ernst und sorgenvoll, ängstlich. Aber der Kapitän ist zur Stelle, um unnötige Besorgnis und Angst zu zerstreuen. „Ah bah, nichts als ein inoffizieller Zeitungsbluff. Gar kein Grund zu Besorgnis. Im gedrängten Telegrammstil klingt jede Nachricht sensationell." Und die Gesichter werden wieder unbekümmert und heiter. Wieder fliegt Lachen und Schwatzen über Deck und durch die Gesellschaftsräume des Schiffes, wieder klirren Gläser, und fröhlich, wie bei einem Feste, spielt das Schiffsorchester amerikanische Tänze.

Abends soll der russische Journalist einen Vortrag über die Lage der Kriegsgefangenen halten. In russischer Sprache: es sind so viele Russen an Bord des Schiffes, meist wohlhabende Leute. Hier haben diese Gelegenheit, ihr Geld für einen besseren Zweck als für Champagner und Likör loszuwerden, sagte sich der Herr, und er ging ans Werk. Nur eine Handvoll Russen hat sich zum Vortrag versammelt. Bei den Anhängern der zarischen Regierung ist die Idee der Kriegsgefangenenhilfe „unpopulär". Die Regierung Nikolaus' will den in Deutschland und Österreich darbenden russischen Kriegsgefangenen keine materielle oder sonstige Hilfe leisten. Leute, die sich dem Feind ergeben, sind nach ihrer Ansicht „Vaterlandsverräter", mögen sie also nur zugrunde gehen. In Rußland gibt es noch genügend Arbeitskräfte, und wenn es an einheimischen Lohnsklaven mangeln sollte, so werden noch billigere „Hände" eingeführt: Chinesen. Der Import von chinesischen Arbeitern nach Rußland ist zurzeit „ganz modern".

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlich für die Redaktion: Frau Klara Zetkin (Zundel), Wilhelmshöhe, Post Degerloch bei Stuttgart.
Druck und Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G.m.b.H. in Stuttgart.